



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

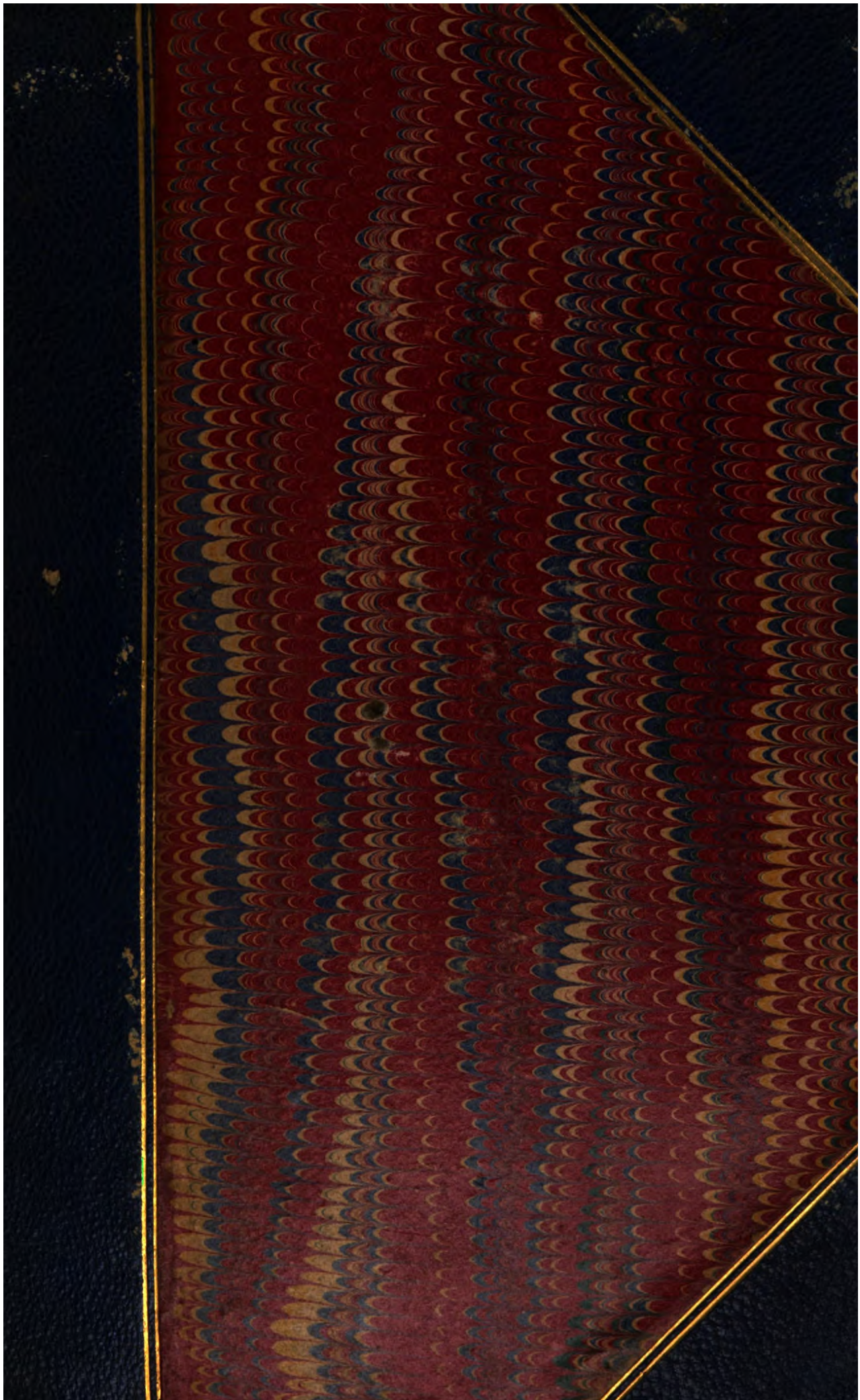
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

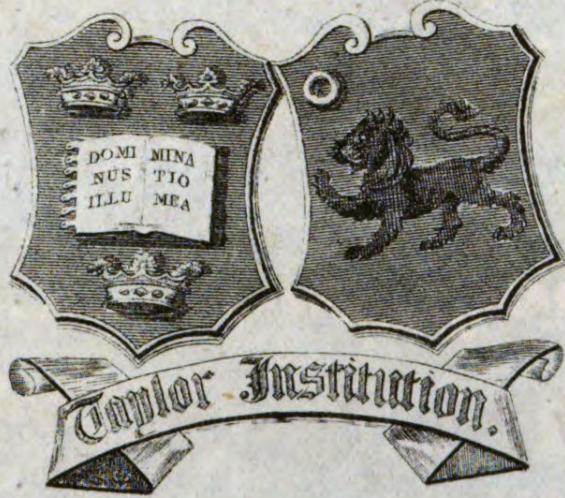




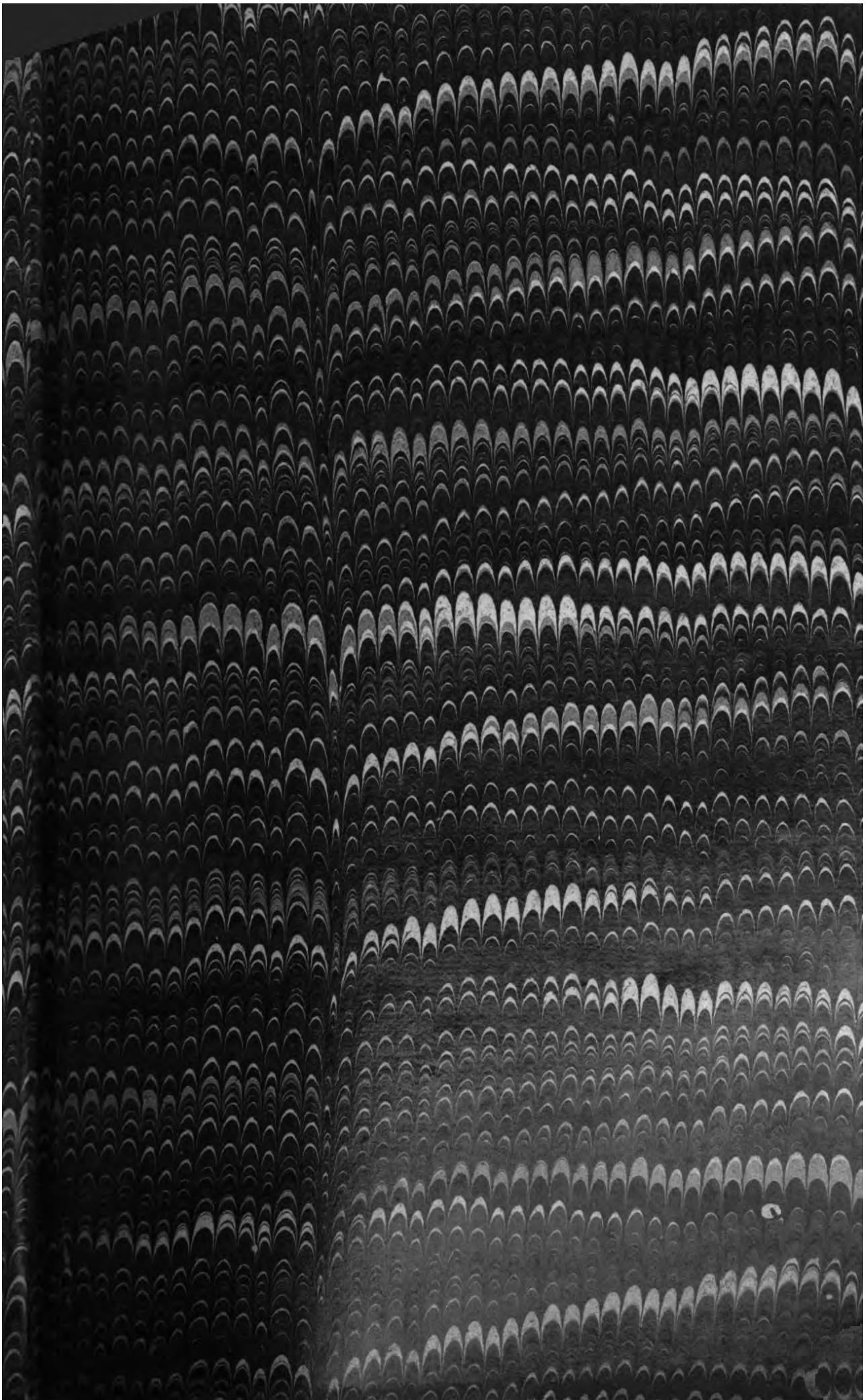
✓

46 e 34

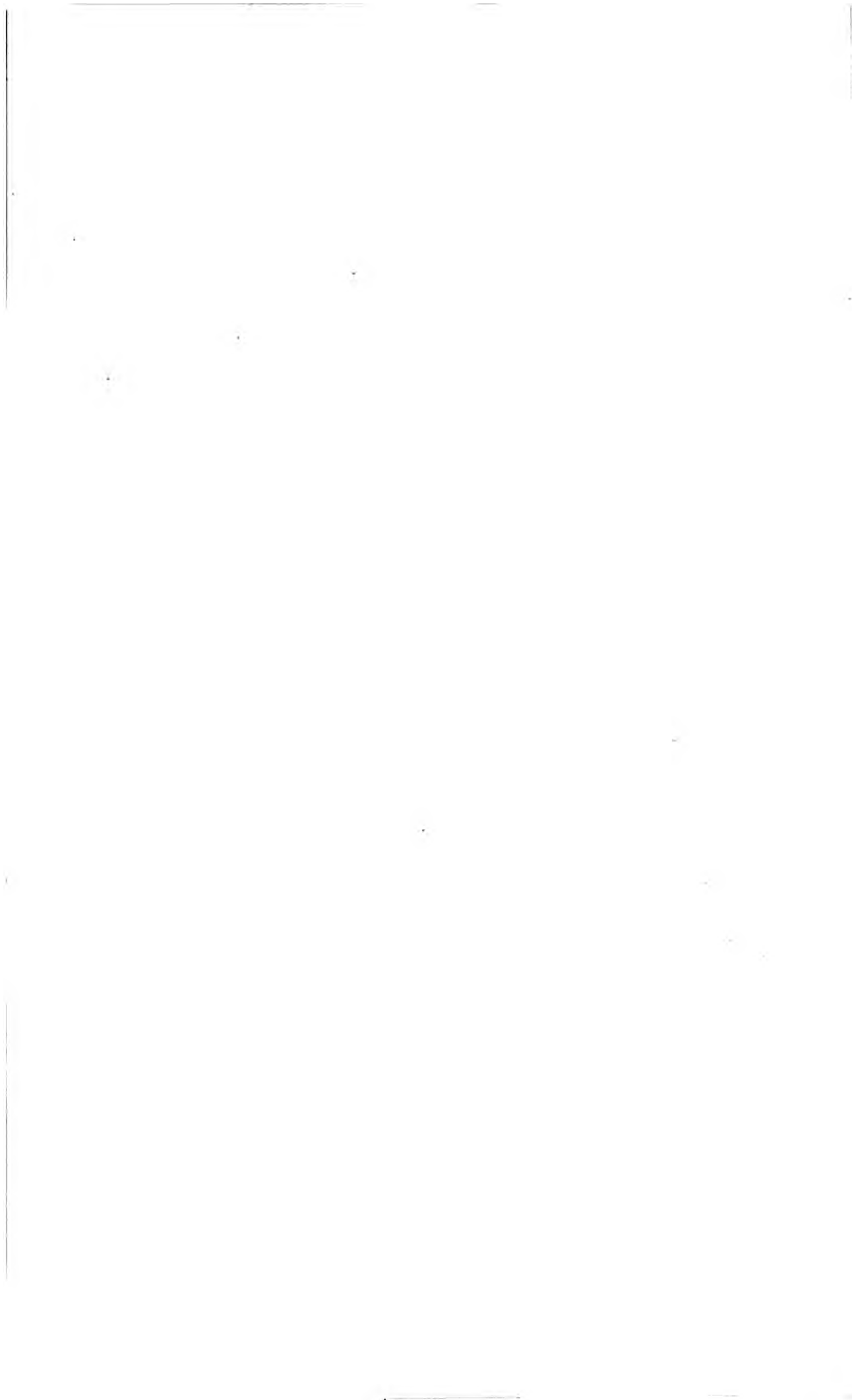
349 e 39





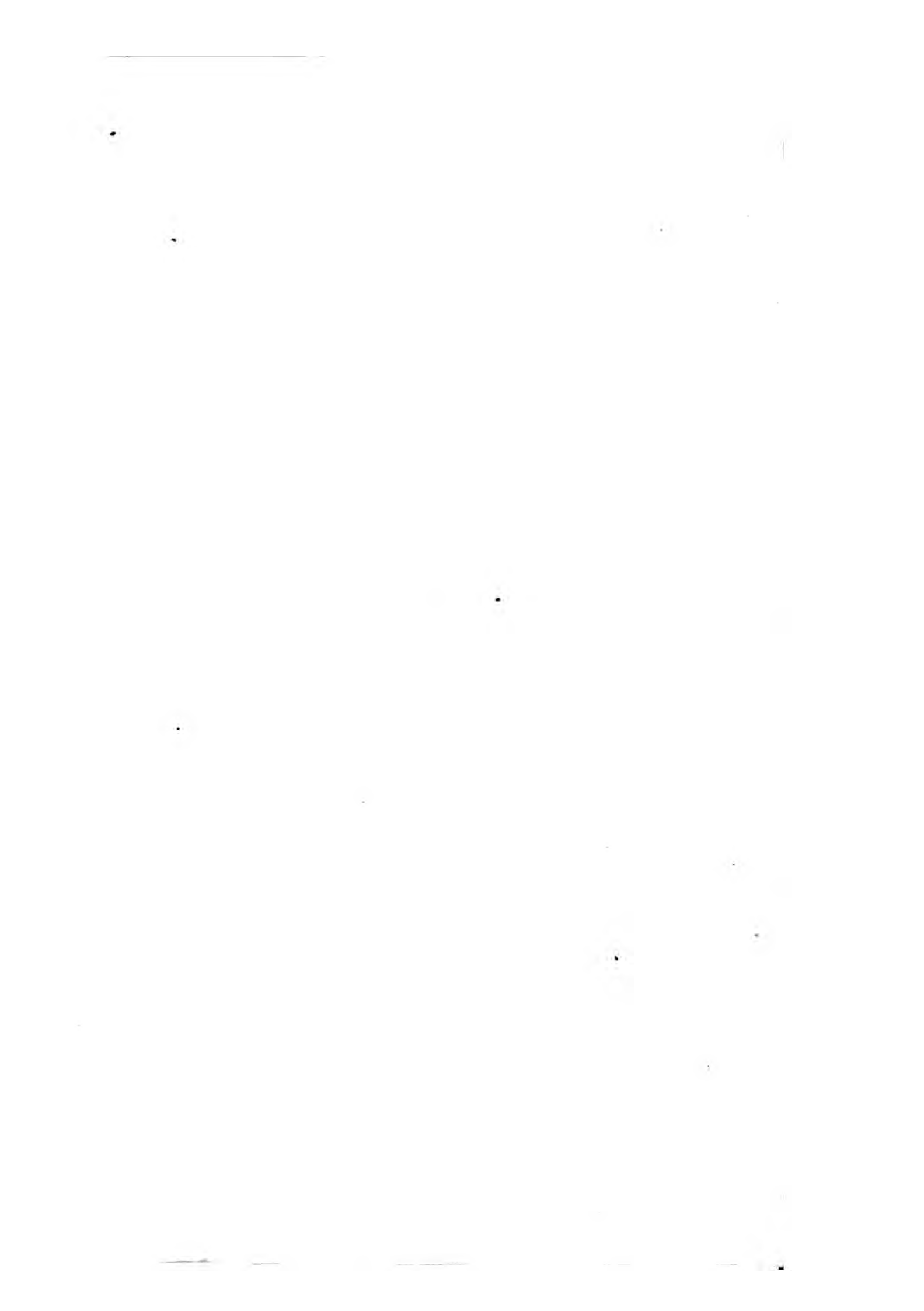


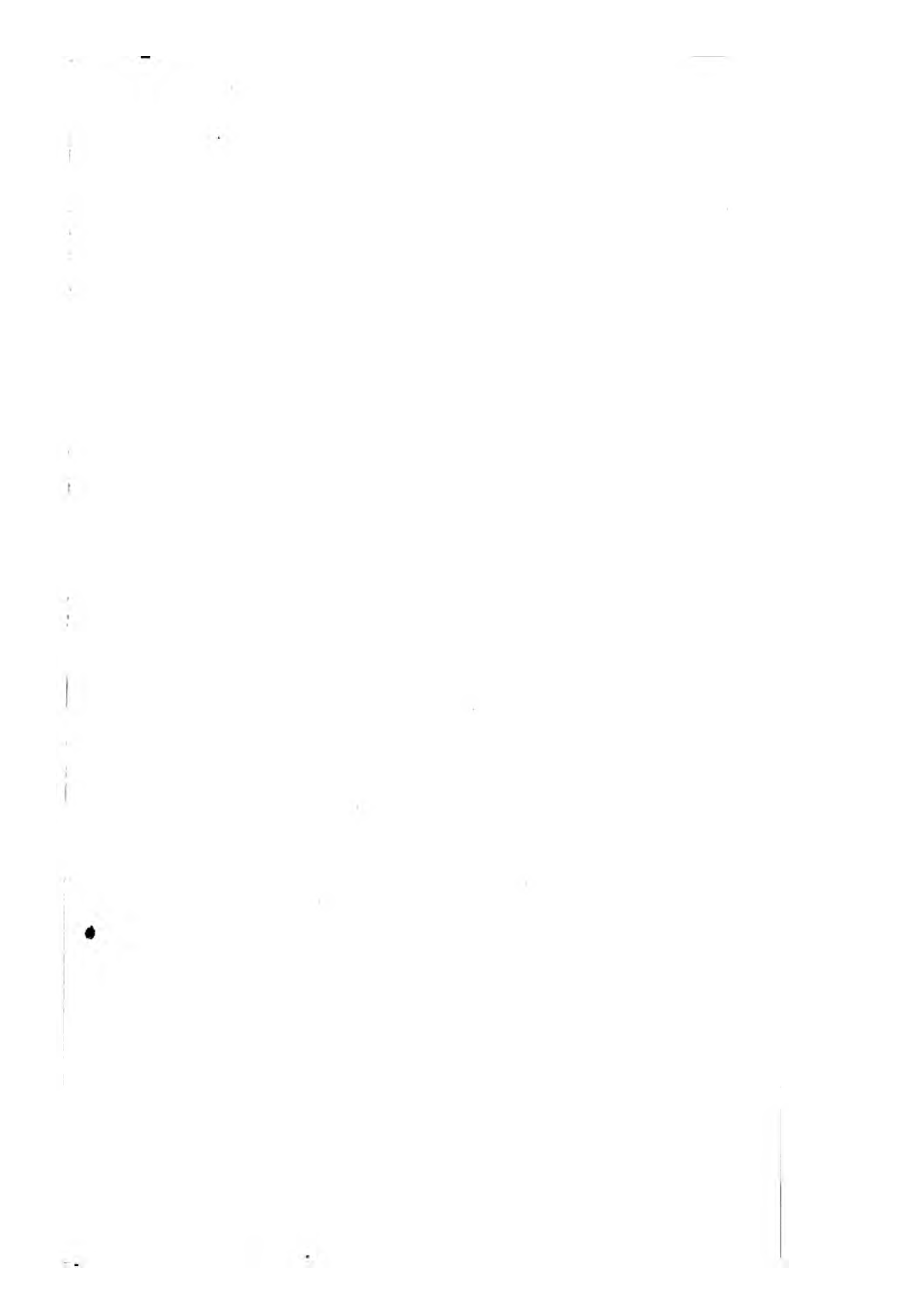
















*Herzogin von Orleans.*

# Erinnerungen

aus dem Leben

der königlichen Hofdame

## Eleone Louise Herzogin von Coburg

geborenen Prinzessin von S. Koenig & P. 1802.

Nach ihren eigenen Briefen zusammengefaßt

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert

Mit einem Portrait.

Achte Auflage.

---

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1877.



*Orleans.*

# Erinnerungen

aus dem Leben

Ihrer königlichen Hoheit

## Helene Louise Herzogin von Orleans

geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit einem Portrait.

Achte Auflage.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1877.

~~45 e 39~~

49 e 39



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



## Vorwort zur sechsten Auflage.

---

Es war meinem seligen Schwiegervater nicht beschieden, die Vollendung der sechsten Auflage der vorliegenden Schrift zu erleben; doch hat er sich mit ihr noch in seinen letzten Tagen sehr ernstlich beschäftigt, und man darf sagen, daß sie es war, auf welche sich die letzte seiner irdischen Sorgen bezog.

Die liebevolle Sorgfalt, mit der er dieses Buch der Erinnerungen verfaßt hat, gibt sich auf jedem Blatte desselben zu erkennen; es war in noch höherem Sinne, als wir es von einem seiner früheren, so reich gesegneten Werke sagen dürfen, das Buch seines Herzens. Er konnte daher wohl hoffen, daß es bei seinen zahlreichen Freunden im lieben deutschen Vaterland keine ungünstige Aufnahme finden werde; aber der Erfolg hat alle seine Erwartungen weit hinter sich gelassen, und es hat ihn selbst in Erstaunen gesetzt, daß sein Buch in einer Zeit der größten Aufregung und Besorgniß, in welcher alle Geschäfte, auch die des Buchhandels, stockten, eine Auflage nach der andern erlebte, weil die Nachfrage nicht abnahm, sondern fortwährend stieg. Er war aber weit davon entfernt, diesen großen Erfolg sich selbst zuzu-



schreiben. Wie er in seinem Vorwort gesagt hat, der Inhalt seines Buches sei nicht seine eigene Sache, sondern „die Sache des Herrn, in dessen Dienst und Aufsehen er auf seiner langen Fahrt gestanden,“ so erkannte er auch in der weiten Verbreitung desselben eine höhere Hand, und nun sah er sogar in der Art, wie es entstanden war, eine Fügung, die ihm der Beachtung würdig zu sein schien.

Das unerwartete Abscheiden der Herzogin Helene, von der er noch kurz zuvor jene ahnungsvolle Zuschrift vom Osterfest 1858 empfangen hatte, ergriff ihn sehr; denn das Verhältniß zu dieser schwerkgeprüften, aber hochgesegneten Fürstin, das Vertrauen, mit dem sie ihm, dem alten Freunde, immer aufs Neue ihr Inneres aufschloß, hatte ihn vierzig Jahre lang wahrhaft beglückt. Als das Schmerzliche der Trennung überwunden war, trat ihm die Lebensführung der Vollendeten in ihrer hohen Bedeutsamkeit vor die Seele, und noch im Herbst jenes Jahres entstand in ihm, als er ihre Briefe ordnete, der Wunsch, daß ihm verliehen werden möge, das Bild ihres Lebens darzustellen. Er hatte die Ausführung schon begonnen, als er wahrnahm, daß sein Material, so werthvoll es war, zur vollständigen Herstellung des Bildes, wie es ihm vor der Seele schwebte, doch nicht hinreiche. Er wendete sich daher an Herrn Pastor Kennecke in Dargun, den früheren Lehrer der Herzogin Helene, und an ihre Jugendfreundin, Fräulein von Stenglin, und bat sie, ihm aus dem Schatz ihrer Erinnerungen mitzutheilen, was ihm noch fehlte.

Da empfing er denn von dem Ersten zu verschiedenenmalen Einzelheiten, die ihm zum Theil sehr werthvoll erschienen. Fräulein von Stenglin aber übersendete ihm mit unerwarteter Schnelle wohlgeordnete Aufzeichnungen, welche sich über alle Ereignisse im Leben der Herzogin, bald nur andeutend, bald in ausführlicher Darstellung verbreiteten. Seine Freude über diese Mittheilungen war außerordentlich, denn er sah in ihnen „das Grundgewebe“ für seine eigene Arbeit und es erregte seine Bewunderung, wie schön die Arbeit der Freundin mit seiner eigenen zusammenstimme, mit der sie unter seinen Händen zu einem wohlabgerundeten Ganzen zusammenschmolz. Schon waren die ersten Bogen gedruckt, als ihm eine neue Quelle der Mittheilungen, und zwar die reichhaltigste von allen, zu fließen begann. Denn durch die Huld der Frau Erbgroßherzogin wurde ihm die ganze Sammlung der Briefe, welche sie von ihrer Tochter, der Herzogin Helene, empfangen hatte, mitgetheilt, und es war ihm vollkommen frei gestellt, aus diesem köstlichen Schatze Alles auszuheben, was für sein Buch geeignet erschien. Mit unbeschreiblicher Freude las er diese Briefe, denn sie waren es, die ihm, wie er sagte, „erst den Eingang zum innersten Heiligthum der auserwählten Seele der Herzogin eröffneten.“ Nun sah er sich im vollen Besitz alles dessen, was er bedurfte, und es war für die Seinen wahrhaft erhebend zu sehen, mit welcher Frische und Ausdauer er sich seiner Arbeit hingab und wie diese dem Hochbejahrten gelang.

Er nahm dieß Alles als eine Gabe von oben mit dankbarer Freude hin; doch vergaß er hierüber keineswegs den Dank, den er den Freunden für ihre Förderung des Werkes seiner Hände schuldig war. Der aufmerksame Leser des Buches wird an mehreren Stellen desselben den Ausdruck der liebevollsten Anerkennung finden. Aber ihm selbst genügte dieß noch nicht, und es gehörte zu den letzten Anliegen, die ihn vor seinem Heimgang beschäftigten, daß die sechste Auflage mit einem bessern Ausdruck seines Dankes ausgestattet, und daß in ihr die Geschichte der Entstehung seines Buches in ihr volles Licht gestellt werden möchte, um den Dank, der ihm für dasselbe von vielen Seiten dargebracht worden war, auf diejenigen hinzuleiten, ohne deren Unterstützung er außer Stande gewesen wäre zu leisten, was er geleistet hat.

Es war mir eine süße Pflicht, diesem Wunsche des seligen Vaters, so gut ich es vermochte, nachzukommen.

Doch ich darf nicht versäumen, zum Schluß auch dem Herrn Professor Dr. Hamberger in München, dem Freunde unseres Seligen, für die Verdienste, die er sich um die vorliegende Ausgabe erworben hat, unsern herzlichsten Dank zu sagen.

Ansbach, den 5. August 1860.

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,  
Consistorialrath.

## Vorwort des Verfassers.

---

Ein Schiffer, dessen altes, gebrechliches Boot mitten im stürmischen Meere seinem unvermeidlichen Untergang an den Felsenklippen sich nahet, will noch, ehe er versinkt, eine kostbare Urkunde retten, die seiner Hand anvertraut war. Er legt die Rolle der beschriebenen Blätter in ein versiegeltes Gefäß, welches er aus dem untersinkenden Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das leichte Gefäß, so hofft er, wird schwimmend aus dem Wellengrab hervorgehen und, wenn der Aufruhr der Elemente gestillt ist, in die Hände Derer geführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zuge-dacht war.

So läßt auch der Verfasser des hier vorliegenden Buches die beschriebenen Blätter desselben in die Sturmfluthen einer Zeit hineinfallen, darin das Geschrei eines entfesselten Wahnsinnes die Ohren des jetzt lebenden Geschlechtes, wir wissen nicht auf wie lange hin, betäubt.

Warum sollte er das nicht thun? Ist doch das, was jene Blätter berichten, nicht seine eigene Sache, sondern die Sache des Herrn, in dessen Dienst und Aufsehen er auf seiner langen Fahrt gestanden, des

Herrn, dessen wunderbarer Rath und Wille seines Angesichtes Leitstern, seine Zuversicht und Kraft war im Ungewitter und Sturm.

Was ich hier gebe, das sind Erinnerungen, welche zu den werthvollsten und besten meines ganzen fast achtzigjährigen Lebens gehören. Erinnerungen an eine Erscheinung, die mir einst, gleich einem Wesen aus der Welt der Mahanaim, begegnet und vorübereilend aus den Augen verschwunden ist. Aber die Züge ihres Bildes sind mir geblieben, und die Stimme der nicht mehr Gesehenen, aber dennoch nahe Gebliebenen habe ich fortwährend vernommen, bis sie auch mir im Grab verstummt ist.

Es ist das Lebensbild einer seltenen Fürstin, das ich hier darzustellen versuchte; einer Fürstin, welche den hohen Beruf ihres Standes: vielen Seelen auf dem Weg des Heiles mit ihrem Wort und Wandel voran zu leuchten, klar erkannt und treulich erfüllt hat. Denn vor allem auf das Vorbild der Hochgestellten und Mächtigen im Volk pflegt das Auge der Menge zu schauen und nach solchem Vorbild sein Thun und Wesen zu richten. Ist es der Glanz der äußeren Herrlichkeit, der diese Wirkung hat? Wohl gut, wenn es der Glanz des Gipfels der Hochalpen ist, den die Strahlen der aufgehenden Sonne wecken, während unten auf dem Tiefland noch die Dämmerung ruhet. Denn das Morgenlicht auf der Höhe kündigt der lebenden Welt weit umher den nahen Tag an, und sie erhebt sich freudig zum gemeinsamen Werk des Tages. Nicht so, wenn ein



glühender Fels, den ein Vulkan auf das Eisgebilde der Polarnacht herauswirft, ein erwachendes Morgenlicht zu verkünden scheint. Denn seine Verkündigung ist nicht Wahrheit, sondern Lüge. Es ist nicht der Widerglanz der am Himmel stehenden Sonne, in welchem er leuchtet, sondern ein Feuer der Tiefe, das seine eigene Masse durchglüht; wer durch solchen Schein gelockt sich dem Krater nahet, der findet in seinen Flammen den Untergang.

Das Licht, in welchem die Fürstin leuchtete, von der ich hier rede, kam von oben, aus einer Sonne, deren Strahlen in allen für das Licht geschaffenen Seelen Leben erwecken und Freude. Sie war an ihren hohen Ort gestellt, um die Blicke Vieler dahin zu richten, woher ihr selber ohne Aufhören, auch mitten im tiefsten Schmerz, im schwersten Kampfe, des Lebens Tröstungen und Kräfte Friede und Freude kamen.

Ich habe im Verlauf der nachstehenden Berichte es gesagt, und ihre eigenen Briefe bezeugen es, daß ich der hohen Frau zwar nur in den Jahren ihrer frühesten Kindheit persönlich nahe stand, daß ich jedoch auch nach meiner persönlichen Trennung fortwährend mit ihr, von ihrem neunten Jahre an, bis wenig Wochen vor ihrem Tode in einem geistigen Verkehr geblieben bin. Meine eigenen, armseligen Briefe konnten es nicht sein, welche diesen Verkehr herbeiführten und erhielten, sondern ein Zug der kindlich dankbaren Treue, welcher im Wesen der Fürstin lag. Denn Treue, Wahrheit und Liebe zu Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem



Gemüthe waren die Grundzüge ihres Wesens, welches auch im höchsten Stand des Glückes demüthig und einfach, auch im äußersten Unglück freudig und getrost blieb.

Nur der eigene inwohnende Geist selber weiß es und kann es aussagen, was im Menschen ist. Wenn sein Licht keine Selbstverblendung trübt, wenn bei seinem klaren Erkennen zugleich ein aufrichtiges Gemüth ist, dann wird der Geist des Menschen das, was in ihm kämpft und fleht, ohne Aufhören dem bekennen, der in das Verborgene sieht. Aber auch andern Menschen-seelen, die aus der Wahrheit sind und denen sein Herz in Liebe zugethan ist, wird er aufrichtig und gern einen Blick in sein Inneres eröffnen.

Einen solchen Blick in das innerste Geheimniß eines Herzens, welches in seltener Treue Gott geweiht war, eröffnen uns die in meinem Buche mitgetheilten Briefe der kindlich liebenden dankbaren Tochter an ihre Mutter. Das Geheimniß, worin die Kraft lag, aus welcher die Herzogin die geistige Hoheit und Würde, zugleich mit der innigen Demuth, der Trost und die Freudigkeit auch im tiefsten Leid, der tapfere Muth in allen Gefahren kamen, war nur der des einfältigen, lauterer Christenglaubens. Die Tochter hat diesen Glauben in den Briefen an die Mutter innig wahr bezeugt; diese aber, so sehr sie es liebt, „zu wohnen im Dunkeln,“ hat den hier gemachten bescheidenen Gebrauch von dem verstattet, das sie sonst nur als ein verborgenes Kleinod bewahrte. Denn es ist nicht ein Werk, das die Menschenseele aus eigener Kraft, sondern das Gott an ihr

gethan, was uns die Briefe der Tochter kund geben, und solche Thaten Gottes sollen nicht verschwiegen bleiben, sondern zum Preise seiner herrlichen Macht auch der Welt verkündet werden.

Während die Briefe an die Mutter, um nach einem schon vorhin gebrauchten Bild zu reden, uns nicht bloß den Wiederglanz der Morgensonne am Alpengipfel zeigen, sondern uns auf die freie Höhe hinstellen, von welcher wir das aufgehende Gestirn des Tages mit eigenen Augen erblicken, sind die Briefe an mich von anderer untergeordneter Art. Diese lassen uns nur von fern den beleuchteten Berggipfel sehen, dessen Licht uns zum freudigen Beginnen des Tagewerkes erweckt. Aber auch dieser Blick aus dem dämmernden Tiefland gewährt dem aufmerkenden Auge ein besonderes Vergnügen, wenn man, sowie diese Briefe es uns möglich machen, in jenen, welche die Herzogin schon als Kind und als heranreifende Jungfrau schrieb, die stufenweise Zunahme des höher steigenden und allmählich tiefer herabfallenden Tageslichtes an dem Berge beachtet. Wie kann man schon an jenen früheren Briefen, und noch mehr an den späteren es erkennen, was das läuternde Feuer der Trübsale und Schmerzen an dieser Seele gethan hat!

So möge denn der Inhalt meines Buches bei allen Mängeln, daran sich die Schwäche der Greisenhand verräth, den Blick vieler Seelen dahin erheben, woher der Verklärten das Licht und die Kräfte ihres inneren, der freudige Muth ihres äußeren Lebens kamen. Er möge Viele auch in unsern Tagen hineinführen in jene

felige Stille, welche die Herzogin Helene nach S. 143 in der Fürstengruft zu Dreux, am Sarge des Gemahles fand. Was kann an solchem Ort, da man das Wehen „einer Lebensluft der Ewigkeit“ fühlt, den innern Frieden der Seele stören? Der Lärm auf den Gassen, sei es das Getön der Pauken und der Hall der Trommeln, mit denen ein bewaffnetes Heer zu Felde zieht, oder sei es das Geschrei der Schlagenden und der Geschlagenen, wird bald vorüberziehen; wir ruhen in der festen Burg unseres Königes, deren Mauern Heil sind, in deren Innern ohne Unterlaß der Frieden thronet, und wir empfangen da neue Kräfte zum siegreichen Kampf mit dem Unfrieden des innern, wie des äußern Lebens.

München, Ende Juli 1859.

**Der Verfasser.**

## Inhaltsanzeige.

---

Cap. 1. Das unverhoffte Glück.

Standpunkt des Verfassers der nachstehenden Schrift zu seiner Aufgabe S. 1—3.

Cap. 2. Der Weg zum Leben.

Die Führungen der frühesten Kindheit der am 24. Januar 1814 geborenen Prinzessin. — Tod ihrer Mutter am 20. Februar 1816. Eintritt des Verfassers in den Kreis der fürstlichen Kinder. S. 3—8.

Cap. 3. Der Weinstock im Garten.

Die neue Mutter. — Die anderen Hüter und Pfleger der Kindheit. — Ein Brief der neunjährigen Prinzessin. S. 8—13.

Cap. 4. Das Greifen nach der rechten Hand.

Entschiedene Richtungen und Gaben in der Natur des Kindes. — Die erste Freundschaft. S. 14—19.

Cap. 5. Der Auszug in eine Friedensburg.

Der einsame Wittwensitz am Fürstenschloß. — Kennede's Eintritt als Helenens Lehrer. — Tagesordnung und Tagesgeschäft. — Umfang und Betrieb des Unterrichts. — Die mütterliche Nähe. — Das segensreiche Wirken einer Erzieherin. — Die friedlich vereinte Gemeinde in der Friedensburg. — Eine Union im Geiste und in der Wahrheit. — Briefe aus der geistig erwachenden Kindheit. — Prinz Albrechts Reise und Aufenthalt in der Schweiz. — Ein Gedicht. S. 19—34.

Cap. 6. Tiefes Leid und hohe Freuden.

Tod der Freundin Ida von Bassewitz. — Die Feier der Confirmation. — Gedichte aus früher Zeit. S. 34—41.

Cap. 7. Eine neue Schule des Lebens.

Ein Brief aus der Friedensburg. — Reise in die Schweiz und Rückkehr zur Heimath. — Reisebilder. — Berichte aus der Nähe. — Theilnahme an Griechenlands Zukunft. S. 41—52.

Cap. 8. Wechsel von Dunkel und Licht.

Das feste Hoffen am Krankenbett der Mutter. — Der Aufenthalt im Bade zu Töplitz. — Die erste Bekanntschaft mit König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. — Kunstgenuß in Dresden. — Freuden an der Welt des Wissens während des Aufenthaltes in Jena. — Die Vorboten eines nahen Wechsels des Glückes. — Die erwachenden Sorgen um das Leben des geliebten Bruders Albrecht. — Der letzte Brief desselben an den Verfasser aus Gastein (1833). — Sein Krankenlager in Ludwigslust. — Sein Tod (18. October 1834). — Brief der tiefbetrübten Schwester. S. 52—64.

Cap. 9. Das Leben ein Traum.

Die eröffnete Aussicht auf des Lebens Zukunft und Glück. — Besuch des Herzogs von Orleans in Berlin. — Erkrankung der Prinzessin Helene. — Die Trübungen in der nächsten Umgebung. — Der stille Fortzug aus Mecklenburg. — Eintritt und freudiger Empfang im neuen Heimathland. S. 64—76.

Cap. 10. Die Ankunft am Ziele.

Das erste Begegnen des Bräutigams und der Braut. — Die Vermählung mit ihren Feierlichkeiten. — Der erste Eindruck der neuen Erscheinung. S. 76—82.

Cap. 11. Louis Philipp im Kreise der Seinen.

Züge aus der Jugendgeschichte des Königs. — Die Julirevolution (im Juli 1830). — Die Glieder seiner Familie: die Königin Amelie, der Herzog Ferdinand Philipp von Orleans und dessen Geschwister. S. 82—91.

Cap. 12. Das neue Familienleben.

Das Zusammenwohnen in Neuilly. — Die festlichen Vergnügungen. — Helenens hohes Glück und ihre Demuth. S. 92—94.

Cap. 13. Der Brief aus einem Lustgarten.

Freundliches Andenken an den alten Freund der Kindheit. S. 95—97.

Cap. 14. Die Stimme des dankbaren Kindes.

Rückkehr der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg aus Paris nach der Heimath. — Die ersten Briefe der Herzogin Helene an diese theure Mutter, aus dem Jahre 1837. — Mittheilungen aus dem Kreise des Familienlebens am Königshofe. S. 97—106.

Cap. 15. Wachstum des Glückes im Haus und Herzen.

Geburt des Grafen von Paris (24. August 1838). — Briefe der Herzogin an ihre Mutter und den alten Freund ihrer Kindheit. — Freude der königlichen Eltern an dem ihnen geschenkten Enkel. — Der Abgang des Herzogs von Orleans zu dem Heer



- nach Algier (Spätsommer 1839); die Herzogin begleitet ihn auf der Reise nach Bourdeaux und nach den Pyrenäen bis zu seiner Abfahrt. — Die Sympathien der Protestanten. — Louis Philipps religiöse Duldsamkeit. — Rückkehr des Herzogs von Orleans. — Briefe der Herzogin aus den Jahren 1840 und 1841. S. 106—131.
- Cap. 16. Ein dunkles ungelöstes Räthsel des Erdenlebens. Das Schmerzsjahr 1842. — Tod des Bruders der Herzogin in Mecklenburg am 7. März. — Der Herzog von Orleans begleitet seine kränklliche Gemahlin zu den Heilquellen von Plombières, er selbst, in der Blüthe der männlichen Jahre und in der frischesten Gesundheit, wird durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen seinem Volk wie seinem Hause entrissen (am 13. Juli 1842). Noch ein heiterer Brief an die Mutter aus Plombières, geschrieben in den Tagen des Unglücks ohne Spur einer Ahnung desselben. — Bericht von dem Tage des Jammers. — Der erschütternde Schmerz der Herzogin Helene. — Der Brief an ihre Mutter. — Theilnahme des ganzen Landes. — Brief aus Eu an den alten Freund ihrer Kindheit. S. 132—141.
- Cap. 17. Es wird wieder Licht.  
Brief aus der Stätte der Familiengruft zu Dreux an die Mutter (vom Jahre 1843). — Die erste Weihnachtsfeier der Wittwe (1843). — Die Gedenktage des Todes ihres Gemahles 1844. — Das Neujahr 1845. — Andere Stellen aus Briefen an die Mutter. S. 142—147.
- Cap. 18. Der Fortgang des äußeren Lebens.  
Liebe des Volkes zu der Wittwe. — Trost derselben an ihren Kindern. — Bekanntschaften mit Seelen, welche die Wahrheit treu und ernstlich lieben. — Theilnahme am Werke christlicher Barmherzigkeit. — Besuch der Jugendfreundin von Ranzau. — Briefe aus den Jahren 1843—1848. — Geschäftigkeit der treuen Liebe und Sorge der Herzogin bei der Erziehung ihrer Kinder. S. 147—164.
- Cap. 19. Die Februarrevolution und ihre nächsten Folgen. Die Schreckstage. — Die Flucht aus Paris. — Kurzes Verweilen im Bade Ems. — Die Vergungsstätte im Heimathlande ihrer mütterlichen Verwandten. S. 165—175.
- Cap. 20. Die Zeugnisse aus sicherster Quelle.  
Briefe aus dem Burgfrieden von Eisenach. — Die Stunden geistiger Stille. — Ein Lied von Feneberg. S. 175—181.
- Cap. 21. Tröstungen und neue Schmerzen.  
Beweise von Achtung gegen die Verbannte im Volke von Paris. — Besuche aus der Ferne, die Mutterfreuden in der Nähe. — Eine



kleine Rundreise im mittlern Deutschland. — Reise nach England und Confirmation des Grafen von Paris (im Sommer 1850). — Die letzten Tage und der Tod des Königs Louis Philipp. — Tod der Königin von Belgien. — Im Jahre 1851 innerer Frieden in äußerer Zurückgezogenheit und Stille. — Lob der Dankbarkeit. S. 181—187.

Cap. 22. Ein Vorſchmack von den Schrecken des Todes. Die Trübungen aller Aussichten in die Zukunft in den Jahren 1852 und 1853. — Reise in die Schweiz und der Landaufenthalt daselbst. — Rettung aus einer großen Todesgefahr. — Ein Brief der Geretteten. S. 187—191.

Cap. 23. Der weitere Verlauf der Pilgerschaft. Sehnsucht nach Ruhe und Abkehr von aller Politik. — Die Freude am Leben der eigenen Kinder. — Trauer um Todte in der Nähe und Ferne. — Theilnahme an den Ereignissen des Feldzuges in der Krim. — Ein Brief aus Eisenach vom Januar 1855. — Besuch des Königs Johann von Sachsen in Thüringen, sowie der Herzogin in Dresden (Frühling 1855). — Erkrankung und Gesundheitspflege; letzte Ausruhezeit und leibliche Stärkung derselben während des Aufenthalts in Italien (1856—1857). — Freundliche Erinnerungen an Innsbruck und Hohenschwangau. — Der Abschied von Eisenach. S. 191—205.

Cap. 24. Das Ende.

Die Stimme eines Ungewitters auf dem Meere. — Tod der Herzogin von Nemours (am 10. November 1857). — Das letzte Weihnachtsfest. — Die Schmerzen eines Heimwehs nach dem Frieden der Ewigkeit. — Der letzte Brief an mich (4. April 1858). — Die letzten Dienste der mütterlichen Sorge und Liebe. — Das eigene Erkranken der Herzogin. — Ihr Ende am 18. Mai 1858. — Ihr Anblick im Sarge. — Gedanken über das Vernehmen von Stimmen und das Schauen mit dem Auge. — Der Zustand der freudigen Erwartung. — Das Begräbniß in Weybridge. — Ein Nachruf über dem Grabe. S. 205—219.

---

## 1. Das unverhoffte Glück.

Noch heute halte ich mein Verirren von dem Richtweg aus dem Urseren-Thal nach Graubündten für ein glückliches Ereigniß, denn es hat mir für den Kreis meines sinnlichen Erkennens einen Gewinn gebracht, welcher durch keinen Aufwand von Zeit und Mühe zu theuer erkauft werden konnte. Ich ward damals durch mein vermeintliches Fehlgehen zu der Stätte einer jener Quellen geführt, aus denen der Vorderrhein seinen Ursprung nimmt. Wenig Wochen zuvor, ehe ich (im Sommer 1826) dahin kam, hatte diese Quelle des herrlichsten der deutschen Ströme ein edler deutscher König: Friedrich Wilhelm III. von Preußen besucht und an der erhabenen Schönheit ihrer Umgebung sich erfreut. Unten im Thale bei Chiamut hat sich das Wasser der Quellen schon zu einem schmalen vollgehenden Fluß gesammelt, welcher kräftig seinen Lauf durch die Mitte der Hochalpen beginnt, aus denen er alle Quellen und Bäche von beiden Seiten her mit sich dahin nimmt nach der Tiefe. Ich durfte den königlichen Fluß von dort oben an durch das Heimathland seiner Kindheit und frühesten Jugend begleiten zu seiner ersten Ruhestätte im See; durfte bald nachher sein kühneres Hindurchbrechen durch die Felsen bei Laufen bewundern und auf verschiedenen meiner Wanderungen seinen mächtigen Stromgang durch die ebenen Länder betrachten, in denen er überall ein reges Leben weckt und die Fülle seiner Segnungen ergießt. Ja, ich habe den Rhein bis dahin begleitet, wo er sein meistes Gewässer der mächtigern Zuströmung aus dem Nachbarlande dahin gibt und mit dieser vereint unter einem fremden Namen ins Meer sendet, in welches zuletzt auch er,

in selbstgenügsamer Beschränktheit, nur mit dem Rest seiner vormaligen Größe und doch durch den alten Ruhm seines Namens noch hochgeehrt, in geräuschloser Ruhe sich versenkt.

So darf ich mich rühmen, daß ich den herrlichen Strom, der durch seine örtliche Stellung zwischen den Herrscherreichen des christlichen Europa's der großen Pulsader des Herzens gleicht, welche den Gliedern Kräfte des Lebens zuführt, von seinem Ursprung an bis zu seinem Ende kennen gelernt habe, obgleich ich einzelne Strecken seines Laufes nicht mit eigenen Augen sah.

Ein armes Schattenbild nur ist jenes Ereigniß, das mir den Gewinn eines sinnlichen Erkennens brachte, von einer Führung meines Lebens gewesen, durch welche ich in geistigen Verkehr mit einer Menschenseele trat, deren stiller, großer Thatendrang durch ihre Zeit in dem Graben des Fremdlinglandes nicht spurlos versiegt ist, sondern im Boden der neueren Völkergeschichte ein tief eingegrabenes, bleibendes Strombett zurückgelassen hat. Mir ist das Glück geworden, die Herzogin Helene von Orleans schon in ihrer frühesten Kindheit kennen zu lernen und dann, ohne sie von ihrem sechsten Jahre an noch einmal mit Augen zu sehen, fortwährend ihren Zuspruch durch Briefe zu vernehmen, in deren Inhalt sich der Verlauf einer geistigen Entwicklung abspiegelt, welcher durch seine sich immer gleichbleibende, ernste Richtung als ein seltenes Vorbild der ausdauernden Treue auf dem Wege des innern hohen Berufes dasteht. Schon diese Briefe, von der Zeit ihrer Kindheit an bis zu ihren letzten Lebenstagen, gleichen den in Erz geprägten Zügen eines kleinen Lebensbildes, das nach seinem Maße einer bleibenden Beachtung werth erscheint. Ueber die Einfassung, welche dieses Bild in den nachstehenden Blättern durch meine Hand erhielt, habe ich nur Weniges zu bemerken.

Ich habe, wie ich vorhin sagte, den Rhein in der Heimath seiner Quellen gesehen, bin ihm öfters auf seinem Wege durch sein reiches Herrschergebiet begegnet, bin von seinem letzten Eingang in das Meer ein Zeuge gewesen. Dennoch könnte es mir niemals in den Sinn kommen, eine vollständige Beschreibung seines Laufes und seiner statistischen Bedeutung zu geben. Denn jener Lauf stehet vor den Augen der an seinen Ufern



wohnenden Völker als ein Unbekanntes da und wird von anderen Händen beschrieben, als die meinigen sind; auch die Darlegung der statistischen Verhältnisse des Rheingebietes kann nicht meine Aufgabe sein. Alles, was ich vermöchte, das wäre ein treues Wiedergeben der Eindrücke und eigenen Erfahrungen, welche mir auf meinen Wanderungen an dem herrlichen Strome zusammen, dessen Weg mir nur in seinen Hauptumrissen vor Augen lag. Eben so kann und will ich auch auf den nachstehenden Blättern nur die Hauptumrisse eines Lebensbildes geben, das in seiner wirklichen Gestalt und Kraft noch als ein Gegenwärtiges vor den Augen Aller steht, welche in der Kunde ihrer Zeitgeschichte nicht gänzliche Fremdlinge sind. Der politische Schatten wird meinen Umrissen abgehen; Eines aber hoffe ich, wird ihnen bleiben, das ist jenes Zeugniß, aus welchem erkannt wird, daß dem Leben der seltenen Frau, von welcher ich reden will, seine hohe Befräftigung und Weihe so von oben her kam, wie dem Rhein sein quellendes und fortströmendes Gewässer.

## 2. Der Weg zum Leben.

Wir stehen da, wo der Quell an das Licht des Tages hervortritt. Wohin wird sein Lauf gehen, wenn er als Bach, als Fluß, als Strom durch das Thal seiner Alpen und durch das ebenere, flache Land hinabfällt? Wird es der Weg zu einem guten rühmlichen Ende sein?

Mit klaren Worten weist uns die Schrift auf einen solchen hin. Die Zucht, so spricht sie, ist der Weg zum Leben. (Sprüchw. 6, 23; 10, 17.)

Die Zucht, welche das Herz des Menschen auf den Weg zum Leben führt und seinen Wandel auf diesem Weg erhält, ist von zweifacher Art: sie ist eine innerliche und eine äußere. Mit dem erwachten Gefühl der natürlichen Stellung des Menschen zu seinem Gott und Schöpfer, aus dessen Macht ihm Odem, Leben und Bewegung kommt, beginnt die innere Zucht: eine Zucht der Demuth und Gottesfurcht, welche der Anfang der

Weisheit und alles Guten in uns ist. Die äußere Zucht gibt uns Gottes Hand durch die Schicksale und Führungen unseres Erdenlebens.

Ich kehre noch einmal zu dem vorhin betrachteten Bild eines mächtigen Flusses zurück, der seinen Lauf, zum Segen vieler Länder, durch ihre Mitte nimmt. Sein Ursprung war auf den Höhen des Landes, sein Bewegen geht nach den Niederungen hin, sein Gang ist um so kräftiger, je höher die Heimath seines Herkommens war. Aber auf den Höhen der Gebirge wie in den Ebenen quillt an vielen Orten das Wasser so reichlich hervor, daß seine Fülle zu Bächen, die Bäche zum Flusse werden könnten, es geschieht jedoch keines von beiden, weil das Wasser zum stehenden Teich oder Sumpfe wird, weil es den Ausweg von seiner eigenen nahen Höhe zu der fernen Tiefe nicht gefunden. So muß zu dem Zug der Schwere, welcher thalabwärts geht und ein Abbild der innern Zucht des Menschenherzens ist, noch eine andere Macht kommen, welche, als ein sinnliches Gleichniß der äußern Zucht des Menschenlebens, dem Wasser der Quellen und Bäche, so wie dem des Flusses, der aus ihnen entstanden, den Weg bahnet, welchen es nehmen soll. Der Weg des Flusses nach seinem Ziele hin, durch das Bett der zerrissenen Felsen und Engthäler, ist öfters ein Weg, welchen die Schrecken der zerstörenden Naturkräfte bahnen: Erdbeben und Feuer oder die eigene Unhaltbarkeit der Massen hat diese von ihrer anfänglichen Höhe in die Tiefe gestürzt und hierdurch dem Fluß den Weg seines Bettes bereitet. Die festen Wände von diesem halten den Strom in seinen Schranken, und wenn derselbe in der Ueberfülle seines Anschwellens zuweilen über das ihm angewiesene Ufer hinaustritt, da führt ihn die innere Zucht des Gesetzes, des Zuges der Schwere immer wieder in seine Schranken zurück.

In dem Lebensgang der seltenen Frau, den wir hier in einigen seiner Züge beschreiben wollen, gibt sich von früher Kindheit an bis zu seinem Ende das Walten der innern Zucht gemeinsam mit jenem der äußern kund. Die innere Zucht der Furcht vor Gott und der Liebe zu ihm lag als Keim schon in der hingebend kindlichen Liebe zu der Mutter und der liebenden Pflegerin, die äußere Zucht ging von Anfang an durch

einen Weg der schmerzlichen Trennungen und Zerreißen der theuersten, innigsten Bande des Erdenlebens. Und durch beides: durch die innere, bleibende wie durch die äußere Zucht ist der Gang der Entwicklung des Lebens ein so gleichmäßig treuer, fest entschiedener und als Vorbild für Viele so reich gesegneter geworden.

Welches andere Kind konnte mit inniglicherer, hingebenderer Liebe an den Armen seiner Mutter hängen, konnte diese Liebe ausdrucksvoller durch den Blick seiner Augen, wie durch seine stammelnden Worte bezeugen, als das Kind, dessen Lebensbild hier vor uns steht: die Prinzessin Helene von Mecklenburg, nachmalige Herzogin von Orleans. Es fehlten noch vier Tage bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres, da starb ihr (am 20. Januar 1816) diese Mutter; die Zeit des Geburtstages des verwaisten Kindes ward zu einer Trauerzeit, nicht nur für ein einzelnes Haus, nicht nur für ein nahegehendes Land, sondern für eine theilnehmende Menge der Geistesverwandten auch in weiter Ferne. Denn jene Mutter, Caroline Louise, die Tochter des hochbegabten Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar, war ihrem ganzen Wesen nach schon früher unter dem anregenden bildenden Einfluß der Wissenschaften und Künste selber zu einem geistigen Kunstwerk geworden, in welchem Herder durch seinen Religionsunterricht ein Leben weckte, das über dem Wissen und der Kunst des Menschen steht. Es war ein Zug dieses höheren Lebens, der sie aus dem geistig so regsamen, lauten Kreise, darin sie in Weimar sich bewegt hatte, hinwegführte in das stille, abgeschiedene Ludwigslust. Sie war dahin mit Friedrich Ludwig, dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, gezogen, welchem sie, als einem vereinsamten Wittwer ihre Hand gereicht, ihr liebend theilnehmendes Herz ergeben hatte. Am 11. Februar 1812 ward ihr in dieser Ehe die Freude der Mutter an dem wunderbar begabten Kinde, dem Prinzen Albrecht zu Theil; fast zwei Jahre hernach noch einmal durch die Geburt der lieblichen Tochter Helene. Schon damals regte zuweilen der kräftige Geist der Mutter seine Schwingen zum Hinwegzug aus der zarten Hülle des Leibes. Aber nur die Aerzte erkannten die Gefahr, die dem Leben der geliebten Fürstin nahte, sie selber täuschte ihr eigenes Gefühl,

sowie den Blick ihrer Umgebung durch die fortwährend ungebrochene Kraft und Munterkeit ihres Geistes. Nach der Geburt ihrer dritten Kindes, eines Prinzen, den man aus der Wiege bald in den Sarg bettete, brach die Hülle: die Aufgabe eines edlen Lebens war gelöst.

Der Geist der Mutter war nicht geschieden; er lebte in verborgener Tiefe der Seelen in und mit den Kindern fort. Einige Monate nach dem Tode der Herzogin, deren letzter Wunsch und Wille mich dahin rief, kam ich nach Ludwigslust und sah die verwaisten Kinder. Ich habe mein Eintreten in den neuen Kreis des Wirkens und die ersten Eindrücke, welche ich von diesem Kreis empfangen, an einem anderen Orte beschrieben.<sup>1</sup> Namentlich habe ich dort auch von den beiden jüngsten Kindern des Fürstenhauses, dem Prinzen Albrecht und seiner Schwester Helene gesprochen. Diese, schon in ihrem dritten Jahre, war mir eine Erscheinung aus der Kinderwelt von wahrhaft neuer, besonderer Art. Ich spreche dieses nicht allein aus meiner vereinzelt stehenden Erinnerung aus, sondern Alle, welche mit tiefer aufmerkendem Blick das noch nicht dreijährige Kind betrachteten, sagen mit mir dasselbe. Mitten in den Aufwallungen des munteren Selbstgefühles und der kindlichen Freudigkeit strahlte ein Ernst aus seinen Augen, der jeder Stellung, jeder Bewegung der Glieder den Ausdruck einer Höhe gab, welche nicht etwas von außen Angelerntes, sondern ein Siegel war, das der inwohnende Geist von dem ersten Erwachen an seiner Leiblichkeit aufprägte. Ich möchte diesen Geist, sowie er in dem ganzen nachmaligen Leben der seltenen Fürstin sich erwiesen hat, einen königlichen und zugleich einen freudigen Geist nennen.

Eine mir, sowie Allen, welche sie kennen, hochtheure Freundin, die Generalin von Both, geborne von der Tann, welche die Herzogin Caroline Louise als Jugendfreundin von Weimar nach Ludwigslust begleitete und bis zu ihrem Tode bei ihr, dann mit zärtlicher Muttertreue in der Nähe der Kinder blieb, schreibt mir noch jetzt in ihrem 73. Jahre von der Prinzessin Helene:

<sup>1</sup> Im dritten Bande meiner Selbstbiographie.



„In dieser war von ihrer frühesten Kindheit an ein ganz eigenthümliches Wesen. Man fühlte und merkte ihr immer etwas Höheres an, es war, als könnte sie Niemand für etwas anderes ansehen, als für das, was sie durch ihre Geburt und ihre Bestimmung sein sollte. Sie war sehr wißbegierig, hörte aufmerksam und ernst, was Andere sagten, und dabei zeigte sich frühe bei ihr ein gewisser poetischer Sinn. Mit einem Worte, es war nichts Gewöhnliches in ihr, und ich fand so oft bei ihr Aehnlichkeiten mit ihrer Mutter, nur war diese ängstlich stiller, mehr in sich gefehrt, — Helene war geistig viel lebendiger und wie von höherem Muth.“

Noch in einem anderen treuen Herzen: in dem der Fräulein Caroline von Bose, welche mit ihrer Freundin von der Tann der verstorbenen Frau Erbgroßherzogin aus der südlicheren Heimath hierher gefolgt war, lebte wie ein unwandelbares Erbtheil die zärtliche Sorge für die verwaisten Kinder fort. Im lebendigsten Andenken an die Mutter und im sehnlichsten Heimweh nach ihr sprachen jene beiden, so oft sie kamen, zu dem kleinen Ebenbild der Verewigten: zur Prinzess Helene. Und von seiner Mutter hörte das Kind die beiden Freundinnen, die so viel um dieselbe gewesen, am liebsten erzählen; sie konnte nicht satt werden, auch die scheinbar kleinsten Dinge zu vernehmen, welche die Mutter angingen, das, was diese als Kind gethan und geliebt hatte, was sie noch vor ihrem Ende über Helene und Albrecht gesprochen habe, wo sie im Garten und drinnen im Schloß am liebsten gewesen sei. Sie besuchte gern und oft die Halle, darin der Sarg der Mutter und daneben der des kleinen, früher gestorbenen Bruders, des Prinzen Magnus stand, — es schienen dann Reime von Gedanken in ihr zu erwachen, deren tiefen Ernst und höhere Unregung sie mehr nur fühlte als verstand. Denn es ist die Welt eines ewigen Jenseits, für welche der Geist des Menschen geschaffen ist, welche den Traum seiner Kindheit in unmittelbarer Nähe umschweben, ehe er zu der Erkenntniß der Sinnenwelt erwacht ist. Und wo konnte dieses kräftiger geschehen, als in der Seele des Kindes, dessen Erdenleben an den Sterbebetten und Särgen ihrer hinübergegangenen Geliebten begonnen hatte. — Dieß

war die Zucht, durch welche der Geist der jungen Fürstin von so frühe an durch die Hand der mütterlichen Weisheit auf den Weg zum Leben geführt wurde. Ein beständiges Nahesein des Ernstes der Ewigkeit war der Strahl des Morgenrothes aus einer höheren Welt, der ihrem ganzen Wesen jene Weihe und Würde gab, welche fremde Augen schon früher an ihr bewunderten.

Ich war mit dem Prinzen Albrecht in täglichem Verkehr, mit ihm zugleich sah ich auch sehr oft seine Schwester Helene. Obgleich ich nicht im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes Lehrer war, versäumte ich doch nicht die Gelegenheit, zunächst im Gemüth des jungen Prinzen und, wenn diese im Garten sich zu uns gesellte, auch in der Schwester Keime der Erkenntnisse zu wecken, welche in ihrer bekräftigenden, schnelleingehenden Wirksamkeit auf den Geist von gleicher Bedeutung sind, als die Nahrung der Muttermilch für den kindlichen Leib. Prinz Albrecht las und besprach mit mir am liebsten die biblischen Geschichten, unter denen die von Daniel ihn besonders anzog, Helene war dabei gern eine aufmerkende Zuhörerin. Dester jedoch spielte diese mit uns unter den Blumen, lauschte auf meine Erzählungen von Märchen und romantischen Abenteuern. Auch von den natürlichen Dingen, von Bäumen, Pflanzen, Steinen und schönen Bergen hörten die Kinder meine Berichte gern, und noch jetzt in meinem späten Alter gedenke ich gern mancher innern Anschauung über das Wesen der Dinge, zu welcher ich durch die seelenvollen Fragen dieser Kinder geführt wurde. Es ward mir nicht schwer, in einer für ihr Alter verständlichen Weise mit ihnen zu reden, denn meine Seele war mit ihren Seelen.

### 3. Der Weinstock im Garten.

Vor anderen Früchten der Gewächse ist es der Wein der edlen Reben, welchem eine stärkende, herzerfreuende Kraft innewohnt. Darum wird auch der Weinstock unter den Naturgaben des gelobten Landes vorzugsweise gepriesen, und die Schrift

gedenkt öfters und ausführlich jener Sorgfalt und Mühe, mit welcher ein Weinberg angebaut und bepflanzt, mit schützenden Mauern umgeben wird, sowie der Aufsicht, in welcher der Weingärtner die einzelnen Reben hält. Ja, der Weinberg wie der einzelne Weinstock sind in der Sprache des Geistes nicht selten ein Bild des Volkes der Erwählten sowie seiner einzelnen Glieder.

Namentlich unter diesen Gliedern finden sich solche, deren Kraft und Wirksamkeit im Reiche des Lebens in geistiger Weise mit jener leiblichen vergleichbar sind, welche den Früchten des Feldes inwohnen, aus denen das tägliche Brod gewonnen wird. Diese Wirksamkeit ist eine wohlthätige, doch, weil sie alltäglich, minder augenfällig, als die heilende oder mächtig anregende der Apothekergewächse und des Weinstocks. Gleich diesem bedürfen auch solche Seelen, deren Wirksamkeit für ihre Zeit und ihr Volk eine tief und mächtig eingreifende, heilkräftige werden soll, eine absonderliche Zucht und Pflege. Nicht aus dem Boden der Tulpengewächse, nicht im üppigen Grün der Wiesen, sondern auf dem felsigen Grund eines einsamen Gebirges keimen und wachsen sie auf, oder der Gärtner verpflanzt sie in eine jener Bergungsstätten, von welchen das Lied des Propheten singt: wir haben eine feste Stadt, Mauern und Wehre sind Heil. Ja er selber, der Herr, bildet eine feurige Mauer um sich her.

Helene, das Fürstenkind von hoher künftiger Bestimmung und seltenen Gaben, bedurfte einer solchen Obhut, wenn sie das werden sollte, was sie für ihre Zeit war. Sie hatte den Schutz und Schirm der Mutter verloren, der Vater allein, dessen Lust der Augen und des Herzens das liebliche Kind war, konnte in seiner vielseitigen fürstlichen Geschäftigkeit der großen Aufgabe der geistigen Pflege der Prinzessin nicht genügen. Allerdings stand wie ein guter Engel die gewesene Hofdame oder vielmehr die Herzensfreundin der verstorbenen Mutter, die Fräulein von der Tann, bald nachherige Generalin von Both, bei dem verwaisten Kinde. Ihre treue Anhänglichkeit an dieses hatte keine Grenzen, sie wäre jeder Aufopferung für die kleine Helene fähig gewesen. Auch später, wo das Bedürfnis nach solcher liebender Obhut ein minder dringendes war, verging kein Tag, an welchem sich diese treue Hüterin nicht zu

überzeugen suchte, wie es um die Prinzessin stehe. Die Mutter in dieser wieder auferstehen zu sehen, darauf war ihr Auge unablässig gerichtet, und wenn sie einen Zug gewahr wurde, welcher an die Mutter erinnerte, dann jauchzte ihre Seele in der Stille.

Aber nicht nur in den vereinzelt Zügen, sondern im ganzen Wesen des Kindes lag ein kräftiger Keim zu einem selbstständigen geistigen Aufwuchs, welcher über das Maaß des gewöhnlich Erwarteten weit hinausging. So kindlich anschniegend, so innig auch ihr Gemüth gegen die Freunde und treuen Pfleger war, lag dennoch in ihr ein Etwas, das in dem Feuer einer solchen Liebe nicht zerschmolzen oder aufgelöst werden konnte, sondern fest blieb. Es war nicht der gewöhnliche Eigenwille eines kindischen Selbstgefühles, sondern es war ein Geist in ihr, welcher schon frühe als ein Selbstherrscher über ihre natürlichen Neigungen und Anregungen zur lautesten Munterkeit und Fröhlichkeit, sowie zum stillen Nachsinnen waltete und wachte. Ein tiefer blickender Beobachter und Kenner der Kinderwelt würde von ihr gesagt haben: in dem Wesen dieses Kindes ist die Grundlage zu einem Charakter, der sich in seiner Entfaltung durch keine äußere Noth noch Gewalt wird beugen lassen und, wenn er seine Richtung zur rechten Hand nimmt, festen Schrittes auf sein hohes Ziel zugehen wird. Für Helene war dabei auch eine solche Erziehungsweise nothwendig, wie jene, welche Kästner aus eigener Erfahrung als die heilsamste erkennt, in den Worten:

„Als ich ein Knabe war, da trat ein Mann heran:

Da sah ich ihn und streckte mich, und ward ein Mann.“

Gott hatte es dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig ins Herz gegeben, daß er einer vertraulichen Mahnung seiner verstorbenen Gemahlin folgte, welche sie ihm wenige Tage vor ihrem Hinscheiden gegeben. Er solle, so rieth sie ihm in herzlicher Fürsorge für sein eigenes Wohl und für das seiner Kinder, um die Hand ihrer Freundin: der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg sich bewerben. Diese vor allen Andern, ja allein sei fähig, der Aufgabe zu genügen, den verwaisten Kindern eine Mutter zu sein, welche ihr ganzes Herz, alle Kräfte ihres Lebens dem Werke hingebe, von welchem sie selber, nach-



dem sie es kaum begonnen, abgerufen werde. An ihr werde er auch eine Begleiterin durch seine noch übrigen Lebensjahre finden, die ihn ganz verstehen, und welche die geistige Zahl und Würde seines Fürstenhauses mit Einsicht und entschiedener Festigkeit in ihre Hand nehmen werde.

Der Gedanke an eine nochmalige Verhehlung mochte dem tiefbetrübtten Fürsten anfangs nur schwer eingehen, auch die Braut, um welche er werben sollte, war schwer zu bewegen, ihre selbstständige freie Stellung, darin sie sich glücklich fühlte, gegen das Leben an einem ihr fremden Fürstenhose aufzugeben. Aber ihr eigener Geist, so kräftig er auch war, hatte dennoch schon frühe unter manchem innern Kampf es gelernt, vor Allem unter dem Willen eines höheren Geistes sich zu beugen, dessen Rath und Führung zu unserm Heil eine andere ist, als der Rath eines Menschenherzens. Ihr eigener Sinn hätte, als die öfter wiederholte Werbung um ihre Hand aus Mecklenburg zu ihr kam, gern ein Nein dazu gesagt, aber die mächtigere Stimme in ihrem Innern, auf welche sie zu achten gewohnt war, sprach ihr Ja dazu, und der eigene Wille ergab sich dem höhern Rufe.

So war der verwaisten Prinzessin Helene von Neuem eine Mutter zugeführt worden, welche für die äußere wie innere Gestaltung und Richtung ihres nachmaligen Lebens von entscheidendster Bedeutung war. Ein Freund, der als nahe stehender Zeuge das Werk gesehen hat, das mit dem Eintritt der Erbgroßherzogin Auguste in das Fürstenhaus namentlich an den Kindern begann, schreibt darüber:

„Wenn man in menschlicher Weise etwas nennen will, was die junge Herzogin Helene erzogen hat, so ist es in der That diese Mutter gewesen, und ich preise Gott, daß die Welt eine Frucht des Gebetes und des Wirkens derselben an der Frau Herzogin von Orleans gesehen und erkannt hat. Sie war die Stiefmutter, das heißt eine von Gott selbst für die junge Seele dieser Tochter gestiftete und geweihte Mutter, nachdem die natürliche, leibliche Mutter so frühe ins Grab gesunken war.“

Im Frühling 1819 verließ ich Mecklenburg und kehrte zu meinem wissenschaftlichen Berufe zurück. Der Unterricht der älteren Prinzessin des Fürstenhauses, der nachmaligen allgeliebten

hochgesegneten Landesmutter Maria von Altenburg, war vollendet und hiemit meine nächste Aufgabe gelöst. Für die jüngeren Kinder des Herrn Erbgroßherzogs: Albrecht und Helena hatte eine ewige Aufsicht besser gesorgt, als Menschenrath und gutmeinender Wille dieß vermocht hätten, denn zu Prinz Albrecht war außer dem trefflichen Gouverneur von Brandenstein ein Lehrer gekommen, in welchem neben einer göttlichen Liebe auch ein göttlicher Ernst wohnte. Ich kann an diesen mir theuren, frühe zu seiner ewigen Ruhe eingegangenen Menschen nicht ohne Thränen einer Liebe denken, die mit den Jahren nicht schwach werden noch veralten wird. Es war der Candidat der Theologie Koch, der Sohn des ehrwürdigen alten Pfarrers zu Bellahn, der wie jener Priester und König zu Salem einsam und hehr unter dem damaligen Geschlecht des Landes dastand, die segnenden Hände ausbreitend im Gebet über ein weites Feld, auf welchem sein hoffender Geist ein Rauschen und Bewegen der Todtengebeine von ferne her vernahm. (Hesek. 37.) Der Sohn war diesem Vater in Gesinnung und treuem Festhalten am Glauben gleich; ich weiß nicht, ob ich noch einen andern Menschen auf Erden gesehen habe, in welchem, so wie in ihm der Johanneisch sanfte mit dem Petrinisch feurigen Geist „zur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele“ so vereint waren, als in diesem Jünglinge. Vor allem war es sein biblischer Religionsunterricht bei dem Prinzen Albrecht, an welchem auch die Prinzessin Helene einen reichgesegneten Antheil nahm.

Außer der Mutter Auguste, welche Gott für diesen noch zarten Baum des Lebens zu einer schützenden Mauer umher gesetzt hatte, war kurz vorher noch ein anderer starker hütender Engel zu dem seltenen Kinde gekommen: Nancy Salomon aus Genf, von welcher ich in einem der nächsten Capitel einige Worte aus dem Munde eines guten treuen Zeugen mittheilen werde.

Was diese Vorsorge einer ewigen Weisheit mit dem schützenden Anbau um ihren Weinberg her gewollt hatte, das zeigte sich jetzt bald bei dem Ausbruch eines Sturmes, welcher die junge Pflanzung bis tief zur Wurzel hinab ergriff und erschütterte. Der edle, liebende Vater seines Hauses, der Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, starb in der Mitte seines Mannes-

alters, am 29. November 1819. An seinem Sterbebette ist ein heißer Kampf des Gebetes der Seinigen gekämpft worden. Dieser Kampf ist selbst an den Seelen der Kinder nicht ohne bleibende Früchte seiner Siege geblieben. Ich wurde durch die lebendigen Mittheilungen in Freundesbriefen im Geist zu seiner Stätte hingeführt.

Ueberhaupt war ich, auch seit meinem Abgang nach Erlangen, in beständig schriftlicher Verbindung mit den mir theuren Seelen in Ludwigslust geblieben, auch die Kinder hatten mir geschrieben, Prinz Albrecht schon bald nach meinem Abgang aus Mecklenburg im Jahre 1819, und Prinzessin Helene hatte unter einem Brief ihres Bruders im Jahre 1822 mit einer so sichern, schönen Handschrift, wie sie bei einem achtjährigen Kinde nur selten gefunden wird, die Worte gesetzt: „Lieber Herr Professor. Da mein Bruder Ihnen schreibt, will ich Ihnen nur sagen wie gern ich an Sie denke“ u. f.

Auch aus dem ersten eigentlichen Briefe des theuern neunjährigen Kindes theile ich hier einige Worte mit. Er ist aus Ludwigslust vom 18. April 1823 datirt:

„Lieber Professor! Wie beneide ich die Frau von Bechtolzheim, die so glücklich sein wird, Sie und Ihre liebe Familie zu sehen. Ich hoffe, daß sie Ihnen sagen wird, wie oft wir von Ihnen sprechen und von den schönen Geschichten, die Sie uns erzählt haben. — — — Unser lieber Herr Koch weiß auch recht hübsche Geschichten; ich nehme Stunden bei ihm, welche mir viele Freude machen. Bitte, bedenken Sie, liebes Prochen,<sup>1</sup> daß ich keine Silbe von Ihrer Hand habe und daß ein kleines Briefchen mir große Freude machen würde. — — — Leben Sie wohl, lieber Professor, vergessen Sie nicht ganz Ihre Helene. — — Meine Nancy läßt Sie herzlich grüßen.“

Ich folgte dieser kindlichen Herausforderung gerne; sie ist für mich im Verlauf meines spätern Lebens ein Quell vieler hoher geistiger Genüsse und Freuden geworden.

<sup>1</sup> Prinz Albrecht in seiner vertraulich lieblosenden Weise pflegte mich abkürzend Pro statt Professor zu nennen; seine Schwester ahmte dieß nach.

#### 4. Das Greifen nach der rechten Hand.

Von dem großen heilbringenden Herrscher des deutschen Reiches Heinrich dem ersten, dem Sachsen, sagt ein alter Beschreiber seiner Thaten und seines Lebens: „Er griff immer nach der rechten Hand.“ In der That, diese einfachen Worte sprechen das Höchste und Beste aus, was man von dem Wollen und Thun eines Menschen sagen kann. Es ist eine Gabe, die von oben, von Gott kommt und welche solchen Seelen der Menschen verliehen wird, denen der aufmerkende scharfe Sinn für jene Eingebung geöffnet ist. Auf ihrer niederen Stufe hat die Seele des Thieres einen geöffneten Sinn für die Anregungen einer in der irdischen Schöpfung waltenden göttlichen Ordnung, welche nicht nur die Bewahrung und Erhaltung der einzelnen Geschöpfe, sondern mit gebietender Macht den Fortbestand ihrer Geschlechter und Arten will. Denn an den Müttern der Insekten, deren Bestimmung es ist, für die Erhaltung und das Gedeihen ihres noch ungeborenen, künftigen Geschlechtes zu sorgen, kann man Handlungen wahrnehmen, welche nach ihrem Maaße einer prophetischen Eingebung vergleichbar sind. Auch unter den Menschen sind es vor Allen jene Seelen, die zu einem Werk des Lebens bestimmt sind, das für den herrschenden Geist eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit von hoher Bedeutung ist, an denen wir jene Mitgabe für das Leben bewundern müssen, welche der alte Lebensbeschreiber Heinrichs I. an diesem großen deutschen Könige rühmt. Auch an jener Menschenseele, aus deren Entwicklungsgeschichte für das Leben der Zeit und Ewigkeit wir hier einige Grundzüge beschreiben, konnte man schon frühe es erkennen, daß ihr die Gabe verliehen sei, bei all ihrem Thun und Wollen nach der rechten Hand zu greifen. Ich lasse hievon einen Zeugen von klarem Blick und treuem Herzen reden, welcher in der Zeit des Aufblühens der Prinzessin Helene zum jungfräulichen Alter sie täglich sah.

Die Erziehung, welche die fürstliche Mutter ihrer Tochter gab, glich großentheils mehr einem liebevoll ernstem Mitgehen und Nachgehen, als einem Vorausgehen, welches strenge Nachfolge verlangt und gebietet. „Die Frau Erbgroßherzogin mußte



zu gut an sich selber, was ein Charakter war, denn sie stellte diesen, bei aller Zartheit des feinsten Gefühles für die Umgebung, in sich selber vollkommen dar. Desto leichter erkannte sie aber auch in ihrer jungen Tochter den kräftigsten Keim zu einem selbstständigen Wesen und Leben. Helene war für sie eine Erscheinung, welche neu und oftmals räthselhaft, ihre höchste Beachtung an sich zog. Besonders waren es die Leichtigkeit, der Muth und die Sicherheit, mit welchen die junge Herzogin Alles trieb, urtheilte, beschloß, als hätte sie nicht nöthig, sich zu besinnen, was die Mutter oft in ein Staunen versetzte, ja zuweilen ihr etwas bedenklich werden wollte. Aber diese Unmittelbarkeit hatte etwas Reizendes; es kam Alles wie aus Inspiration, mit der ganzen Fülle und Frische eines jugendlichen Herzens zum Vorschein, und ein rührendes Wohlwollen war in Allem spürbar, was sie redete, urtheilte und that."

Man hätte denken können, daß dieser Freiheit des Gemüthes, bei dieser Entschiedenheit ihres ganzen Wesens, eine gewisse Selbstzufriedenheit zu Grunde liegt, aber dieß war durchaus nicht der Fall. Es war ein Geist in ihr, der über sie wachte und dessen Stimme im zartfühlenden Gewissen sie verstand. In diesem Geiste erhob sie sich so über den Boden ihrer Persönlichkeit, daß sie über sich selber spotten, lachen und weinen konnte. Sie hatte das Geheimniß der Selbsterziehung schon frühe gefunden: es bestand bei ihr in dem treuen Aufmerken, nicht auf das, was Menschen ihr einreden wollten, sondern auf das, was die Stimme in ihrem Gewissen sagte von dem, was wohlgefällig sei vor Gott und vor Menschen recht. Wie sehr es ihr hiermit ein Ernst gewesen sei, das bezeugt unter anderm ein Zug aus ihrer frühern Kindheit, welcher unsere Beachtung verdient, weil die gewissenhafte Treue, welche sich in ihm kund gibt, selbst in ihrer kindlichen Befangenheit etwas Rührendes behält.

Nancy, die mütterliche treue Pflegerin, hatte es der Kleinen zum Gesetz gemacht, daß sie den natürlichen Widerwillen gegen die nahrhafte Suppe, welche der mittäglichen Mahlzeit vorausging, Gewalt anthun und wenigstens drei Löffel derselben zu sich nehmen möchte. Das Kind gewann es über sich, statt der gebotenen drei, sechs volle Löffel zu essen. Daß jedoch die

Eilfertigkeit, mit welcher sie dieses that, nicht ein Zeichen des Wohlgeschmackes sei, den sie unterdessen an dem Gericht gefunden, dieß bezeugte eine Umwandlung von Uebelbefinden, welche bald so heftig wurde, daß sie den andern Tischgästen nicht verborgen bleiben konnte. Die Gouvernante eilte mit ihr ins Nebenzimmer, und auf die Frage, warum sie denn mehr Suppe gegessen habe, als ihr befohlen war, antwortete die Prinzessin: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und auf die weitere Frage: wie doch dieser Spruch hieher passen könne, sagte sie: „Christus spricht: So dich jemand nöthiget mit ihm eine Meile zu gehen, so gehe mit ihm zwei Meilen, und seitdem ich dieses weiß, suche ich das, was du mir wohlmeinend auferlegst, immer in doppeltem Maß zu erfüllen.“ —

Es war dieß eine jener Vorübungen im Kampfe des Geistes gegen das Fleisch, zu welcher die fürstliche Jungfrau je länger, je kräftiger sich gedrungen fühlte. — Auch an den Bewegungen der spielenden Finger kann ein aufmerksames Auge die Geschicklichkeit zu dem täglichen Geschäft erkennen, für welches die Hand zubereitet und erzogen wird.

Woher dem seltenen Kinde die Kraft zu den Aeußerungen einer solchen Festigkeit des Willens kam, das konnte für die, welche sein innerstes Wesen erkannten, kein Geheimniß bleiben. Die Prinzessin Helene zeigte schon frühe ein Verlangen, allein zu sein mit den Gedanken, welche sie mehr und fast einzig nur durch die That des Lebens, nicht durch Worte aussprach. Denn alle Tändelei mit den Gefühlen war ihr verhaßt. Sie zog sich, je mehr sie zu dem Bedürfniß des innern Lebens heranreifte, desto öfter in ihr verschlossenes Kabinet zurück; und wenn sie aus diesem hervortrat, konnte man in den lieblich ernstern Zügen ihres Angesichtes es lesen, daß sie da mit dem Freund und Herrscher ihres Herzens, mit Gott geredet hatte und Er mit ihr.

So wurde in ihr der freudige Geist in steter Kraft und Frische erhalten, der ihres Herzens Trost und ihr Glück war.

Wie sie auch bei anderer Gelegenheit in der Uebung dessen, was ihr als Aufgabe oblag, niemals still stand, wie der Geist in ihr dem Fleische jedes träge Ausruhen streitig machte, das bezeugt jener angelegentliche Fleiß, mit welchem sie schon als

Kind beim An- und Auskleiden ihre Kammerdienerin das lehrte, was sie am vergangenen Tage selber gelernt hatte, wodurch von beiden Seiten jedes unnütze Geschwätz vermieden ward.

Man hat, zunächst nur achtend auf die Schicksale ihres äußeren Lebens, die Herzogin Helene von Orleans eine unglückliche Fürstin genannt. Ihre Mutter, welche diese Tochter so nahe kannte als sich selber, urtheilte jedoch anders. „Helene,“ so sagte sie, „ist nie unglücklich gewesen. Sie fühlte sich immer an der rechten Stelle; ich begreife es selbst nicht wie? Freilich war sie schmerzlich tief gebeugt, Glück wie innerer Trost schienen von ihr gewichen nach dem Tode des seligen Herzogs, ihres Gemahles. Denn dieser war das Ideal von einem Manne, für Helene wie selbst für mich. Der Anblick ihrer Kinder war ihr da eine zeitlang fast schrecklich, denn sie schien nur zu fühlen, was die Kinder an diesem Vater verloren hatten; aber auch darüber hat sie Trost gefunden. — Ja sie war, in Kraft ihres Herzens, immer an der rechten Stelle.“

In der Blüthezeit und Frische der Jugend gab sich der freudige Geist in ihr öfters auch durch ein äußeres, überaus munteres fröhliches Bezeugen kund. Am meisten dann, wenn die Gespielin und Herzensfreundin ihrer Kindheit, die junge Gräfin Ida von Bassewitz, bei ihr war, ein Kind von seltener Anmuth und Lieblichkeit des äußern wie innern Wesens. In Gesellschaft mit dieser spielte Helene noch gern und stundenlang mit den Puppen und den Geräthschaften derselben; sprang mit ihr noch als heranreifende Jungfrau fröhlich wie ein Kind im Garten und im Zimmer umher. Bald aber mußte die Freude an den Puppen einer höheren Lust an dem künstlerisch Schönen weichen. Außerlesene Gypsfiguren wurden die Zierde ihres Gemaches. Auf ihrem Schreibtisch, zur Rechten und zur Linken, standen unter anderen auch die Figuren eines lesenden und eines schreibenden Kindes. Sie wollte sich durch diese an den Fleiß erinnern lassen, zu welchem sie durch innere Neigung sich gedrungen fühlte. „Wie glücklich,“ so sprach sie, „sind diese Kinder, daß sie so gar nicht zerstreut sind, daß sie so gar nicht aufstehen und sich gar nicht umsehen bei ihrer Arbeit: könnte ich doch auch erst mit solchem anhaltenden Eifer lesen und schreiben.“

Mitten jedoch in den Gang ihrer gewohnten Geschäftigkeit, sowie in die heitere Stimmung jener Stunden, darin sie sich ganz den Regungen ihres fröhlichen Naturells hingab, drängte sich öfters bei ihr ein Hang zur Wehmuth ein, welcher selbst ihrer nächsten Umgebung eine räthselhafte Erscheinung war. Woher kam doch dem so munteren, fröhlichen Kinde der Hang zu einem wehmüthigen Ernste, der zuweilen, wenn auch nur als vorübergehender Schatten, auch anderen Augen bemerkbar wurde? Sprach sich nicht bereits in dem Inhalt einer Dichtung von Eva's bitterer Thräne, welche die Prinzessin an der Grenze ihrer Kinderjahre schrieb, ein Verständniß von der hohen Bedeutung der wahrhaft innigen Menschenthänen aus, welches an die Erfahrungen eines vielgeprüften, seinem siegreichen Ausgang nahen Menschenlebens erinnert? Und nicht nur der öfter erwachende Gedanke an Gräber und Trauer, der sich selbst in ihrer Anlage des Gärtchens um die Trauerweide an der Ausfuhr des Palaisgartens verrieth, sondern manche ihrer schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen lassen uns in dem Gemüth der fürstlichen Jungfrau in eine Tiefe blicken, die voll prophetischer Ahnungen war, für die ganze Zukunft ihres Lebens. Dem niederbeugenden Dunkel dieser Ahnungen fehlte es nicht an einem kräftig erhebenden Trost. Namentlich nach dem Tode ihrer ersten und innigsten Jugendfreundin, der Ida von Bassowitz, fühlte sie sich fortwährend gleichwie in einem nahen lebendigen Verkehr mit einer unsichtbaren Welt, in welcher die in dem Herrn seligen Seelen wohnen. „Mein Auge siehet die Luft nicht, und dennoch fühle ich den Hauch derselben an meinem Angesicht. Wie die Luft die ganze sichtbare irdische Körperwelt umfaßt und durchdringt, so umfaßt und durchdringt die unsichtbare Welt der Seligen uns und das ganze Reich der Erdgeborenen. Der Kampf in diesem Reich wird für das Reich jener Welt zum Frieden, der Schmerz zur Freude, der Tod zum Leben, der Schlag des eisernen Hammers, der das zerbrechliche irdene Gefäß zerschmettern kann, wird, wenn er auch in seiner ganzen Härte die metallene Glocke trifft, in der Luft zum melodischen Tone, der das Gemüth in sabbathlicher Andacht nach dem Himmel erhebt.“

Die Frühlingslieder, welche die Musikdroffel auf den Birken



und Tannen ihres hochnordischen Heimathlandes singt, lauten lieblich, und doch zugleich ernst wie Töne einer Klage. Ist es vielleicht ein Vorgefühl der Leiden und Gefahren des kommenden Spätsommers und Herbstes, das in der Brust der Kreatur diese Klagelaute hervorruft? Am einsamen See des heimathlichen Nordens vergingen ihr die Tage ohne Gefahr, in friedlichen Gefängen, dort aber, im sonnigen Süden, wo der Weinstock und der Delbaum ihre Beeren tragen, und dahin im Herbst ihr Zug geht, warten ihrer wie ihrer Schwestern ohne Aufhören aufscheuende Schrecken und tödtliche Geschosse. Dennoch würde das Vorausahnen aller dieser künftigen Noth den Trieb zur Wanderung nicht hemmen, denn es ist nicht das Verlangen nach dem Genuß der Beeren des Weinstockes und des Delbaumes, der sie dem Netz und dem Geschos, der nach ihrem Fleische lüsternen Feinde entgegenführt, sondern ein unwiderstehlicher Zug in ihr über das Meer hinüber, nach einer Stätte, welche ihr zur Rettung von den unvermeidlichen Todesgefahren des Winters vorherbestimmt ist.

So regte sich im Geist der Prinzessin Helene unwiderstehlicher Weise der Drang nach dem Ziel ihrer inneren Bestimmung, den weder das Vorausahnen künftiger Leiden, noch die abwehrenden Bemühungen anderer Menschen zu hemmen vermochten. Doch hiervon reden wir an einem späteren Ort ausführlicher.

---

## 5. Der Auszug in eine Friedensburg.

Das Verlangen der Prinzessin nach einer anhaltenden ungestörten Beschäftigung ihres regen Geistes mit den Elementen des Wissens und Erkennens, zu deren gründlichem Erfassen er gemacht war, sollte, als die rechte Zeit und Stunde dazu kam, in einer vollgenügenden Weise gestillt werden. Der Aufbau der schützenden Mauer, von welcher wir im dritten Kapitel sprachen, bedurfte jetzt einer stärkeren Befestigung und sorgfältigeren Vollendung, und der kräftige Geist der Mutter, welcher als Baumeister zu diesem Werk berufen war, griff dasselbe mit fester Hand an.

Die geliebte älteste Tochter des Hauses, die Herzogin Marie, hatte das Glück ihres liebenden, Gott vertrauenden Herzens in der Verbindung mit einem Gemahl gefunden, auf welchem die Gnade und das Wohlgefallen seines Gottes ruhte. Sie war mit diesem: dem Herzog Georg von Sachsen-Altenburg, in ihre neue Heimath gezogen. Ihr älterer Bruder Paul Friedrich, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, hatte eine edle Pflanze aus königlich preussischem Stamm als Gemahlin in sein Fürstenhaus und an sein Herz gezogen. Prinz Albrecht aber war mit dem Kammerherrn von Brandenstein und mit dem treuen Lehrer Koch zu seiner weiteren Ausbildung nach Zürich gezogen, in welchem damals noch der ehrwürdige Heß, der Antistes Gessner und andere ihnen an Gesinnung und Erkenntniß gleiche Männer in reichem Segen wirkten. Es wäre deßhalb Raum genug in dem großherzoglichen Schlosse geblieben für die Erbgroßherzogin Mutter und die Prinzessin Helene, auf welche jetzt die ungetheilte mütterliche Sorgfalt gewendet war. Auch der für die weitere geistige Ausbildung der elfjährigen Tochter berufene Lehrer Kenede hätte, wenn man so gewollt hätte, leicht ein räumliches Unterkommen gefunden, er, der Mann, welcher zu seinem Werk durch Gottes Rath selber vorherbestimmt und an Geist und Gemüth zu demselben geweiht war. Aber die Erbgroßherzogin Mutter gedachte anders. Sie verlangte nach einer Stätte des stillen, ungestörten Wirkens für sich, und des geistigen Gedeihens für ihre Tochter. Sie ließ deßhalb durch keine Rücksicht nach außen sich halten; noch im Spätherbst 1825 zog sie aus ihrer glänzenden Umgebung im schönsten Flügel des großherzoglichen Schlosses hinweg, in das vom Geräusch der Residenz abgeschiedene Palais, das seitdem ihr erwählter, einsamer Wittwensitz geblieben ist.

Hier begann sie für sie und für die näher zu ihr Gehörigen ein Leben, dessen eigenthümliche Reize mir ein Brief aus theurer, lieber Hand beschreibt.

Die hervorragende Persönlichkeit der Frau Erbgroßherzogin (so äußert sich der Brief), ihr ganzes fürstlich edles Wesen hatte uns so ganz in ihren Dienst gewonnen, daß wir von nichts anderm wußten als von einer herzlichen Neigung, ihren Sinn zu treffen. Wenn wir uns aber bestrebten, ihr diesen Sinn an

den Augen abzulesen, dann erkannten wir bald, daß jener Sinn, jene Augen zunächst darauf gerichtet waren, nur das zu thun, was Gott wohlgefällig sei und was zur möglichst vollkommenen, treuen Erfüllung ihrer Mutterpflicht an Helene dienen könnte. Und so arbeiteten wir alle, jedes nach seiner Stellung und nach dem Maß seiner Kräfte, an einem und demselben gemeinsamen Werke. Die Hausordnung in der Friedensburg des Palais ward bald einer altchristlich bürgerlichen gleich, bei welcher die Losung vom Morgen bis zum Abend, beim Essen und Trinken, Aufstehen und Niederlegen galt: Alles, was ihr thut, das thut in dem Namen des Herrn Jesu und im Ausblick auf ihn. Unter den näher zugehörigen Genossen des friedlichen Haushaltes hatte dann jedes ein Geschäft, das in mehr oder minder unmittelbarer Beziehung auf das Werk der Erziehung der jungen Herzogin Helene stand. Der Lehrer Kennecke, der Gesegnete des Herrn, begann sein Tagwerk mit Anleitung zur Erkenntniß des göttlichen Wortes und führte dann in angemessener Weise seine geistig empfängliche Schülerin in andere menschlich ehrenwerthe Gebiete des Wissens ein. Sein Unterricht nahm täglich die Zeit von vier bis fünf Stunden in Anspruch, eine andere Zahl der Stunden war dem Unterricht der übrigen Lehrer und Lehrerinnen eingeräumt. Am Mittag aß man, wie an einem Familientisch, beisammen, nahm in den freien Stunden und auf Spaziergängen an der kindlichen Fröhlichkeit der jungen Herzogin Theil, versammelte sich des Abends um 8 Uhr am Theetische, entweder unter dem Dache der bescheidenen Vorkenhütte im Garten, bei der mächtigen Silberpappel, oder im Theezimmer des Palais. Da verbrachte man zwei Stunden, theils beim Vorlesen, theils in gemüthlicher Unterhaltung und suchte dann im eigenen Zimmer den Frieden des Gewissens und die Ruhe des Leibes. Zuweilen jedoch, an sternenhellen Abenden nöthigte die mißbegierige Prinzessin ihren Lehrer und einen Theil ihrer Umgebung zu einer andern Unterhaltung als der gewöhnlichen des Vorlesens und der Gespräche. Sie wollte nicht nur die Länder und Reiche der Völker und der irdischen Sichtbarkeit kennen lernen, wozu der Lehrer in seinen Unterrichtsstunden am Tage ihr half, sondern auch die ausgezeichnetsten Sterne und Sternbilder des Himmels sowie die Bewegungen

und Anordnungen der Weltkörper des Sonnensystems. Dieser Unterricht zog sie mächtig an, und sie gab ihrem Lehrer einen Erweis der Dankbarkeit dafür, indem sie mit eigener Hand auf blauem Papier eine Sternkarte zeichnete, die sie ihm an seinem Geburtstag mit dem Bemerken überreichte, daß er sie diese Himmelslichter kennen gelernt habe. Und — noch mehr wollte sie sagen, aber es versagte ihr die Stimme.

Es lag nicht im Plane der Mutter, die ausgezeichneten Fähigkeiten der Prinzessin durch hervorragende Erfolge glänzen zu lassen, sondern Ausdauer und Arbeitsfähigkeit in ihr zu erwecken, damit sie sich selber beschäftigen lerne und bleibenden Geschmack an wahrer Bildung erlange. Das war auch dem Charakter der Prinzessin ganz angemessen, denn Neigung zu glänzen hatte sie nie. Die angemessenste Methode des Unterrichts schien uns deshalb zu sein: die Lehrstunden zu Arbeitsstunden zu machen. Kennede der Lehrer ging mit Einsicht und Geschick auf diesen Plan ein. So namentlich bestand der Religionsunterricht, den er ertheilte, in Bibelstunden, worin ein biblisches Buch gelesen wurde. Er fügte die nöthigen Erklärungen hinzu und überließ es dann der Prinzessin, sich diejenigen Sprüche aus dem Gelesenen anzumerken und sie auswendig zu lernen, welche ihr besonders gefielen. Dieses waren dann natürlich lauter solche, die während des Unterrichts ihr wichtig geworden waren, weil sie irgend ein Verständniß bei ihr zurückgelassen hatten. Man konnte dabei sehen, wo und wie weit ihr Verständniß in den heiligen Schriftwahrheiten zu Hause war, und ihr Herz ging immer gleichen Schritt mit der Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseligkeit. Ihr Zunehmen war in aller Hinsicht bemerkbar; die Stunden des Religionsunterrichtes waren vor andern ihr die theuersten und liebsten, sie führten sie in ein Reich des ewig Wahren, darin ihrem Geist heimathlich wohl zu Muthe ward. Denn diese Stunden sollten kein nur dogmatisches Wissen, sondern ein Hineinleben in den Charakter des Reiches Gottes auf Erden bewirken. Der Glaube kann zwar niemals etwas Natürliches werden oder eine Sache, die sich von selbst versteht, aber dennoch wird er etwas dem Aehnliches, wenn man das Reich Gottes empfängt als ein Kind, und dann haftet es auch. Es ist der Prinzess niemals gesagt,



dieß oder das muß man glauben, wohl aber man dürfe das mit Sicherheit glauben, und es sei felig, sich immer mehr von dem Geiste des Glaubens beherrschen zu lassen.

In ähnlicher Weise als die Bibelstunden wurden auch die Lehrstunden in den andern Gegenständen des Unterrichts zu Arbeitsstunden gemacht. In der Geschichte wurde die Staatsgeschichte zu Grunde gelegt und zu diesem Zweck ein passendes Werk gelesen. Daneben wurde eine Geschichtskarte des jedesmaligen Landes gezeichnet, welche sich nach und nach füllte und eine Hinweisung auf die Hauptfacta der Geschichte des Landes und seiner Bewohner enthielt. Kenede, der Lehrer, zeichnete ebenso seine Karte mit, als dieß seine Schülerin that, und am Ende wurden nicht selten die Karten ausgetauscht. In der Geographie wurden ebenfalls Karten gezeichnet, und das Beachtenswerthe zur leichteren Repetition an Ort und Stelle mit Zeichen oder an die Ränder bemerkt. Nach den vortrefflichen Fähigkeiten der Prinzess, welche unterstützt waren von Lernbegierde und seltener Pflichttreue, war ihr Alles ein leichtes Spiel. — Die durchlauchtigste Mutter wohnte jeder Stunde Vormittags und Nachmittags unausgesetzt bei und begleitete den Unterricht mit ihrem Beistand. Ihre neuen geistvollen Bemerkungen ließen nichts trivial werden, und was die Theilnahme der Prinzess nicht recht ansprechen wollte, dem gab sie oft ein unerwartetes Interesse. Hier zeigte sich in ungeschmückter Einfachheit ein Geist, welcher Alles gerne umfaßt, was zum Bereiche seines Verstandes gehört, mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Feinheit des Urtheils.

Aber nicht nur die Lehrzimmer, sondern auch die Wälder und Felder waren eine Bildungsstätte, dahin die seltene Mutter ihre Tochter gern und oft führte. Sie wollte mit dieser den freudig machenden Genuß an den Schönheiten der Natur theilen, in dessen ahnungsreiche Tiefe sie selber gerne sich versenkte. Denn die Naturwissenschaften waren ein Lieblingsgegenstand der sinnlichen Anschauung sowie des geistigen (sabbathlichen) Ausruhens der Frau Erbgroßherzogin. Zahlreiche naturhistorische Sammlungen und die schönsten Bilder zum Studium der Botanik waren als Hülfsmittel vorhanden; auch die mütterlich besorgte Freundin, Caroline von Bose, hatte der Prinzessin, wenn

diese sie besuchte, von frühe an statt jedem anderen Spielzeug die Naturgebilde der glänzenden, edlen Steine in ihre Hände gegeben, damit sie daran lerne, was das naturgemäße einfältige und wahrhaft Schöne sei.

Vom freien Felde und aus den Wäldern, wo man an so manchem schönen Nachmittag sich erging, kehren wir noch einmal zu den Abendstunden zurück, deren Unterhaltungen und Vorlesungen gewöhnlich einen Aufschwung nahmen, der zu einer Heimath führte, darin man ewig wünscht zu sein. Ehe ich diesen näher beschreibe, gebe ich im flüchtigen Umriss ein Bild jener Persönlichkeiten, welche die Abendgesellschaft um die fürstliche Mutter und ihre Tochter bildeten.

Wenn man den Lebensgang der nachmaligen Herzogin von Orleans betrachtet, dann erscheint es unverkennbar wahr, daß gerade über ihre christliche Bildung eine besondere leitende Vorsehung gewacht hat. Denn es würde keine menschliche Vorseorge die begünstigenden Elemente einer solchen Bildung so zusammen setzen können, als sie in der „Friedensburg“ bei einander waren. Möchte es auch für fernere Zeiten eine Vorbedeutung für Frankreich gewesen sein, zu dessen Wohlfahrt die Prinzess doch heranreifen sollte; möchten die alten Elemente so einträchtig zusammenstehen unter Ihm, von welchem der Friede kommt, welchen die Welt nicht geben kann, wie es hier vorbildlich vor Augen stand.

In der allernächsten Nähe der jungen Prinzess begegneten sich merkwürdiger Weise alle drei Confessionen. Ihre vortreffliche Gouvernante, Nancy Salomon aus Genf, jetzige Frau Oberstin Madame von Bontems, war von reformirter Confession. Wer einen erkennenden Sinn hatte für tiefen, das ganze Wesen des Menschen durchwirkenden christlichen Ernst, der konnte diese Reformirte im alten geistigkräftigen, nicht abgeschwächten Sinne nicht ohne Ehrfurcht betrachten. Ihre dunklen Augen, welche Geist und Leben verkündigten, waren nur gemildert durch einen eigenthümlichen sympathetischen Zug ihres Mundes, welcher eine besondere Energie bekam, wenn sie mit Wohlgefallen auf die Prinzess blickte. Von dem zweiten Lebensjahre an hatte sie die Prinzess unter ihrer besonderen Pflege gehabt, die französische Sprache war dieser durch sie zu einer zweiten Muttersprache

geworden und blieb dieses auch bei dem allgemeinen mündlichen Verkehr in der Friedensburg. Niemand war weiter als Nancy Salomon davon entfernt, sich selber etwas zuzuschreiben; was die Ehre Gottes hätte verkürzen können, das war ihr ein Gräul. Sie verehrte auch an dem geistigen Gedeihen der Prinzess allein die Gnade Gottes und war einer Gärtnerin gleich, die ihre Blumen vor Unkraut möglichst schützt, der es aber allemal leid ist, wenn sie das harte kalte Wasser aus dem Brunnen schöpfen muß, um die zarte Blume damit zu begießen, weil man nicht weiß, ob es dieser auch zuträglich ist. Durch ihre Weisheit (die Frau Erbgroßherzogin pflegte wohl in Anspielung auf ihren Familiennamen zu sagen: Nancy ist eine echte Tochter der Weisheit Salomons) hat sie das seltene Glück einer Gouvernante gehabt, daß ihre Schülerin neben ihr hinauf und über sie hinaus wuchs in allen Stücken, und das rührendste innigste Verhältniß des Vertrauens und der Verehrung damit gleichen Schritt hielt, was bei der gegenseitigen Tapferkeit mehr sagen will, als man vielleicht ahnen möchte. Denn die junge Herzogin hatte entschieden das Bedürfniß, eine Person für sich zu werden und einen bestimmten Charakter darzustellen. Dabei kann eine Gouvernante in ihrem Amte in nicht geringe Verlegenheit kommen. Hier aber machte sich Alles von selbst, denn die Herzen waren beide richtig gestellt.

Neben dieser reformirten Gouvernante war es Fräulein Clara von Sinclair, eine geborne Pariserin und treue Katholikin, welche als Hofdame der Frau Erbgroßherzogin und innige Freundin der Nancy Salomon die Prinzess umgab. Ihre vorzüglichen Eigenschaften und ihr heiterer Sinn machten sie in hohem Maße liebenswürdig, so daß die Prinzess sich besonders von ihr angezogen fühlte. Ueberhaupt trug Fräulein von Sinclair vieles zur Belebung des Kreises bei, wurde durch ihre Herzlichkeit und ihre naiven Aeußerungen die beliebte Gesellschafterin der Prinzess. Hierzu kam noch eine zweite kindlichfromme, innige Katholikin: die Frau Generalin von Both, geborne von der Tann, von deren mütterlich zärtlichem Verhältniß zu der Prinzess Helene schon oben (Seite 9) die Rede war.

Als Stimmführer der lutherischen Confession stand neben

jenen beiden einflußreichen Elementen der Lehrer der Prinzessin Dr. Kennecke da, ein Mann, welcher, wie kaum ein Anderer es vermocht hätte, die ganze Höhe seiner Aufgabe, ein Lehrer dieses außerordentlichen Kindes zu sein, erkannte, denn es regte sich in ihm selber ein gleichartiger Flug des Geistes nach der Höhe, wo eine niemals untergehende Sonne scheint. Er konnte von dem, was er lehrte, sagen: „Was wir selber sehen und ergriffen haben.“ — Wir wollen ihn hier noch weiter an der Stätte kennen lernen, dahin der Herr des Hauses ihn zum Segen Vieler gestellt hatte.

Kennecke war durch seine mannichfaltige Berührung mit den schlesischen Lutheranern, namentlich mit Scheibel und Heinrich Steffens, ein entschiedener Lutheraner geworden. Als Instructor einer mecklenburgischen Prinzessin fühlte er sich bei all seiner Bescheidenheit und natürlichen Abneigung vor jedem confessionellen Uebermuth doch in seinem Recht, die lutherische Fahne aufzustecken. Aber sein Eifer durfte nie über jene wohlthätigen Schranken gehen, welche seine Stellung in dem Kreise ihm setzte, in welchen er hier nach Gottes Rath geführt worden war. Man erwartete von ihm, daß er das Material zu den für alle Theilnehmer gemeinsamen abendlichen Erbauungen bringen und das Vorlesen besorgen möchte. Denn es verging kein Abend, an welchem die theure Frau Erbgroßherzogin nicht eine Erbauung innerhalb des kleinen Kreises ihres Haushaltes verlangt hätte, um ein Leben des Glaubens an den Sohn Gottes, das gemeinsame Haupt seiner Kirche auf Erden, zu wecken und zu stärken. Daß unter den Theilnehmern allen eine Gemeinschaft des Geistes durch das Band des Friedens bestand, das hatte er bald erkannt und gefühlt. Dieses Band durfte nie verletzt und nur das ins Auge gefaßt werden, was den Frieden noch inniger, tiefer begründen konnte.

Es war Allen ein theurer Ernst, zu leben und nicht zu sterben: zu erwachen und bereit zu werden für das Leben der Ewigkeit. Die Kraft dieses Lebens ist uns zunächst in dem Vorbild und in der Lehre gegeben, welche Christus uns gelassen hat. Neben diesem Hauptquell unseres Glaubenslebens sind wir aber auch auf das ermunternde Vorbild jenes Heeres, jener Wolke von Zeugen hingewiesen, in deren Geist das Leben aus



Christo Gestalt gewonnen und sich verherrlicht hat. Solche treue Zeugen und Bekenner in belehrenden Worten und Thaten aufzusuchen und sie zu hören, das muß ein seliges Geschäft sein für Alle, die den Herrn lieben und gerne mit ihm in dem sind, was seines Vaters ist. Unter den Genossen der Abendgesellschaft bei der Fürstin Mutter und ihrer Tochter war Keines, das nicht gern sich dahin führen ließ, wo Christus und sein Nahesein zu finden war; sie gingen alle einmüthig Hand in Hand von einem jener Berge zum andern, auf denen die Füße der Boten wandelten, welche Frieden verkündigten. (Esaj. 52, 7.)

Was man suchte, das fand man bei den echten, vornehmsten Confessionsmännern aus der katholischen, lutherischen und reformirten Kirchengemeinschaft, welche als unverdächtige Zeugen dastehen. Die Bekenntnisse von Augustinus und andere seiner für den Kreis seiner Zuhörer zugänglichen Schriften konnten das Eingangsthor in die drei innern, durch Schranken geschiedenen Räume des Kirchenschiffes bilden. Als kindlich treue Zeugen für das Leben aus Christo in der katholischen Kirche traten dann abwechselnd mit Friedensboten der anderen Regionen: Fenelon, Fr. Leop. Stolberg, Joh. Mich. Sailer, Feneberg und M. Boos in den Kreis herein. Unter den lutherischen Bekennern hörte man vor Allem das, was Dr. Martin Luther selber sagt. Man bediente sich hierbei des damals vielgebrauchten und gesegneten Buchs von Ultsch, das als Denkmal der Kirchenverbesserung zur Jubiläumsfeier im Jahre 1817 (zu Neudietendorf bei Petsch) erschienen war. Es enthält auserlesene Stellen aus Luthers sämtlichen Schriften, welche auf alle Tage und Festtage des Jahres geordnet sind. Man erfährt darin ganz gründlich, was es heiße, ein Christ zu werden und zu sein. Das Buch war überdieß sehr bequem, weil das Datum die Lektion sogleich in die Hand gab.

Aus der reformirten Kirche vernahm man die Zeugnisse, welche in dem köstlichen Büchlein zusammengestellt sind: „Die heilsame Lehre“ (in Auszügen aus den älteren Schriften reformirter, größtentheils französischer Gottesgelehrten. Leipzig 1792 bei Kummer). Man lernt da außer den Hauptartikeln der Wallonischen Kirche in den Niederlanden und der reformirten

Kirche in Frankreich im Allgemeinen auch jene Männer näher kennen, welche als Säulen in ihrer Kirchengemeinschaft dastehen, wie Calvin, Daniel, Superville, welcher durch die Widerrufung des Edikts von Nantes nach Holland vertrieben war, wo er als Prediger starb; Jean Despaigne, um welchen sich die französischen Flüchtlinge in London zu einer Gemeinde sammelten; Daille (Dallaeus), den Erzieher der Söhne des berühmten Mornay; Montrezat, welchen Cardinal Richelieu als den kühnsten Pfarrer in Frankreich bezeichnete; Benedikt Picket, den Sänger lieblicher geistlicher Lieder. Nächst den Bekanntschaften, zu denen die Auszüge, welche jenes Buch enthält, hinführen, machte man dann auch die des Ezechiel Spanheim, der zuerst Professor in Genf, dann Gesandter des Königs Friedrich I. von Preußen am englischen Hofe war. In seinen berühmt gewordenen akademischen Reden berief er sich auf Thomas, von welchem er kräftige Zeugnisse von der Gottheit Christi und von seinem Versöhnungstode hervorhebt, was er immer mit großer Freudigkeit that. — Aus der englischen Kirche wurden mehrere treue Zeugen durch ihre Schriften in den Kreis der Abendunterhaltung eingeführt, namentlich die erbaulichen Briefe von John Newton, sowie Marshalls „Geheimniß der Heiligung“. Auch die Lebensbilder und tief zum Herzen redenden Zeugnisse aus den Brüdergemeinden schlossen sich den Elementen an, welche wir hier nur kurz und nicht nach ihrem ganzen Umfang erwähnten: Denn es sollte damit nur gezeigt werden, daß Gott etwas zusammenfügen kann, was der Mensch und die Menschheit scheidet. Der, welcher einen Himmel bereitet hat für Alle, die ihr Hoffen auf den Tod seines Sohnes gründen, der allein kann auch auf Erden eine Union herbeiführen, welche eine himmlische Gemeinschaft: eine Gemeinschaft der himmlischen Güter ist.

Die schriftlichen Mittheilungen aus dem Inhalt der Abendunterhaltungen in der Friedensburg, welche mir hier vorliegen, stellen zuletzt noch eine kleine Abendlektion an ihre Spitze, die der Prinzessin Helene ganz besonders nach ihrem Sinne war. Denn die Richtpunkte ihres innersten Strebens und Lebens waren darin deutlich und gründlich in kurzen Fragen und Antworten zusammengestellt, sie heißen:

„Woher stammen alle Uebel und alles Böse in der Welt? — Aus dem Dichten und Trachten des menschlichen Herzens. — Worauf sieht Gott bei dem Menschen? — Auf das Herz. — Was prüft Gott auf allen unsern Wegen? — Das Herz. — Was ist für dieses das köstlichste Gut? — Die Gnade, welche das Herz fest macht. — Was sollen wir am sorgfältigsten behüten? — Das Herz. — Wie will uns Gott seine Wege wissen lassen? — Er will sein Gesetz in unser Herz geben. — Was ist das schwerste Strafgericht Gottes? — Wenn das unverständige Herz verfinstert und das ungehorsame Herz verstockt wird. — Wo offenbart Gott seine Liebe? — In unserem Herzen durch den Glauben. — Was bringt der Glaube? — Den Frieden Gottes in unser Herz, welcher höher ist als alle Vernunft, und bewahret Herz und Sinne in Christo Jesu. — Was für Herzen hat Gott lieb? — Die demüthigen und zerschlagenen wird er nicht verachten. — Was soll und muß gereinigt werden? — Das Herz. — Was werden die haben, die reines Herzens sind? — Sie werden Gott schauen.“

Während wir hier mit größerer Vollständigkeit den Stamm und die kräftigen Aeste des Inhaltes der Abendstunden beschrieben, dürfen wir nun auch noch einen Blick auf die immergrünen Blätter und duftenden Blüthen desselben wenden. Selbst in den Liedern des Tempels wurden einst neben den Stimmen des tiefen Ernstes und der Klage die fröhlichen Gesänge und Töne der Pauken, lieblichen Harfen mit Psalmen vernommen. In der sichtbaren Welt, die uns umgiebt, vernimmt man neben der Stimme der alten Klage der Creaturen auch das Jauchzen der Lust am Leben. So ließ die Alles anordnende fürstliche Mutter auch in die Unterhaltungen der Abende gern solche Elemente eingehen, welche zwar nicht wie die Strahlen des Sonnenlichtes unmittelbar aus einer oberen Welt kamen, in denen aber diese Strahlen wie in einem munter dahin rauschenden Bächlein sich abspiegelten. Man las deshalb auch manche unschuldige humoristische Schriften, welche in der Tonart des redlichen Wandsbecker Boten sich aussprachen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen wurden, wenn sie der Beachtung werth schienen und eine gute angenehme Unterhaltung versprachen, gern angehört. Davon mögen die beiden nach-

stehenden Briefe der Prinzessin Helene, die sie mir in ihrem 12. und 14. Jahre schrieb, ein beiläufiges Zeugniß geben:

Sommer, 1825.

Lieber Professor!

Recht herzlich danke ich Ihnen für Ihr liebes Buch sowie für den Brief, welchen Sie so sehr gütig waren mir zu schreiben; beide haben mir eine gar große Freude gemacht.

Wie habe ich den armen Martelle<sup>1</sup> bedauert, welcher in die Hände der Türken gefallen war und schrecklich von ihnen mißhandelt wurde, aber wie sehr gefällt mir von ihm seine große Geduld und sein starker Glaube, welcher ihm seine Lage gewiß sehr erleichterte.

Wie gerne hätte ich den lieben Pro<sup>2</sup> mit Albrecht besucht, welcher uns so schöne Geschichten zu erzählen wußte und mit ihm die schöne Umgebung Erlangens besahen, allein diese Freude ist mir hoffentlich auf ein anderes Mal erspart.

Ihre liebe Frau, sowie Selma und Adeline bitte grüßen Sie recht herzlich von mir. Leben Sie recht wohl, lieber Professor, ich bitte ein wenig lieb zu behalten

Ihre Helene.

Lieber guter Pro!

Sie sind wirklich viel zu gütig, noch so an mich zu denken und mir ein so liebes Büchlein zu schicken. Ich kann Ihnen nicht genug für die große Freude danken, welche Sie uns Allen dadurch machen. Wir lesen alle Abende darin, und nun haben wir Sie bis nach Lyon begleitet. Die Beschreibung der Diligence hat uns Allen sehr viel Spaß gemacht; aber es war doch recht schade, daß Sie in Ihrem stillen Vorzimmer durch einen so unangenehmen Reisegefährten gestört wurden. Auch hat mir die schöne Geschichte von den beiden guten Kinderchen gar wohlgefallen, die im Schwarzwald auf eine so merkwürdige Weise gerettet worden sind.

<sup>1</sup> Bezieht sich auf eine kleine Schrift, welche ich um jene Zeit in Erlangen bei Heyder herausgegeben hatte.

<sup>2</sup> S. oben Seite 13.



Unser Albrecht hatte ja im vorigen Sommer eine recht große Freude gehabt, Sie, lieber Bro zu sehen. Er hat mir sehr viel davon geschrieben, so daß ich auch gern mit zur Reisegesellschaft gehört hätte; doch weiß ich nicht, ob ich so viel Muth wie Ihre liebe Frau gehabt hätte.

Diesen Sommer werden wir wohl, wenn der liebe Gott es will, eine Reise nach der Schweiz antreten, um unsern lieben Albrecht zu sehen. Ich hatte mich sehr gefreut, indem ich dachte, daß wir Sie noch in Erlangen sehen würden, nun soll es aber einmal nicht so sein. Gott gebe, daß uns diese Freude für ein anderes Mal verspart ist.

Mama wird Ihnen vielleicht schon von meinem jetzigen Lehrer Herrn Kennecke geschrieben haben, welcher gar zu gut ist, ich habe ihn recht lieb, und seine Stunden machen mir sehr viel Freude. Er kennt Sie schon, denn wir haben ihm viel von Ihnen erzählt, und er wünscht auch sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Dürfte ich Sie bitten, mein lieber Bro, mich Ihrer lieben Frau, sowie Ihren Töchtern recht herzlich zu empfehlen und noch zuweilen mit Liebe zu gedenken Ihrer Sie herzlich liebenden Helene.

Ludwigslust, den 26. März 1827.

Nicht nur zur Erläuterung einiger Stellen der vorstehenden, kindlich redenden Briefe, sondern weil Alles, was den Bruder betraf, in enger Beziehung mit dem Kreise stand, in dem sich das Leben der Prinzessin Helene bewegte, erwähne ich hier kurz einige Züge aus der damaligen Geschichte des Prinzen Albrecht. Dieser besuchte mich im Sommer 1825 auf seiner Durchreise mit seinem Gouverneur v. Brandenstein in Erlangen. Ich führte meine heitern, lieben Gäste in die herrliche Gegend von Muggendorf und in die dortigen Höhlen, begleitete dieselben auch nach Nürnberg zu meinem Freunde C. v. Raumer, bei dem sie auch die Bekanntschaft meines nachmaligen Schwiegersohnes Ranke machten. Von Nürnberg aus eilten die beiden Reisenden weiter nach dem Lande, dahin der innere wie äußere Zug sie dießmal führte: nach der herrlichen Schweiz. Zürich sollte dort für einige Zeit der Wohnsitz sowie eine Schule der höhern Anschauungen und Erfahrungen der innern wie der äußern

Sinne sein. Sie hatten von Erlangen aus Begrüßungen von mir mitgenommen an meinen theuern brüderlichen Freund David Spleiß in Schaffhausen, damals Professor daselbst und zugleich Pfarrer in Buch. Die Bekanntschaft mit diesem war der erste geistige Segen, den mein lieber Prinz Albrecht bei seinem Eintritt in das Land der großen Wunderwerke des Schöpfers empfing. Bald kam er näher in die Mitte der Herrlichkeit des Landes, nach Zürich. Hier fand er bald freundväterliche Aufnahme im Hause des theueren Antistes Gessner, Lavaters Schwiegersohne. Auch der ehrwürdige, hochbetagte Hess empfing ihn mit väterlicher Liebe und beschenkte ihn mit einer seiner geistvollen Schriften, „Reise nach der Hoffnungsinsel.“ An Dr. Hirzel, dem Schwiegersohn des gleichnamigen Chorbherrn, an Herrn Johannes Schlatter hatten die Ankömmlinge im Lande treumeinende Freunde, in den Häusern des Kaufmanns Michelhausen und Lochner ein gemüthliches Zusammenleben mit Familien gefunden, darin es ihnen wie in Gessners Hause heimathlich zu Muthe ward. Einen unvermutheten Besuch erhielten sie auch aus Nürnberg an Raumer und Ranke.

Im Jahre 1826, auf meiner Rückreise aus Italien, traf ich nach längst genommener Verabredung in Mailand mit Prinz Albrecht, Herrn von Brandenstein und dem Instruktor des Prinzen, dem Kandidaten Koch, zusammen. Ich habe unsere gemeinsame Reise über den Lago maggiore, den Simplon bis nach Brieg im untern Rhonethal von Wallis im letzten Band meiner Reise nach Südfrankreich und Italien ausführlicher erwähnt. Prinz Albrecht beschrieb mir auch in einem Brief vom 17. Oct. 1826 die weitere Rückreise von ihm und seinen Begleitern nach Zürich. In einem späteren Briefe vom 31. Oct. 1827 spricht er mit inniger Freude von dem Genuß und Segen, welchen ihm der Besuch seiner theuern Mutter und der Schwester Helene gebracht hatte. Für die beiden Geschwister war das Zusammensein in der Schweiz und zunächst in Zürich ein solcher Hochgenuß von Freuden gewesen, als sie noch niemals vorher einen solchen hatten. Der alte ehrwürdige Antistes Hess legte noch zum Abschied segnend seine zitternden Hände auf das Haupt der Prinzessin Helene und ihres Bruders und betete über sie, und ich

weiß die Worte, welche der treue Priester sprach, sind von nachwirkender Kraft gewesen und geblieben.

Es scheint mir beachtenswerth, wie beide Geschwister bald nach ihrem glücklich fröhlichen Zusammensein in Zürich an Gräber und zu den ernststen Bedenken des eigenen Endes hingeführt wurden. Prinz Albrecht zuerst, und ich lasse ihn das, was er dabei in seinem Herzen erfuhr, selber aussprechen in einer Stelle des letzten Briefes, den ich aus Zürich von ihm erhielt (vom 13. April 1828).

„Um einen hat sich unsere Reisegesellschaft vermindert, indem der liebe Puls<sup>1</sup> nach einem vierzehntägigen Krankenzlager (wahrscheinlich) an einem Lungengeschwür gestorben ist. Daß mir dieser Verlust sehr leid gethan habe, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. — Der Anblick des Leidens und dann der Leiche läßt einen unverwischlichen Eindruck zurück. Als ich ihn zuletzt sah, saß er aufrecht, das Auge unaussprechlich matt, das Gesicht todtenbleich und eingefallen; das Leiden hatte seinen höchsten Punkt erreicht. Als ich die Leiche sah, da war es mir anders. Das Leiden war aus, die Hülle lag vor meinen Augen da, aber der Mund war für immer geschlossen, — die Seele war entflohen. „Aus“ tönte es in meinem Herzen. Da ich ihn zuletzt im offenen Sarge, mit einem Strauß Blumen auf der Brust sah, schien er mir zu feiern, denn ein Lächeln lag im Munde, und es ahnte mir, ihm sei wohl. — Ach ja, Gott wolle uns einst Alle an seinem Throne zusammenführen, wo kein Leid und Geschrei mehr sein wird.“

Am Ende dieses Capitels möge auch ein kleines Gedicht noch Raum finden, welches die damals in ihrem vierzehnten Jahre stehende Prinzess Helene (im Jahr 1827) nach ihrer vorhin erwähnten Besuchsreise in die Schweiz niedergeschrieben hat. Wie sein Inhalt es ausspricht, mag es, vielleicht nach der Rückkehr ins Vaterland, etwa bei dem Wiedersehen des Meeres, am heimischen Strand zu Dobberan entstanden sein. Es ist das erste Gedicht, das aus der Hand der theuern Fürstin hervorging.

<sup>1</sup> So hieß der treue Diener des Prinzen, der mit uns im vorigen Jahre die Reise von Mailand bis nach Brieg gemacht hatte.

Seid mir begrüßt, ihr lachenden Hügel,  
 Herrlich gekrönt mit grünendem Laub;  
 Mild umweht von Zephyrs Flügel  
 Werdet ihr keines Sturmes Raub.

Sei mir begrüßt, o ruhiges Meer,  
 Brandende Wogen am einsamen Strand,  
 Spiegel dem nächtlichen Sternenheer,  
 Sei mir begrüßt, mein Jugendland!

Ihre Bilder verflossener Freuden,  
 Verschwunden sind sie nach kurzem Spiel;  
 Möge der Schmerz vom irdischen Scheiden  
 Wenden das Auge zum seligen Ziel.

---

## 6. Tiefes Leid und hohe Freuden.

Die Trauer an einem Grabe, der Schmerz einer Trennung für das ganze Erdenleben traf bald nachher das Herz der Prinzessin Helene noch ungleich tiefer und gewaltiger als ihren Bruder Albrecht. Ich habe die junge lieblich blühende Gräfin Ida von Bassewitz bereits oben (S. 17) genannt. Diese war schon von ihrem dritten Jahre an in schwesterlicher Gemeinschaft mit Helenen erzogen und nicht nur mit ihr aufgewachsen, sondern man kann sagen an Herz und Gemüth zusammengewachsen. Ida war etwas älter als die Prinzessin, diese, so fest sonst ihr Wille auf eigener Bahn zu gehen pflegte, hatte sich dennoch in ein, durch hingebend zärtliche Liebe untergeordnetes Verhältniß zu der Pflegeschwester gestellt. Jeder Wunsch, jede Regung des Willens, welche sie am Blick der Augen in Ida's Seele lesen konnte, ward für Helene ein Gebot des eigenen liebenden Herzens, dem sie alsbald gehorchte. In der That das Band der Liebe, das zwischen den beiden Kindern bestand, glich dem einer vollkommen glücklichen Ehe, Helenens Stellung zu Ida jener einer Gemahlin, deren Willen nur in



dem Wünschen und Wollen des Gemahles lebt. Das nahe persönliche Zusammenleben der Beiden wurde zwar nach dem Willen des Grafen von Bassewitz getrennt, der seine Tochter zurücknahm, um sie ihrer Mutter zu geben, dennoch genoßen beide durch öfteres gegenseitiges Besuchen und durch einen kindlich vertraulichen Briefwechsel die Freuden der Freundschaft. Da starb die geliebte Ida plötzlich wenige Wochen nach ihrer Confirmation, am 6. Sept. 1829. Der Schmerz der jungen Prinzessin war ein für dieses Alter und bei solcher fröhlichen Stimmung des Gemüthes ungewöhnlicher; er war ein Vorschmack jenes allzerreißenden Schmerzes, welcher ihr Leben 13 Jahre hernach, bei dem Tode ihres Gemahls traf. Der zarte Körper, noch nicht so wie in späterer Zeit von der geübtern Kraft des Geistes getragen, kam in Gefahr, der inneren Aufregung zu erliegen. Doch sein Bau, für künftige Tage bestimmt, hielt fest; die schwer Erkrankte genas von dem „Nervenfieber“. Aber in ihrer Stimmung war neben die bald wiederkehrende Heiterkeit ein Zug von wehmüthigem Ernste getreten, welcher jedes tiefer beobachtende Auge an die Wahrheit jenes französischen Sprichworts erinnern konnte: *la tristesse est dans le coeur, la gaieté est dans l'esprit*. Es war dieß ein Zug, welcher in einer spätern Zeit ihres Lebens, als der erschütterndste Schlag dieses getroffen hatte, in ihr noch mehr zu einem bleibenden wurde, über welchem jedoch immer die Freudigkeit des Geistes als Herrscherin gewaltet hat.

Gerade für das damalige Lebensjahr der Prinzessin ist diese schmerzlich freudige Einkehr in ihr Inneres und die Beschäftigung mit dem Gedanken an die Ewigkeit von besonderer Bedeutung gewesen. Denn sie stand damals in der Vorbereitung zu der höhern Weihe ihres christlichen Berufes für das Erdenleben, durch die Confirmation. Zwar das „liebliche Bild“ der geschiedenen Freundin stand immer vor ihrer Seele, doch zog sie dieses nicht mehr so wie sonst zur Erde, sondern ihr war es, als ob „eine Liebe, die nie vergeht, von der Verklärten reiner auf sie herabstrahle, sie segnend von dem seligen Orte ihrer Freude.“ — Es war ihr ein rechter, inniger Ernst mit dem Glaubensbekenntniß, das sie am 30. Mai 1830 in der Stadtkirche zu Ludwigslust vor der Gemeinde ablegte und welches

sie in den nachstehenden Worten eigenhändig niedergeschrieben hatte.

„Nachdem mich Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit durch die Taufe in den Versöhnungsbund Jesu Christi aufgenommen, nachdem er mich mit seinem Worte bekannt gemacht und durch dasselbe zur Erkenntniß meiner Sündhaftigkeit und Verderbtheit gebracht und meine Seele durch beständiges Mahnen und Rufen zu sich gezogen hat, bekenne ich hier öffentlich den Glauben, der mir durch das Wirken des heiligen Geistes zur unerschütterlichen Grundlage meines zeitlichen und ewigen Lebens und aller meiner Hoffnungen geworden ist.“

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Welt also geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gegeben hat, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben ererben. — Auch meiner hat er sich erbarmt, mich in seiner Liebe und Langmuth angenommen und mir als seinem versöhnten Kinde, um des Verdienstes seines Sohnes willen meine Sünden vergeben. In dem Glauben an diesen seinen einzigen Sohn finde ich einzig die Rettung meiner Seele und die Gerechtigkeit, mit welcher ich vor Gott bestehen kann; denn Jesus Christus hat durch seine Menschwerdung, durch sein bitteres Leiden und Sterben auch für mich genug gethan, die ich durch mich nichts vermag, und durch den Glauben an diese seine überschwengliche Liebe und Gnade macht er mich seiner Erlösung theilhaftig. Nachdem er mir nun durch seine Auferstehung und Himmelfahrt die Pforte des Himmels geöffnet hat, vertritt er mich mit Fürbitte bei seinem himmlischen Vater, auf daß ich nun, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit lebe.“

„Ihm, den ich im Glauben als meinen Erretter und Seligmacher erfaßt habe, ergebe ich mich ganz. Jede Fügung des Lebens als eine gnädige Schickung seiner liebenden Hand ansehend, bitte ich ihn, den Anfänger und Vollender meines Glaubens, mich durch seinen heiligen Geist von allem Bösen zu bewahren und in der innigsten Gemeinschaft mit Ihm zu erhalten, auf daß ich mein Leben im steten Aufblick auf Ihn führe und einst in Ihm erfunden werde. Amen.“

Die Prinzessin hatte sich zu der Feier dieser für sie so

heiligen Handlung den Gesang des alten, gotteskräftigen Liedes von Martin Schalling erbeten, welches Gellert als eines der ihm theuer werthesten Kirchenlieder preist. Da jedoch die erhabene schöne Melodie desselben in den Kreis unserer neueren kirchlichen Gesangsweisen nicht mehr so leicht den Zugang finden konnte, als in den Zeiten der Meisterschaft der echtkirchlichen Tonkunst,<sup>1</sup> mußte man auch damals das alte herrliche Lied nur von dem Sängerkhor abzingen lassen. Dieses jedoch schwächte den Eindruck nicht, den sein Inhalt auf alle damaligen Anhörer des vorstehenden Glaubensbekenntnisses machte, denn man kann wohl sagen, daß in diesem Inhalt nicht nur die damalige Stellung des Gemüthes der Prinzessin, sondern die treubewährte Gesinnung derselben für ihr ganzes Leben bis zu seinem sanften Ende prophetisch sich aussprach. Es mag deßhalb hier wörtlich nachstehen:

Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr!  
 Ich bitt, wollst sein von mir nicht fern  
 Mit Deiner Hilf und Gnaden.  
 Die ganze Welt erfreut mich nicht,  
 Nach Himmel und Erden frag ich nicht,  
 Wenn ich Dich nur kann haben.

<sup>1</sup> Wie sehr das alte gute Lied in früherer Zeit ein Gemeingut der Kirchen und ihrer Gemeindeglieder gewesen, das mag die nachstehende kleine Geschichte bezeugen, die ich in meinem „Alten und Neuen“ unter den Mittheilungen aus dem Reiche (1828) dem Simon Pauli nacherzählt habe. Ein ehrenwerther frommer Bürgermann in Lübeck lag am Sterben. Er hatte sein Herz durch den Genuß des heiligen Abendmahles gestärkt und freudig erhoben, da sagt er zu seiner Frau, sie solle ihm die Stadtmusikanten kommen lassen, er wolle sich noch Eines von denselben aufspielen lassen. Die fromme Frau erschrickt über diesen, wie sie meint, weltlustigen Einfall ihres Mannes; der Beichtvater aber sagt, sie solle dem Sterbenden seinen Wunsch gewähren. Die Stadtmusikanten kommen und der Mann sagt, sie sollen ihm sein Lieblingslied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr,“ aufspielen und singen. Dieses geschieht, und als man zum dritten Vers kam, „Ach Herr, laß deine lieben Engelein am letzten Ende die Seele mein in Abrahams Schooß tragen,“ wendet sich der Mann zur Seite nach der Wand und ist sanft verschieden.

Der Oheim der Prinzess Helene, Herzog Adolf, fand an diesem Liede, das ich ihm auf einer gemeinsamen Reise nach Dobberan vorsprach, so großes Gefallen, daß er mich zur Erinnerung an unsere Reise um eine Abschrift desselben bat.

Und ob mir gleich das Herz zerbricht,  
 So bleibst Du doch meine Zuversicht,  
 Mein Heil und meines Herzens Trost,  
 Der mich durch sein Blut hat erlöst.  
 Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr,  
 Mein Gott und Herr!  
 In Schanden laß mich nimmermehr.

Es ist ja, Herr! Dein Geschenk und Gab  
 Mein Leib, Seel und Alles, was ich hab  
 In diesem armen Leben,  
 Auf daß ich's brauche zum Lobe Dein,  
 Zum Nutz und Dienste des Nächsten mein,  
 Wollst mir Deine Gnade geben.  
 Behüt mich Herr vor falscher Lehr',  
 Des Satans Mord und Lüge wehr,  
 In allem Kreuz erhalte mich,  
 Auf daß ich's trag geduldiglich!  
 Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott,  
 Mein Herr und Gott!  
 Tröst' mir meine Seel' in der letzten Noth.

Ach, Herr! laß Deine lieben Engelein  
 Am letzten Ende die Seele mein  
 In Abrahams Schooß tragen.  
 Den Leib in seinem Schlafkammerlein  
 Gar sanft ohn' alle Noth und Pein  
 Ruhn bis am jüngsten Tage.  
 Alsdann vom Tode erwecke mich,  
 Daß meine Augen sehen Dich  
 In aller Freud, o Gottes Sohn,  
 Mein Heiland und mein Gnadenthron.  
 Herr Jesu Christ, erhöre mich,  
 Erhöre mich!  
 Ich will dich preisen ewiglich.



Den Worten des hier voranstehenden Liedes wohnt allerdings eine Kraft inne, welche nur die Weihe des Tempels dem redenden Geiste gibt. Nicht von gleichem geistigen Range ist das Lied, welches der Waldvogel singt, wenn der Lebenshauch der Frühlingsluft seine Brust anregt. Dennoch wecken seine Töne in dem Menschenherzen, das die Macht der höheren Weihe kennt, ein Gefühl, das mit dem Sehnen der auf Hoffnung gebundenen Creatur seine Schwingen regt zum Aufflug nach der Freiheit des erlösten Geistes, und wer das Wort kennt, das von jener Freiheit redet, der hört den Gesang des Waldvogels mit Lust und Liebe. Ich lasse deßhalb hier zwei Lieder der damals 16jährigen jungen Fürstin folgen, welche von jener Stimmung des Herzens zeugen, die in dem Lebensjahr, dessen Geschichte wir hier beschrieben, in ihrem Gemüth die herrschende war.

Dobberan, 1830.

#### Das Schwäne-Lied.

Könnte meines Herzens Sehnen,  
Könnte meine süße Lust  
Durch der Sprache leises Tönen  
Dringen aus der vollen Brust!

Mächtig treibt in mir ein Wehen,  
Das die Seele mir belebt,  
Unaufhaltsam im Entstehen  
Ist die Macht, die mich durchbebt.

Mit des Stromes Silberwogen  
Sehn' ich mich, — wer weiß wohin? —  
Wie, von mag'ischer Kraft gezogen,  
Schwäne in die Ferne ziehn.

Doch es tönen Zauberklänge  
Tief im Innersten mir zu,  
Eines Engelchors Gesänge  
Wiegen mich in süße Ruh:

„Glücklich bist du, Kind der Träume,  
 „Dem das Leben froh erscheint,  
 „Schwingst den Geist in freie Räume,  
 „Wo das Auge nie geweint.

„Wie mit goldnen Adlerschwingen  
 „Schwebst du durch der Lüfte Blau,  
 „Läßt dein Lied schon früh erklingen  
 „Mit dem hellen Morgenthau.

„Horch, des Weltalls goldne Leier  
 „Tönet süße Harmonie,  
 „Und sie stimmt zu stiller Feier  
 „Deine sel'ge Phantasie.

„Und die ew'gen Luftgestalten,  
 „Deren Reize nie verblühen,  
 „Deinem Auge sich entfalten,  
 „Möchtest gern mit ihnen ziehn!

---

Dobberan, 1830.

### Zuruf.

Zieh dahin wie Silberschwäne  
 Nach dem unbekanntem Dort,  
 Selbst die still vergoßne Thräne  
 Schwellt die Fluth und hilft dir fort.

Fürchte nie, wenn Wogen schäumen  
 An des Felsenthales Rand,  
 Schwäne ziehen ohne Säumen  
 Nach dem herzbekanntem Land.

Wagen kühn sich auf die Wogen,  
 Wo sie hoch und sicher sind.  
 Wer das Flache sucht — betrogen  
 Ist ein solches armes Kind.

Es ist keineswegs die Kunst der jungen Dichterin, welche wir hier zur Schau tragen wollen, denn die Prinzessin kannte um jene Zeit die Vorbilder nur wenig, bei denen die Dichtkunst der Neuzeit in die Schule ging. Nur der Geist, welcher die schaffenden Gedanken weckte, ist es, der diesen vergänglichen Blüthen eine Bedeutung geben konnte für unsere Augen. Mag man der Form nach diese poetischen Aufwallungen eines jugendlichen Herzens mit dem Flattern eines jungen Vogels im mütterlichen Neste vergleichen; es war ein junger Adler, der bald nachher seinen sichern Flug über die Wolken nahm. Die Stärke seiner Schwingen lag nicht in den kunstreichen Worten, sondern in der innern Wahrheit seiner Gefühle und Gedanken.

## 7. Eine neue Schule des Lebens.

Der treue Lehrer und geistige Führer der 17jährigen Prinzessin: Kenecke hatte jetzt (im Sommer 1831) sein Tagwerk in dem theuern Fürstenhause vollendet; er war im Begriffe, in ein Amt zu treten, zu welchem er durch unerwartete Führung und ein ihm entgegenkommendes Verlangen vieler Seelen sich berufen fand. Vorher zog es ihn noch zu einer Reise nach Süden und zunächst nach München; der theure Mann kam zu uns mit seiner geliebten an Geist und Gemüth ihm verwandten Neuvermählten. Er wurde mir durch einen Brief der uns Beiden gleich theuren Prinzessin Helene angekündigt, den ich hier mittheilen will.

Lieber, innig verehrter Professor!

Schon längst hatte ich den Wunsch, mich Ihnen schriftlich zu nahen, um dem Bedürfniß des Dankes Folge zu leisten, das Ihre interessanten Bücher in meiner Seele weckten. Doch immer hielt mich der Gedanke, ich könnte mich unbescheiden aufdrängen und Ihnen eine kostbare Zeit rauben, von diesem lieben Geschäft zurück, und ich sandte im Stillen, bei dem Lesen Ihrer Schriften, einen herzlichen

Dank in die Ferne. Da sich mir aber jetzt eine günstige Gelegenheit darbietet, so benutze ich sie mit Freuden, um mich in Ihr Andenken zurückzurufen und Sie zu bitten, eine kleine Arbeit, welche sich unter dem Schutze meiner Mutter zu Ihnen wagt und die Sie an unsere Ostsee erinnern möchte, freundlich aufzunehmen.<sup>1</sup>

Unser guter Herr Kennecke wird nun wohl München erreicht haben und seinen lange gehegten Wunsch, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, erfüllt sehen. Ihre Werke, deren ich einige unter seiner Leitung gelesen habe, und unser öfteres Erzählen von Ihnen waren der Anfang einer Bekanntschaft, die er jetzt das Glück hat zu verwirklichen und deren Theilnehmerin ich unbeschreiblich gerne wäre. Ich muß mich aber seiner Rückkunft getrösten und freue mich sehr auf Alles, was er uns vom Pro erzählen wird.

Die Urvwelt und die Fixsterne las ich im vorigen Jahre und freue mich über den Himmel und seine Lichter, wunderte mich über die unbegreiflichen Berechnungen der Gelehrten und schaute Ihnen nach in die alte Erde. Dieses Jahr aber öffnete sich meinem Blick eine ganz neue, eine lebende Welt in Ihrer Geschichte der Seele, welche einen gar großen Reiz für mich hat. Leider konnte ich das schöne Buch nicht mit Herrn Kennecke bis zum Schluß bringen, da seine Abreise dazwischen trat: ich beendigte es aber mit meiner lieben Mama, welche meine Verstandesaugen den zu hohen Stellen öffnete und sie zu meiner Tiefe herabzog, wenn meine Einfalt sie nicht erreichen konnte.

Nun aber wäre es unbescheiden, lieber Professor, wenn ich Sie länger von wichtigen Geschäften abhielte, ich eile daher zum Schluß mit der Erneuerung meiner Bitte um ein gütiges Andenken für

Ihre

Helene.

Die Schule in der Friedensburg blieb zwar in ihrem Bestehen und Fortgang auch nach der Entfernung des werthen vielthätigen Lehrers, denn man wußte sich, wo das Bedürfniß

<sup>1</sup> Es war die vortreffliche Zeichnung einer Küstengegend bei Dobberan.



darnach sich regte, Belehrung aus Büchern zu verschaffen. Auch die innere Schule des Herzens in Freud und Leid blieb, was sie gewesen war; der unsichtbare Lehrer, unter dessen Aufsehen und Zucht sie stand, war ihr geblieben. Zu diesen Bildungsmitteln des innern und äußern Menschen gesellte sich aber jetzt noch ein drittes: eine Übungsschule in der Welt, durch den Verkehr mit Menschen, durch Anschauungen, Erfahrungen, Heimsuchungen und Prüfungen der innern Kraft.

Von hier an wird öfters eine theuere Freundin meine Führerin und Begleiterin durch die mannigfachen Ereignisse sein, in welchen das Leben der Prinzessin Helene seiner großen Bestimmung entgegengeführt wurde. Eine Freundin, an deren Herzen voll Liebe zu Gott und seinen Menschen das Herz Helens oft ein Ausruhen, in deren Geist sie einen Spiegel fand, daraus ihr die Züge ihres eigenen geistigen Strebens und Bewegens klar und schweesterlich gleichgestellt entgegenblickten. Die Freundin, von welcher ich hier rede, ist dieselbe, welche in einem vielbekannten Trauerhause als geistige treue Pflegerin der gebrochenen Herzen sich bewährte und die ein gutes Zeugniß von der tröstenden Kraft des Evangeliums bezeugt hat am Sterbebette eines Fürsten von treuem aufrichtigen Herzen, welchen die Herzogin Helene als einen brüderlichen Freund liebte und ehrte. Mehrere im spätern Verlauf dieser Berichte besonders angezeichnete Stellen sind aus Briefen an jene treue Freundin genommen.

Nach der oben erwähnten größeren Reise in die Schweiz, welche durch einen großen Theil des südlichen Deutschlands ihre Richtung nahm, folgte die Herzogin Helene an der Hand ihrer treuen Mutter der wiederholten Einladung in das neue Heimathland ihrer Schwester Marie und nach dem schönen Thüringen. Eine dieser Reisen fällt in das Jahr 1831. Man machte den Weg über Berlin, wo damals der Bruder Herzog Albrecht sich befand. In seiner Gesellschaft sah sie die Kunstwerke des königlichen Museums, und mit jugendlichem Feuer nahm sie den mächtigen Eindruck in sich auf, den die Herrlichkeit der Kunstschöpfungen auf sie machte. In Weimar erfuhr sie in vollstem Maße die Beweise jener treuen, innigen Anhänglichkeit, welche sich in der großherzoglichen Familie wie in dem ganzen Volke

von der verstorbenen Herzogin Caroline auf ihre Kinder, namentlich auf Helene vererbt hatte. Mit Entzücken schildert sie den Familienverein bei ihrer geliebten Schwester Marie, in deren stillem, anmuthig gelegenen Wohnsitz zu Eisenberg. An ihrem Schwager, dem Herzog Georg von Altenburg, welchen sie den „Hebel aller guten und edlen Bestrebungen“ nennt, fand sie einen bis an sein Ende treu bewährten Bruder, und ein Segen der glücklichen Ehe ihrer Geschwister waren die drei lieblichen kleinen Prinzen, an deren Anblick und kindlich zutraulichem Wesen die Prinzessin ihrer Augen und ihres Herzens Lust fand. In Rudolstadt empfingen zwei treue Schwestern der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin die Reisenden mit offenen Armen und liebenden Herzen.

Hier aber wurde der Genuß der Freude und des Friedens durch die erschreckenden Nachrichten erschüttert, welche aus der Heimath von den fortschreitenden Gefahren der Cholera kamen. Die Rückkehr nach Mecklenburg durfte jetzt nicht länger verschoben werden, wenn man sich nicht der bedenklichen Absperrung oder Gefangenschaft eines Contumazhauses aussetzen wollte. Die Herzogin Marie sowie die Fürstinnen von Rudolstadt drangen ernstlich darauf, die Frau Erbgroßherzogin solle bei ihnen, in dem noch gesund gebliebenen Sachsen, den ärgsten Sturm der Seuche vorübergehen lassen. Aber die Prinzessin hielt muthig stark an dem Ausspruch ihres Herzens, welchem dann auch die Erbgroßherzogin Mutter freudig beistimmte, daß in solchen Zeiten der allgemeinen Noth und Sorgen der treue Bürger der Erde an den ihm von Gott angewiesenen Platz, in sein Vaterland gehöre, wo er unter dem höchsten, sichersten Schutz seines Gottes stehe. So begrüßte sie denn gegen Ende Septembers (1831) „mit unaussprechlicher Freude“ — wie sie schrieb — die geliebte Heimath bei Boizenburg an der Elbe.

Zwar waren die Befürchtungen wegen der Cholera noch nicht so bald beseitigt, dennoch ward der Prinzess Helene die Freude zu Theil, auch im Sommer 1832 in Dobberan, welches sie das „Eden ihrer Kindheit nannte“, mit all den theuern Ihrigen sich vereint zu sehen. Denn nicht nur die Herzogin Marie mit Gemahl und Kindern, sondern auch Prinz Albrecht hatte sich dort eingefunden. Auch die Bekanntschaft mit mehreren

andern an Geist nicht minder als durch den Rang der Throne hochstehenden Kurgästen des damaligen Sommers gewährte der achtzehnjährigen Prinzessin einen seltenen Genuß.

Aus der Zeit ihrer Entwicklungsgeschichte, welche ich hier beschrieb, liegen vier Briefe an mich, aus ihrer theuern Hand, vor mir, deren Inhalt die Züge meiner Beschreibung ergänzen können. Ich theile sie deßhalb größtentheils nach ihrem ganzen Umfang mit.

Lieber verehrter Professor!

Vielleicht erscheine ich Ihnen lästig, da ich erst kürzlich schriftlich zu Ihnen kam, doch ist es mir unmöglich, einen Brief meiner Mutter an Sie abgehen zu sehen, ohne dem Wunsche meines Herzens Folge zu leisten und Ihnen meine innigste Dankbarkeit für Ihre Güte auszudrücken. Das Päckchen erhielt ich vor einigen Tagen, mit unendlicher Freude öffnete ich es, da ich darauf Ihre liebe, immer segnende und wohlthuende Hand erkannte, und diese Freude ward durch den schönen Inhalt Ihres freundlichen Briefes und der lehrreichen Bücher nur noch erhöht. Mein Dank kommt freilich etwas lange nach dem Abgang Ihrer Gaben, doch litt diese einige Verzögerung, da wir den Herrn von Dettl nicht in Dobberan treffen konnten, wegen einer Reise in das schöne Sachsen zu meinen theuern Geschwistern, und ihn nur einige Augenblicke in Altenburg sahen, wo er sie meiner Mutter nicht einhändigen konnte und versprach, sie aus Mecklenburg nachzusenden. Während des kurzen Aufenthaltes der Königin von Bayern in Altenburg hatte ich die Freude, Ihren Namen mit Verehrung und Liebe im Munde des Prinzen Otto zu hören, dessen Bekanntschaft mir doppelt interessant war, da Sie, lieber Pro, ein so sehr günstiges Urtheil meiner Mutter über ihn mittheilten. — Wie herrlich, wenn das Gemüth „dem See der Hochgebirge“ verglichen werden kann, über denen der Geist schwebt. Aber auch beneidenswerth ist das Glück des Prinzen, an Ihrer Seite stehen zu können und von Ihnen Lehren zu empfangen, die nur ein solcher Professor geben kann. Zu unbescheiden würde es sein, wenn ich durch meine langweiligen

Worte noch länger Ihre Geduld in Anspruch nähme, nur bitte ich Sie von Herzen in Ihrem Gebet zuweilen zu gedenken Ihrer Ihnen innig ergebenen und Sie verehrenden Helene.

Eisenberg, am 18. August 1831.

Der zweite Brief spricht die Stimmung der theuern Prinzessin in den ersten Monaten des Jahres 1832 aus.

Innig verehrter Professor!

Ich würde mir es nicht erlauben, Sie mit diesen Zeilen in Ihren Geschäften zu stören, wenn Ihre bisherige Güte mir nicht eine Bürgschaft für Ihre Nachsicht wäre. Ihnen meine aufrichtigste Dankbarkeit auszudrücken, ist mir ein Herzensbedürfniß, denn die Freude, die Sie mir mit Ihrem schönen Briefe und dem interessanten Büchlein bereiteten, war unaussprechlich groß. Die freundliche Art, mit welcher Sie meine unbedeutende kleine Arbeit aufgenommen haben, hätte diese lange nicht verdient; sie freut sich nur, wenn sie zuweilen von Ihnen gebraucht wird, und freut sich, die Ursache eines so herrlichen Briefes gewesen zu sein, in welchem das Bild des Schwanes, als Symbol des Lebensgeistes, zum Gegenstand Ihrer Betrachtungen ward, welche auch hier den Geist in eine Region versetzt, aus der ihm innere Stärkung und Segen zufließen muß.

Daß Sie in Ihrem Schreiben des großen Dreiecks der Sterne am Himmel erwähnen, <sup>1</sup> welches als Bild der Dreieheit in der Einheit Ihrem forschenden Blicke entgegenstrahlte, freute mich überaus, denn dieser Gedanke hatte mich schon ganz durchdrungen, als ich ihn als Beginn der Entstehung der Mannigfaltigkeit in Ihrer Geschichte der Seele fand, und gerne suche ich nun in sternenhellen Nächten jenes große Symbol unter den andern leuchtenden Welten hervor.

Die Biographie des ehrwürdigen Oberlin hat mich lebhaft interessirt, ich las sie mit großer Freude, und damit Sie sehen, lieber Professor, daß wir immer mit Ihren Schriften beschäftigt sind, muß ich Ihnen noch sagen, daß

<sup>1</sup> Altair, Wega, Deneb, nach Hugs' ältestem Mythos u. s.



wir Ihnen jetzt, um uns ein unschuldiges Vergnügen zu machen, auf Ihrer schönen Reise durch Italien folgen, uns mit Ihnen über die herrlichen Gegenden freuen und die Heldenthaten Ihrer lieben Frau bewundern. Wir sind jetzt in Genua; da höre ich denn mit großem Interesse von den Erzeugnissen der alten Kunst erzählen und freue mich auf die Folge, welche nach Ihrer Angabe noch mehr von der Kunst enthält.

Durch meinen lieben Herrn Kennecke, welcher mir viel von seinem Aufenthalt bei Ihnen erzählen mußte, erfuhr ich, daß die Prinzessin Mathilde von Ihnen Unterricht erhielt. Aufrichtig muß ich gestehen, daß sich der Neid bei mir regte, als ich es vernahm, denn nun bin ich seit der Anstellung des Herrn Kennecke in Dargun ganz auf die Mittel beschränkt, die er mir zurückließ, um meine Beschäftigungen fortzusetzen; aber der Geist, der da lehrte, mangelt recht augenscheinlich, und da möchte ich gar gerne das Glück eines Jeden theilen, der Gelegenheit findet, in dem Gebiet der Wissenschaft sich auszubilden. Dürfte ich nur zuweilen Ihrem Unterrichte beiwohnen!

Aber mein Brief möchte doch zu lang werden, und Ihre Geduld länger in Anspruch zu nehmen, wäre Unbescheidenheit; ich eile daher zum Schluß; die angelegentlichsten Empfehlungen meiner Nancy Ihnen ausrichtend, — deren Sie gewiß sich noch erinnern — bitte ich Sie, lieber Professor, zuweilen zu gedenken Ihrer Sie verehrenden

Helene.

Ludwigslust, 13. Februar 1832.

Ich lasse hier sogleich auch den dritten Brief aus dem gleichen Jahre mit dem vorigen folgen, da er als ein wesentliches Glied in die kleine Reihe der Briefe gehört, aus denen die damalige Stufe des Wachsthums eines unter hoher Zucht stehenden Menschengestes erkannt werden mag.

Dobberan, am 12. August 1832.

Lieber verehrter Professor!

Einige Worte des innigsten Dankes müssen Sie wieder von einer bekannten Kinderhand lesen, und ich rechne wieder

ganz auf Ihre Nachsicht und Geduld. Ihre lieben, freundlichen Zeilen und die Blätter, deren Inhalt so interessant ist, überreichte mir Ihr Freund, der geistliche Rath von Dettl,<sup>1</sup> ein Mann, der so ganz das Vertrauen des Herzens und die innigste Achtung erweckt; dessen beste Empfehlung schon bei der ersten Bekanntschaft in seiner Liebe zu Ihnen bestand. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr Andenken auf, dessen mich Ihr Brief versicherte; es ist ein so unbeschreiblich wohlthuender Gedanke, überzeugt zu sein, in Ihrem Gedächtniß, in Ihrem Gebet nicht ganz vermischt zu sein; ich möchte sagen, es stärkt wahrhaft Geist und Herz und muß einen günstigen Einfluß auf das Leben haben.

Durch den Prinzen Otto vernahm ich auch oft Manches von Ihnen, was mich lebhaft interessirte: von dem Unterricht, den Sie ihm ertheilten u. s. w. Es scheint ein lieber Jüngling, wenigstens finde ich, muß er das Interesse erwecken schon durch sein Schicksal und durch die kindliche Art, die in ihm so ansprechend ist. Es gelang mir leider nicht, so oft, wie ich es gewünscht, über ernstere Gegenstände mit ihm zu reden, und doch habe ich die Ueberzeugung, daß sie auch für ihn mehr Reiz hatten, als die flüchtigen Erscheinungen dieses Lebens; aber wie oft treten nicht Störungen in unsere Wünsche, so auch unnützes Geplauder der Welt in ernstere Gespräche.

Unser hiesiges heiteres Beisammenleben im Verein mit meinen Geschwistern beschützte Gott bisher gnädig; — aber jetzt müssen wir alle scheiden von unserm freundlichen Dobberan, von unserm lieben Meer, denn auch diese Ufer sind von dem Pesthauche der Cholera vergiftet. Die Trennung steht uns Allen nahe, denn jeder flieht an den Ort seiner Bestimmung, dem Beispiel der edeln, huldvollen Königin<sup>2</sup> folgend. Sie zieht fort mit ihrem ganzen Gefolge, aber sie hinterläßt im Herzen aller derer, die sie gekannt, ein bleibendes Andenken zurück. So alle lieben Bayern, die sie

<sup>1</sup> Jetzt Bischof in Eichstädt.

<sup>2</sup> Königin Theresie von Bayern, Schwester des Herzogs von Altenburg.

begleiten. Sie haben Alle durch ihr liebevolles treuherziges Benehmen mein Herz gewonnen. O wenn ganz Bayern von solchen Menschen bewohnt wird, da muß es ein herrliches, köstliches Land sein.

Lieber Professor, ich bitte Sie, vergeben Sie mir mein langes Geplauder; aber mir ist das Herz so schwer von der Trennung; ich möchte mitziehen und wieder einmal aus Ihrem eigenen Munde die schönen Worte vernehmen, die von Zeit zu Zeit ein liebes Schriftzeichen mir verrieth. Verzeihen Sie, wenn ich Sie um die freundliche Aufnahme eines kleinen Andenkens bitte, welches gerne von Ihnen gebraucht werden möchte.

Die letzte meiner vielen Bitten soll die um ein freundliches Andenken sein, für Ihre Ihnen von Herzen ergebene  
Helene.

Der vierte Brief vom 23. April 1833 ist kurz vor einem höchst bedeutungsvollen Wendepunkt des Lebens der Prinzessin geschrieben. Sein Inhalt geht zum Theil noch in die Berichte von den Erfahrungen und Begebenheiten des vorhergehenden Sommers in Dobberan hinüber und läßt noch nichts von den Ereignissen ahnen, welche schon, wie schwere Gewitterwolken im Sommer, schreckend und doch von gesegneten Folgen über Helenens Herzen aufstiegen.

Ludwigslust, 26. April 1833.

Verehrter Professor!

Am heutigen Tage ist es mir unmöglich, nicht meinem längst gehegten Wunsche zu folgen und voll Freude und Dank zu Ihnen zu kommen. Er wird mich in Ihren Augen entschuldigen, wenn ich Ihnen ein Moment der Zeit raube, die Ihnen wichtig ist. — Ist er doch ein Tag der Herzensfreude für Alle, denen Sie durch Wort und Schrift so unendlich wohl gethan, in deren Seele Sie eine Stimme erweckt haben, die nicht von der Erde, sondern ein Echo des Himmels ist; und ein solcher Tag berechtigt auch mich, uns alle, die wir Sie kennen und verehren, glücklich zu preisen und Ihnen meine innigsten Glückwünsche zu einem neu beginnenden Jahr auszudrücken.

v. Schubert, Erinnerungen.

Der Dank für eine jener unbeschreiblichen Freuden, die nur Sie durch Ihre Schriften zu machen fähig sind, schließt sich an dieselben und möchte so gerne eine andere Sprache finden, als die der todtten Buchstaben, denn er fühlt nur zu gut die Schwäche derselben, sobald sich meine Blicke auf das liebe, kleine, blaue Büchlein richten,<sup>1</sup> das so mächtig zur Seele spricht, weil es Ihr innerstes Leben schildert und ein Geist in ihm weht, der Sie allein zu beseligen vermag. Dieser Geist ist es auch, der als Vereinigungspunkt unsern Kreis am Abend um Ihr schönes Werk sammelt und einen Frieden über denselben verbreitet, den ihm das Andenken an Sie noch theurer macht. Es ist immer ein wahrer Jubel, wenn ein Buch aus dieser reichen Quelle zu uns gelangt, und ein Jeder von uns schöpft darin mit Sehnsucht Erkenntniß der Wahrheit und fühlt sich gestärkt an Geist und Herz. Es ist dieß aber auch der einzige Ersatz für eine so lange Trennung, die mir eine Ewigkeit erscheint, da ja für mich, seit Ihrem Scheiden aus Mecklenburg, ein ganzes Leben liegt, in welchem ich aus den Träumen der Kinderwelt erwacht bin und erst das Leben in seiner Bedeutung zu erfassen begonnen habe. Jene Fabeln der Kindheit, in denen der Keim des Daseins unentwickelt ruht, blißen von Zeit zu Zeit wieder hell in meiner Seele auf. Mehr als je, wie ich vor einigen Jahren im alten Nürnberg war und nun die geheimnißvollen Hallen von St. Lorenz betrat, in dessen bunten Scheiben das Abendlicht sich brach, — da in St. Stephan<sup>2</sup> die vollen Orgeltöne in den Bogengängen verhallten und in ihnen Vergangenheit und Gegenwart sich verschmolz, — da alle Erzeugnisse der Kunst des Mittelalters mir entgegentraten, — die vier Apostel auf der alten Burg mich ernst anblickten und die ganze Stadt, ein Wahrzeichen alter Biederkeit, mit ihrem Glockengetöne sich vor mir ausbreitete und der Abenddunst von Feldern und Wiesen sich erhob — da war es mir, als

<sup>1</sup> Es sind hier meine „Mittheilungen aus dem Reiche“ gemeint, welche Anfangs einzeln gedruckt erschienen, jetzt aber auch in meinem „Alten und Neuen“ (neue Folge Bd. I., Frankfurt bei Heyder und Zimmer) stehen.

<sup>2</sup> Gewiß eine Namensverwechslung mit St. Sebald.



sprächen zauberische Stimmen mir aus Allem entgegen; ich war in einem Land der Erinnerung der Kinderträume. Und Sie, der diese schönen Träume in meiner Phantasie geweckt und durch Ihre Erzählungen geschmückt hatten, mußten gerade damals so ferne sein; ein solches Verfehlen war uns Allen unbeschreiblich leid, ich hätte Sie gerne aus Chemeniz hergezauert. Das Andenken Ihrer lieben Töchter war mir recht nahe. Ich wußte, daß sie in derselben Gegend wohnten, kannte aber leider nicht den Ort ihres Aufenthaltes. Wenn Sie ihnen einmal meine freundlichen Grüße sagen wollten, würde es mich sehr freuen. Es war mir so lieb, ihre Namen im blauen Büchlein zu finden.

Die lange Zeit, welche seit Ihrem letzten Schreiben verfloß, war reichhaltig in jeder Beziehung, hinsichtlich auf die politischen Begebenheiten so wie auf die Fortschritte der Ausbildung des Geistes dieser Zeit. Bayerns Geschichte hat sich gewissermaßen mit der griechischen verflochten und einen Moment erlebt, der in allen Herzen Begeisterung und warme Theilnahme erwecken mußte. Ein lebhaftes Interesse folgt der heldenmüthigen Expedition in das schöne Hellas, dessen Boden zu betreten eine Wonne sein muß, dessen unglückliches Volk gewiß unter dem Schutz einer weisen Regierung aufblühen und im Gehorsam gegen das Gesetz die wahre Freiheit finden wird, die es vergeblich in der Anarchie gesucht. Der rührende feierliche Empfang, den es seinem Könige bereitet hatte, kann zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Beglückend finde ich für denselben die Ueberzeugung, von so vielen Gebeten umringt zu sein, die für ihn, für sein Wohl und das seines Landes zu Gott steigen. Gewiß sahen auch Sie, lieber Professor, Ihren Zögling nicht ohne Rührung scheiden und so bedeutende Verpflichtungen übernehmen; auch dem trefflichen Erzieher desselben, Herrn von Dettl, muß der Abschied unendlich schmerzlich gewesen sein. Dürfte ich Sie bitten, mich in sein mir so werthes Andenken zu rufen, seine Gespräche des vergangenen Sommers sind mir immer gegenwärtig. Auf Ihre Güte, die mich so oft beglückte, vertraue ich, wenn ich noch die eine Bitte an Sie richte: mir, wenn Sie einst Ihre Gedanken schrift-

lich hieher wenden sollten, einen Rath über Lectüren zu ertheilen, die Ihrem Sinne gemäß, belehrend in jeder Hinsicht wären. Der jetzige Augenblick sollte so vieles Interessante darbieten, und doch verirren sich gar selten dergleichen Schriften in unser nordisches Land. Es schlugen aber in demselben viele Herzen für die Erzeugnisse des belebenden Geistes und sehnen sich nach ihm wie nach einem Labetrunk.

Endlich muß ich Sie aber mit meinem Geplauder verlassen, ich thue es, mich Ihrem Andenken und Gebete herzlich empfehlend.

Mit der innigsten Hochachtung verbleibe ich, lieber Professor, Ihre erkenntliche

Helene.

N. S. Meine Nancy und alle hiesigen Freunde lassen sich Ihnen angelegentlich empfehlen. Meinen Bruder, der diesen Sommer die Cur in Gastein benutzen soll und gewiß nicht jene Gegend bereisen wird, ohne Sie zu sehen, würde ich beneiden, wenn er mir nicht so lieb wäre.

---

## 8. Wechsel von Dunkel und Licht.

Wer von allen den nahe stehenden Freunden und Bekannten in der Friedensburg wagte noch zu hoffen auf eine Rettung des theuern Lebens der Frau Erbgroßherzogin, welche für Helene die Stelle der Mutter und des Vaters zugleich ersetzte, als dieselbe an einer Krankheit darnieder lag, deren gewaltsamer Verlauf unaufhaltsam zum Grabe zu eilen schien. Die Kunst der Aerzte wußte nichts mehr, als mit vermeintlicher Sicherheit die Stunden zu bestimmen, in denen das Wehe der Krankheit für immer ein Ende nehmen werde; die Freundinnen und Freunde, wenn sie dem scheinbaren Sterbebette sich naheten, durften den Thränen der Augen und dem Schluchzen der Brust ihre Ausbrüche nicht mehr wehren, denn die theure Kranke sah diese Thränen, hörte diese Seufzer nicht mehr. Nur in Einer Seele der nahe Stehenden war die Hoffnung nicht erloschen; der Glaube

an Gottes Erbarmen und rettende Hand verließ sie nicht. Diese Eine war die neunzehnjährige Tochter Helene, welcher mit dieser Mutter die tragende Säule ins Grab versunken wäre, auf der ihr inneres wie äußeres Lebensglück beruhte. Nicht eine Miene des verzagenden, Alles aufgebenden Schmerzens, sondern nur die einer freudig betenden Erhebung war auf ihrem Angesicht zu bemerken. Ihr war es eine feste Gewißheit: Gott werde ihr diese Mutter nicht nehmen, sondern sie ihr lassen. In ruhiger Fassung und Geistesgegenwart gab sie sich, so weit ihre Kräfte reichten, bei Tag wie bei Nacht der Pflege der theuern Kranken hin. Und ihre Hoffnung ward nicht zu Schanden; die Mutter erhob sich vom Krankenlager und war den Ihrigen von neuem geschenkt.

Erst jetzt, nachdem die drohende Gefahr am Leben der Mutter vorüber war, erkannte die glaubensstarke Tochter, wie nahe ihr das Härteste gestanden sei, das sie in dieser Zeit hätte betreffen können. Sie sprach dieß in dem Briefe an ihre vertraute Freundin, den sie aus dem Bade Töplitz schrieb, in den Worten aus:

„Der, welcher sich meiner gnädig annahm, schenkte mir einen kindlichen Muth, dem die Blindheit eigen ist, und lüftet jetzt erst den Schleier, den Er selbst meinen Blicken verliehen. Jetzt lebt Alles in und außer mir auf; meine Berge, meine lieben schönen Berge singen mit mir ein Freudenlied. Sie freuen auch so unendlich meine liebe Mama, die heute schon zum zweitenmal ausfuhr. Das Gefühl des Wiederauflebens, der Reiz jedes neuen Gegenstandes beglückt sie; kaum erinnert sie sich der Krankheit und aller ihrer Leiden; jetzt tritt ihr Alles heiter entgegen.“

Der Aufenthalt in Töplitz und der Gebrauch seiner heilenden Quellen war aber nicht nur zunächst durch die Wiedergenesung der allgeliebten Mutter für Prinzess Helene ein hochgesegneter, sondern wurde auch noch in anderer Weise ein höchst bedeutungsvoller für ihr ganzes Leben. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dessen ganzes Thun und Leben ein Zeugniß für die Wahrheit des Spruches ist: „Er läßt den Aufrichtigen es gelingen und beschirmt die Frommen“ (Sprichw. 2. B. 7), verweilte auch in diesem Sommer (1833) nach seiner Gewohnheit mehrere Wochen in Töplitz. Prinzess Helene, eine

seltene Erscheinung fürstlicher Weiblichkeit durch ihre Herzengüte und liebenswürdige Einfachheit, wie durch ihre geläuterte Geistesbildung und ihren würdevoll bescheidenen Ernst, hatte für ihn noch ein besonderes Interesse als die Schwägerin seiner Tochter, der Gemahlin des jungen Erbgroßherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin. Er besuchte sie selbst und empfing bei dieser Gelegenheit einen tiefen Eindruck von dem seltenen Takt, womit die junge Prinzessin ihn empfing und unterhielt, stets geleitet von ihrem richtigen Verstand und ihrem rein gestimmten Gemüth. Dieser Eindruck war aber kein flüchtig vorübergehender, sondern er war in dem väterlich treumeinenden Herzen des edlen Königs geblieben, als dieser nachmals durch sein Wort und seinen Rath die Wahl des jungen Herzogs von Orleans zu einer Gemahlin auf die hochbegabte Prinzessin Helene von Mecklenburg lenkte.

Von Töplitz aus nahmen die beiden Fürstinnen ihren Weg zuerst nach Dresden, wo sie mehrere Tage verweilten. Kunst und Natur wirkten in dieser schönen Stadt in gleicher Mächtigkeit auf den Sinn der Prinzessin ein. Namentlich regten die Meisterwerke der Kunst, welche sie dort sah, ihre freudige Bewunderung auf. Und ihr Urtheil wie ihr Geschmack waren von so scharfem, feinem Gefühl, daß sie immer sehr bald das erkannte, was der Bewunderung wahrhaft würdig sei, und es von dem unterschied, an welchem nur die Schaar der Gaffer ihre Lust und Befriedigung findet. „In der Kunst,“ so schrieb sie der jungen Freundin und Landsmännin, „wie im Leben liegt eine ewige Wahrheit unter vergänglicher Form. Die Wahrheit ist das, was das Herz beim Anblick von Kunstwerken bewegt, die Form ist nur das Gewand, welches nach äußeren Gründen wechselt. — Der falsche Enthusiast ergreift aber die wechselnde Form und hält sie für die Wahrheit!“ —

Nach ihrer schweren Krankheit sollte die Frau Erbgroßherzogin Auguste den Winter in Jena, in der unmittelbaren Nähe des großen berühmten Arztes, Geheimrath Dr. Starke, zubringen und dann im nächsten Sommer noch einmal den Gebrauch eines böhmischen Bades wiederholen. Mit den immer mehr zunehmenden Kräften des Leibes erwachten in der Wiedergenesenen zugleich die Lebensregungen des Geistes, welcher sein



rechtes Element im Erkennen dessen fand, was des Erkennens werth ist. Die hochsinnige Fürstin mußte bald einen auserlesenen Kreis von Gelehrten und Lehrern der Jenaischen Hochschule um sich zu versammeln, ließ sich von ihnen einführen in alle Tiefen ihrer Wissenschaft und regte auch den leicht beweglichen Geist der Prinzessin Helene zu diesem Geschäft des Einsammelns von Erkenntnissen an, welches einem Tagwerk der Bienen glich, die mit unablässigem Fleiß den Nektar, aus welchem sie in ihrem Innern den Honig bereiten, aus den Blumen zusammentragen. Die Prinzessin fühlte sich in dieser geistigen Geschäftigkeit ganz unbeschreiblich glücklich. „Unser hiesiges Leben,“ so schrieb sie der Freundin, „ist still und bewegt; von außen einförmig, innerlich reich an schönen Freuden.“ — „Die Professoren sind höchst mittheilend — — unendlich anregend ist diese schöne, goldene Zeit.“

Die Nähe von Eisenberg machte das öftere Sehen ihrer Schwester, die noch größere Nähe von Weimar den Besuch bei ihren mütterlichen Verwandten so leicht, daß dieß den eigenthümlichen Reiz des Aufenthaltes in der Musenstadt an der Saale sehr erhöhte.

„Himmlich schöne Tage,“ so schrieb sie, „verlebte ich im Kreise meiner Verwandten, von Anklängen aus dem Leben meiner Mutter umgeben, und lernte viel des Guten und Interessanten dort in dem ehemaligen deutschen Athen kennen. Mit Mühe riß ich mich aus der lieben Ulmstadt los.“

So endete für die junge Fürstentochter das Jahr 1833 als ein Jahr der Freude, und das Jahr 1834 begann für sie in dankbaren Erinnerungen.

„Ich wundre mich immer,“ so schrieb sie beim Anfang desselben an die Freundin, „aller Freuden, die mir Gott beschert, gleichsam als wolle Er mich für die Vergangenheit und Zukunft entschädigen. Er zieht mit seiner Vaterliebe mich mächtig an sich; vermöchte ich nur in meinem Leben ein Dankopfer zu bringen. Dieses Jahr seit der Herstellung meiner Mama war wahrhaft freudenvoll und genussreich in aller Weise — — — Möchte nur die Freude nicht gehalten und nichtig verfliegen wie das Abendgewölk,

sonst müßte ich mir Thränen wünschen, um Herz und Geist reifen zu sehen. Denn was ist der Glanz der Freude und Wonne, wenn er nicht die Seele zum Himmel zöge, zum Urquell der Wonne und Seligkeit."

Und dieses Verlangen nach einem Zug des Herzens, der nach oben ging, käme er auch unter Thränen, wurde im Jahre 1834 nur zu reichlich gestillt. Prinz Albrecht, an dessen Leben auch das Leben der Schwester wie der Mutter mit seinen liebsten Hoffnungen für die irdische Zukunft hing, war seit einem Sturz mit dem Pferde von einem Kopfleiden heimgesucht, das durch einen spätern Fall von dem alten Gemäuer der Lobedaburg bei Jena, wie er mir erzählte, noch gesteigert worden war. Als ich ihn bei seinem zweiten Besuch bei mir in München, im Jahre 1833, auf seiner Rückreise aus dem Gasteiner Wildbade wieder sah, da fand ich ihn, im Vergleich mit seiner Erscheinung bei dem ersten Besuch im Jahr 1828, merklich verändert. Zwar im Gespräch mit Freunden zeigte sich sein Geist noch eben so lebendig und regsam als damals, aber die jugendlich frische Heiterkeit war einer ernsteren Stimmung gewichen, die sich öfters mitten im fröhlichen Gespräch auf den Mienen seines Angesichts abspiegelte. „Wüßten Sie,“ so sagte er zu meiner Frau, „welche Schmerzen in meinem Kopfe ich ohne Aufhören zu dulden habe, Sie würden mein öfteres, ernstes Schweigen mitten im Gespräch der Freunde wohl begreiflich finden.“

Diese Stimmung nahm übrigens nicht bloß aus einem leiblichen Leiden ihren Ausgang, sondern sie kam aus einer tiefen Anregung seines Herzens, welche er gegen mich in einem Briefe aus Gastein aussprach, darin er mir seinen Besuch in meinem Hause ankündigte. Ich theile diesen Brief hier nachstehend mit:

Im Wildbad Gastein, 28. Juni 1833.

Mein innig geliebter Lehrer!

Bei meiner Abreise von Berlin erhielt ich durch meine Mutter die frohe Nachricht, daß Sie mir gerne erlauben würden, auf dem Heimwege bei ihnen einzusprechen, einmal nach alter Art mit ihnen leben zu dürfen. Meine Worte

vermögen die tiefe Freude nicht auszudrücken, die mich bei dem Gedanken erfüllt, Sie wieder zu sehen, Ihnen zu sagen, daß, nach Jahren und mannigfaltigen Begebenheiten, ich Sie eben so kindlich und herzlich liebe wie sonst. Mich verlangt sehnlichst, Sie zu sehen, recht herzlich mit Ihnen zu reden, Ihren Rath, Ihren Segen zu holen. Seit wir uns nicht sahen, sind recht schlimme Zeiten über mich hingestrichen, wo ich in großer Gefahr war, an der Seele Schiffbruch zu leiden, weil die schlimmen Keime des angeborenen Zuges nach unten sich zu entwickeln anfangen. Da war aber mitten unter solchen Stürmen eine Stimme, die mir unablässig zurief oder mich wie ein lieber bekannter Ton aus der Kindheit ansprach; da kam jenes mächtige Unbehagen, welches mich daran erinnerte, in mir sei ein edler Sklave, dem ich die Freiheit schuldig sei. Durch das schale Treiben der Welt, wie durch die Bedenkzeit auf dem Krankenlager redete der Herr zu meinem Herzen, bis ich einen gründlichen Eckel vor all dem Nichtigen bekam. Jetzt hat mich mein Gott Herr werden lassen über meine Leidenschaften, und mit dem guten Gewissen kehrte die Lebensfreude zurück, die ich schon verloren hatte. Ihnen, theurer Professor, das Alles mündlich zu sagen, von Ihnen wieder die alte, liebe Sprache des Herzens zu hören, ist eine wahre Wohlthat für mich, und ich danke Ihnen von Herzen für die Erlaubniß dazu.

Ich verlasse an Gastein einen Ort, wo ich nach langer Zeit einmal wieder recht glücklich gewesen bin. In Berlin wird es mir immer so weh ums Herz — — —

Es war mithin ein seliges Gefühl, welches in mich einzog, als ich hinausfuhr, meinem lieben Süden entgegen. Es war, als käme ein anderer Geist über mich, ich ward ruhig, ernst und froh. Jenes aufmerksame Anschauen wurde mir wieder möglich, womit wir Eindrücke in uns aufnehmen und sie fruchtbarlich verarbeiten. — Die Reise war aber auch herrlich. Erst nach Dresden, wo ich lange genug blieb um die Galerie mehr als bloß flüchtig zu sehen und die sächsische Schweiz zu besuchen. Dann über Töplitz nach Prag, der alten Königswittwe mit ihrem in den Gräbern

der Heiligen und Fürsten verschlossenen Archiv der alten böhmischen und deutschen Geschichte, die lauter zu dem Beschauer redt, als alle Papierprotokolle unserer kriegelnden Zeit. Von Prag nach Linz, wo meine lang entwöhnten Augen zuerst wieder den Schnee der Alpen erblickten. Ferner über den Traunsee nach Ischl, am St. Wolfgangsee vorüber nach Salzburg, der herrlichen Stadt. Dort dachte ich recht viel an Sie und meinen lieben Dettl. Nachdem ich den Königssee besucht und auf die Schneefelder vom Waxmann geklettert, kam ich durch die Pässe Lueg und Klamm hieher. Hier lebe ich nun still fast einen Monat, gegen 3000 Fuß über dem Meer mitten im Schooße des Hochgebirgs. Und wenn ich so hingehge durch die Felsen an den Abgründen, wenn ich hoch auf dem Schnee das spielende Licht der Sonne, um mich das sinnig stille Leben der Pflanzenwelt sehe und durch das Alles der ernste, immer gleiche Ton des Wasserfalls, wie der Pulsschlag dieses Naturlebens, zu meinem Ohr steigt, — dann wird es in mir stille und heilig, alle lieben und guten Gedanken der Kindheit ziehen wie ein leiser Schmerz durch meine Seele, meine Freude wird ein stummes Gebet, und ich gelobe mir treues Halten an den Gott meiner Kindheit und meines Alters. — Zudem lebe ich hier mit lauter lieben Menschen, in deren Gesellschaft es mir gar wohl und heimisch ist. Hier ist auch der Erzherzog Johann mit seiner Frau, ein edler Herr! das Bild eines kernhaften deutschen Mannes. Man frage ihn, was man will, er weiß von Allem Bescheid; in Tirol und Steiermark kennt er jedes Thal, jedes Dorf, die meisten Familien in Häusern und Hütten. Sein edles, habsburgisches Gesicht trägt den Stempel der reinsten Güte. Dabei geht er in einem einfachen schlichten Bauernrock und ist in seinem ganzen Betragen eben so schlicht und ernsthaft, als liebeich.

Anfangs August, den Tag kann ich nicht bestimmen, verlasse ich Gastein, und ich reise dann vermuthlich über Innsbruck gerade nach München. Da will ich ohne Umstände, weil ich weiß, daß es Sie erfreut, gleich Ihr liebes Haus aufsuchen und als Wanderer um Aufnahme bitten.



Ich frohlocke jetzt schon bei dem Gedanken, wenn ich mich wieder in alter Liebe und Herzlichkeit zu Ihnen wenden werde, und ich freue mich, Ihnen nicht einen entfremdeten Menschen, sondern den treuen Sohn vorzustellen, dem es mit dem Guten ernst ist und der sich nach Ihnen sehnt.

Wie freue ich mich auf alle meine Münchener Lieben. Grüßen Sie einstweilen recht herzlich Ihre liebe Frau, meinen guten Dettl und Dr. Ringsseis.

Noch einmal danke ich Ihnen, lieber Professor, recht von Herzensgrund für Ihre liebe Erlaubniß und erwarte froh den Augenblick, wo ich es Ihnen selbst sagen darf.

Ich bin mit alter Liebe ihr treuer, ehrerbietiger Schüler  
Albrecht, Herzog von Mecklenburg.

Nach der Rückkehr des Prinzen in sein nördliches Vaterland steigerte sich sein Kopfleiden in sehr bedenklicher Weise. Wie die Aerzte es vermutheten und wie später es vor ihren Augen sich ergab, hatte sich eine Anschwellung in einer der Gehirnhöhlen ausgebildet. Der Druck dieses krankhaften Gebildes auf die innerste Mitte des Gehirns führte öfters krampfhaftige Zufälle herbei, welche mit heftigen Schmerzen wechselten. Der Aufenthalt im Franzensbad im Frühling 1834 war ohne günstigen Erfolg geblieben, man brachte den Kranken wie einen Sterbenden nach Ludwigslust. Die Leiden desselben nahmen eine Form an, durch welche sie für alle theilnehmenden Zeugen ein Anblick des herzerreißenden Schmerzes wurden. Dennoch blieb der selbstbewußte Geist mitten in dem zusammenstürzenden Gebäu des Leibes noch wach und äußerte sich oft in tieführender Weise in Worten der Liebe und ernstestn Ergebung. Endlich am 18. Oktober 1834 war der harte Kampf geendet, man trug den Leichnam des 22jährigen, mit den schönsten Gaben des Leibes und der Seele so reichgeschmückten Jünglings, wie einen, nach der Mühe eines heißen Tages sanft Schlafenden, in die Fürstengruft, zu den Särgen seiner beiden Eltern.

Wer die Prinzess Helene in der Zeit gesehen, wo das Leben des Bruders auf dem Kampfplatz der Todes Schmerzen Schritt vor Schritt seinem Ende entgegenging, der konnte wohl kaum noch eine Spur des freudigen Geistes gewahr werden, der sonst

ein beständiges Eigenthum ihres Wesens war. Dennoch war dieser nicht von ihr gewichen, sondern nur in einen dichten Trauerflor verhüllt.

„In dem Ernst des Lebens,“ so schrieb sie nach dem Tode des Bruders ihrer Freundin, „liegt der Keim zu meinem Glück in der Ewigkeit.“

Sie gab sich jetzt nur eifriger dem Streben hin: „die Bande mit Denen, die ihr auf Erden geblieben, noch fester anzuziehen und sie zu heiligen.“ Ihr ganzes Wesen sprach sich nur in Worten und Thaten der Liebe aus, zunächst gegen die Ihrigen, in weiterem Kreise aber gegen Alle, welche für diese Ansprache empfänglich und ihrer bedürftig waren. Sie verstand es wohl, einen tiefen Schmerz im christlichen Sinne zu tragen. Schon damals, sowie später in noch ausgezeichnetem Maße, wurde ihr in dem Gefühl des eigenen inneren Schmerzens und Leidens ein überaus zartes Mitgefühl für jedes fremde Leid gegeben und eine seltene Kraft und Fähigkeit, Betrübte zu trösten. So verging der Anfang des Winters von 1834 meist in dem seligen Geschäft des Wohlthuns an Armen und der Tröstung der Betrübten.

Mir schrieb sie am 14. Januar 1835 aus Ludwigslust den nachstehenden Brief, aus dessen Inhalt die damalige Stimmung ihres Gemüthes wohl erkennbar ist.

Innig verehrter Professor!

Sie haben Ihn mit uns geliebt, Sie haben Ihn mit uns beweint und freuen sich nun auch mit Ihm über die ewige Freude, die seiner Seele nach kurzen, aber heißen Tagen gereicht wird, zum Trost für alle Leiden und Schmerzen; über den himmlischen Frieden, den das brennende Sehnen auf Erden gesucht hatte und dessen selige Ahnung der Glaube ihm gebracht. Ein Gemüth wie das seinige konnte in so namenlosen Leiden nur durch die Kraft Gottes zur Geduld und Sanftmuth geführt werden; in diesen rührenden Erscheinungen seiner letzten Lebenszeiten bewährte sich recht tröstlich die stärkende Hülfe Gottes, die einen stillen seligen Ernst über ihn verbreitet hatte und die ihn vorbereitete durch kindlichen Gehorsam und Ergebung in den heilig-

sten Willen zum Anschauen des ewigen Lichtes. Diese beseligende Ueberzeugung von einem unverwelklichen Erbtheil, welches er nun errungen hat, ist das Gnadengeschenk, das unserm gebeugten Herzen in der Stunde seines Todes verliehen wurde, und das schönste Eigenthum, welches der Stachel des Zweifels und der Schmerz eines nun vereinzeltten Lebens nicht zu rauben vermögen; es war dieser feste Glaube an sein seliges Fortleben, an ein seliges Wiederfinden das Siegel der Wahrheit und wird uns, einem mahnenden Engel gleich, dessen Blick zum Himmel weist, auf der noch zu durchlaufenden Lebensbahn begleiten, als ein sicheres Pfand und heiliges Band zwischen dem ewigen Jenseits und dem trüben Diesseits.

Es fühlt die Seele recht tief in den Stunden des bängsten Schmerzens, wie dieselben die Läuterungsmomente des Lebens sind, und sie lernt die mächtige Hand küssen, die sie so tief gebeugt hat und deren mächtige Hülfe sie allein vor der Verzweiflung bewahren kann. — Sie erwähnen so schön und rührend dieses himmlischen Trostes in Ihrem Briefe, theurer Professor, lassen Sie mich den innigsten Dank dafür ausdrücken wie für Alles, was Sie an uns gethan. Auch darf die Schwester Ihnen den letzten Dank des Seligen noch zurufen für alle Liebe, die Sie ihm in seinem Leben bewiesen, für den reichen Segen, den Ihr Gebet, den die Verehrung gegen Sie seinem Herzen gebracht hat? Aber nein, der schönste ewige Dank liegt in dem Bewußtsein der Liebe und der Fürbitte, und Sie finden ihn reicher, als Worte ihn schildern können, in dem Vertrauen auf Erhörnung Ihrer Gebete.

Von mir darf ich Ihnen nichts sagen, denn ich würde erröthen, zu klagen, während ich meinen geliebten Bruder in dem seligen Land der Ewigkeit weiß, und dennoch bin ich zu schwach, um nicht meine Blicke auf mein vereinzelttes Leben zu richten und die Trauer zu besiegen. Wie sollte ich auch das frohe, kindliche Lebensglück noch erwarten, da der Glanz, die Freude, der Stolz meines Lebens entschlafen ist und nun einsam, wie die Ranke ohne Stütze, meine Hoffnungen hin und her sich wiegen. Doch nein,

nicht hin und her, himmelan, wo ich Alles, Alles wiederfinde, zieht das Band der Liebe mich fortan in das Land, wo das namenlose Sehnen gestillt und die stille Thräne getrocknet wird. — Ja, der Schmerz ist gut!

Haben Sie noch den wärmsten Dank, lieber Professor, für den freundlichen Wunsch, mir eine Freude zu bereiten, die meinem Albrecht bestimmt gewesen war, und seien Sie versichert, daß mir jede Kleinigkeit aus Ihrer Hand von großem Werthe sein würde, und dieses schöne, sinnreiche Geschenk, welches von einem Namen redet, der mir so theuer ist,<sup>1</sup> nun einen doppelten für mich haben wird. Ihre Blicke ruhten gerne auf jenen Zügen, die den hohen Geist des Dichters verrathen. Ihre Güte hatte meinem Bruder dieses Bild der Gotteskraft zugebacht, und jetzt soll mein kleines Gemach damit ausgeschmückt werden — wie könnte mir etwas lieber sein, als dieses Andenken so schöner Erinnerungen. — —

Ich bringe Ihnen noch schließlich die Grüße der Unserigen: meiner Mutter, die Ihnen selbst nächstens zu schreiben gedenkt, meiner Schwester und des Prinzen; auch die Generalin von Both, meine Nancy und der gute Lenthe bitten um ihr Andenken: unsere treue Freundin Bese grüßt Sie jetzt aus einem besseren Lande als dem mecklenburgischen. Noch die eine Bitte kann ich mir nicht versagen, ehe ich von Ihnen scheid, auszusprechen; die Erhörung liegt in Ihrer Güte und Liebe für meinen seligen Bruder. Ein Andenken aus seiner Verlassenschaft in Ihren Händen zu wissen, wäre mir ein so lieber, freundlicher Gedanke, denn ich dürfte hoffen, daß Ihnen dasselbe zuweilen sein Bild vor Augen führen würde. Darf ich es mit der nächst abgehenden Fahrpost absenden? Ich glaube ein freundschaftliches Ja zu hören und wage vertrauensvoll die Ausführung meines Wunsches, eine Ermunterung bleibt mir Ihre Theilnahme — möge sie der armen, unwürdigen Schwester ein Vermächtniß des Vorausgegangenen sein und segensreich für mein Leben wirken.

Mit der allerinnigsten Verehrung bleibe ich lieber Professor  
Ihre treu ergebene Helene.

<sup>1</sup> Von Dante's Namen.



Einen freundlichen Gruß Ihrer lieben Frau; wenn Sie den Herrn Dettl sehen sollten, so rufen Sie uns in fein Andenken. Er war meinem Bruder unendlich theuer und verdient unsere große Verehrung. Ihren Freund Schorn kennen gelernt zu haben, interessirt mich sehr lebhaft; er ist eine Stütze für Weimar.

Auf diesen Brief folgte noch ein anderer vom 20. Februar 1835.

Verehrtester Professor!

Ohne eine Bejahung für meine Bitte zu erwarten, habe ich den Muth sie zu erfüllen, auf das Andenken rechnend, das Sie gewiß einem theuern Vorangegangenen zollen, auf die Liebe, die Sie ihm von jeher bewiesen haben.

Ich habe gedacht, das Fernrohr, welches immer auf seinen Reisen in der Schweiz und den Thälern Schlesiens den Herrlichkeiten der Lombardei und den Sandsteppen der Mark seinem Auge entgegengetreten, könnte vielleicht auch Ihnen nützlich werden auf den Bergen Hiobs und vielleicht sonst noch auf der großen Reise (deren Plan meinen Bruder so entzückt hatte und zur Theilnahme gereizt), welche die classischen Fluren des schönen Hellas und die Quellen eines Nils umfaßte. Und wenn Sie es nützlich finden, blicken Sie doch zuweilen aus demselben und denken Sie mit Liebe an einen seligen Geist, der Ihnen verwandt zu werden wünschte.

Nehmen Sie doch die Versicherung meiner innigsten, kindlichen Verehrung auf und erfüllen Sie mir die Bitte, die auf Ihr Andenken hofft.

Helene.

Meine Antwort auf den ersten der vorstehenden Briefe sowie mein Dank für die Gabe des schönen Dollond'schen Fernrohres, das von dem zweiten Briefe vom 20. Februar 1835 begleitet war, hatten ihr Ziel glücklicher erreicht, als der Gypsabguß der Büste von Dante, welcher nach langer Zeit, wie ich erst später erfuhr, in zerbrochenem Zustande in die Hände der huldvollen Empfängerin kam. Dennoch ließ diese in ihrem Briefe, der die Ankunft der Kiste mir meldete, nur das Gefühl

der Dankbarkeit sprechen, das meinem guten Willen gelten konnte, und redete nur von Dante's Geist und dem Eindruck, den sein „Lied der Ewigkeit“, seine Divina Comedia auf ihr Gemüth gemacht habe und fortwährend mache, ohne dabei der Büste zu erwähnen. Leider muß ich den Verlust oder das Verschwinden dieses Briefes unter meinen Papieren beklagen. Doch ist mir der Inhalt desselben nicht ganz aus der Erinnerung geschwunden. Ich war in der Zeit, da ich ihn erhielt, schon unablässig mit Arbeiten beschäftigt, welche vor meiner Reise nach dem Morgenlande beendigt werden und diese möglich machen sollten. Dazu traf mich vom Herbst 1835 bis zum Herbst 1836, wo ich meine Reise begann, die Reihe für ein Fakultätsgeschäft meines Lehramtes an der Universität, das einen Theil meiner Zeit und meiner Kräfte dahin nahm. Hiedurch mag das Verschwinden des letzten Briefes, den mir die theure junge Fürstin aus Ludwigslust schrieb, unter Papieren, zu deren sorgfältigeren Beachtung ich keine Zeit fand, begreiflich werden.

Ich wende mich aber von dieser Zeit der unruhigen Erwartungen und stillen Hoffnungen hinweg zu dem geschichtlichen Bilde eines Lebens, welches damals an der Pforte jener Jugendträume stand, die von prophetischer Bedeutung sind.

## 9. Das Leben ein Traum.

Für solche Menschenseelen, denen die Gabe einer höheren Hoffnung verliehen ward, ist das leibliche Leben der Erde in allen seinen Wechselln ein fortwährender prophetischer Traum, welcher zu seiner Erfüllung kommt, wenn aus dem Tode des irdischen Leibes ein neues Leben des Geistes hervorbricht. Der Anfang dieser Erfüllungen wird uns in dem Spruch jenes Apostels beschrieben, welcher durch Wort und Thaten es bezeugt hat, wie so ganz er die Bedeutung und Bestimmung des Erdenlebens erkannt habe, als eines vorbildlichen Traumes für die Erfüllung im Leben der Ewigkeit. „Wir wissen aber,“

so spricht er, „daß, wenn unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbaut; ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.“

Diese hohe Verheißung geht zwar für den Menschen, welcher an jener Hoffnung festhält, die nie zu Schanden wird, erst dann in ihre schließliche Erfüllung, wenn sein Geist die sterbliche Hülle verläßt, vorbildlich aber erfährt er dieselbe öfters in seinem Leben, wenn ihm ein Bau zerbrochen wird, den er in seinem Traume sich selbst begründet und aufgerichtet hat, um unter seinem Dache sicher zu wohnen. Das arme Menschenwerk, dem er wie einem Schiffe das Glück seiner irdischen Gegenwart und ihrer Zukunft anvertraut hatte, bricht im Sturm zusammen; er sieht sich verlassen, mitten in Nacht und Nebel auf einem schwankenden Brett. Aber die unsichtbare Hand eines ewigen Erbarmers hat die Wogen und das Treiben des Windes geleitet; es wird Morgen, und der scheinbar Hülflose, da, wo für ihn Alles aus zu sein schien, sieht sich gerettet an einer glücklichen Insel, auf welcher er Arme findet, welche liebend ihn aufnehmen, und bei ihnen Friede und Freude.

Der Aufbau der Träume von der Zukunft und dem Glück des Erdenlebens, den sich das der Liebe bedürftige Herz der Prinzessin gemacht hatte, war zum großen Theil auf ein Zusammenleben und gemeinsames Wirken mit ihrem Bruder Albrecht begründet. Dieser war ihr genommen, und ihrer Seele erging es wie einem Vogel, wenn ihm der Baum, in dessen Zweigen er seine Ruhe nahm, durch den Blitz zerschmettert ward. Der Vogel, wenn er vom Flug ermüdet ist, sucht sein gewohntes Obdach, und dieses zwar liegt zu Asche verbrannt am Boden, er selber aber blieb ungeschwächt und gesund an Kraft und wird, wenn ihm der Morgen wieder leuchtet, den neuen Ruheort finden.

Dieser Ruheort an hoher Stätte war für Helenens Geist ein längst vorherbestimmter, der Zug nach ihm hin lag so tief begründet in ihrem Wesen, wie in dem jungen Wandervogel der Zug, der ihn weit über Land und Meere nach seinem Ziele führt. Etwas durchaus Originelles, so schreibt mir Kennecke, der Lehrer ihrer aufblühenden Jugendzeit, war bei ihr eine früh erwachte Vorliebe für Frankreich. Woher ihr diese kam,

das wissen wir nicht. Weder die aus Hessen stammende Mutter, deren Brüder im deutschen Heere gegen Frankreich gekämpft hatten, noch Fräulein von Sinclair, die mit ihren aller Güter beraubten Eltern frühe aus Frankreich entfliehen mußte, noch sonst Jemand in ihrer Umgebung theilte diese besondere Vorliebe. Dennoch war den beiden Geschwistern: dem Prinzen Ulrich und der Prinzessin Helene eine besondere Zuneigung für Frankreich und das französische Volk wie eingeboren, und jener konnte schon als Kind, wenn man ihm die wundervollen Thaten und edlen Sitten des altfranzösischen Ritterthums beschrieb, in ein schwärmerisches Entzücken gerathen. In einer spätern Zeit, bei der Julirevolution von 1830 theilte die Schwester unverhohlen das Entzücken ihres Bruders über die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung des geliebten Frankreichs durch Louis Philipp von Orleans, obgleich das zartfühlende Gemüth der Prinzessin vom tiefsten Mitleid bewegt war, als bald darnach die vertriebene Familie König Karls X. auf ihrer Flucht nach Mecklenburg kam. Die Bekanntschaft mit dem jungen Herzog von Bordeaux hatte ein so rührendes Interesse für sie, daß sie sich eine Locke von seinem kindlichen Haupte erbat; ihre herzliche Theilnahme, die Hoffnung und der Wunsch, daß er sein Vaterland wieder finden werde und möge, begleiteten den verbannten Königssohn.

Wie unter einer Decke von Schnee, der noch vor Anbruch des Frühlings fiel, lagen alle diese vorbedeutenden Träume von Frankreich, so wie der eigenthümliche Zug nach diesem Lande und zu seinem Volke in dem Herzen der fürstlichen Jungfrau verhüllt, als sie im April 1835 das 50jährige Regierungsjubiläum ihres Großvaters Friedrich Franz theilnehmend mit ihren Landsleuten feierte und im darauf folgenden Winter (auf 1836) mit ihrer Mutter auf der uralten Fürstenburg von Schwerin mit der bessern Begründung einer Erziehungsanstalt für einheimische Dienstmädchen eifrig beschäftigt war. Aber der Frühling, der diese Schneedecke hinwegthaute, war nahe.

Im Mai 1836 kamen die beiden ältesten Prinzen des französischen Königshauses, der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours auf ihrer Reise durch Deutschland auch nach Berlin. Sie fanden am Hofe König Friedrich



Wilhelms III. so freundliche Aufnahme, daß sie gern einige Wochen in seinem hohen Kreise verweilten. Das ritterlich edle Wesen, die vielseitig tüchtige Bildung für die bedeutendsten Werke des Krieges und Friedens fanden nicht nur Achtung und Bewunderung, sondern ein Vertrauen von seltener Art. Namentlich fühlte sich der König mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung zu den beiden Prinzen gezogen, denn sie waren nach seinem Sinne und an gleichmüthiger Thatkraft von seiner Art. Auch die Schwägerin des Königs, die Prinzessin Wilhelm, eine Prinzessin von Homburg und Schwester der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg, stimmte ganz in die günstige Meinung ihres königlichen Schwagers von den beiden Prinzen ein, und das Urtheil dieser an Gemüth und Geist hochgeadelten und erleuchteten Frau war nicht nur in dem engeren Kreise des Königshofes, sondern in den weitesten Kreisen um diesen her von höchster Geltung. So kam es denn, daß die beiden Brüder sich in Berlin wie in einer zweiten Heimath, an dem dortigen Königshofe wie Kinder fanden. In ein Verhältniß solcher Art war namentlich der Herzog von Orleans zu seinem väterlichen Freunde, dem hiedern König Friedrich Wilhelm III. getreten, und dieser hatte den Prinzen noch das Wort eines väterlichen Rathes zum Abschied mitgegeben, welches bald zu einer That des Lebens heranreifte.

Wenige Wochen nach der Abreise der Prinzen aus Berlin hatte die Erbgroßherzogin Auguste nach dem Rathe der Aerzte ihren Besuch in den böhmischen Bädern in Gesellschaft ihrer Tochter erneuert. Es konnte als ein zufälliges, absichtsloses Begegnen erscheinen, daß der französische Gesandte am preussischen Hofe, Graf Bresson, auch dahin kam und sich bei dieser Gelegenheit den beiden mecklenburgischen Fürstinnen vorstellen ließ.

Diese, wie sie schon in früheren Jahren gethan, besuchten auf ihrer Rückreise nach Mecklenburg die Verwandten in Sachsen. Die Prinzessin Helene erkrankte in Eisenberg an einer gefahr- voll erscheinenden Leberentzündung. Wehethuend vielleicht, wie der grelle Strahl der Mittagssonne, der in ein schmerzhaft entzündetes Auge fällt, mochte auch ihr in der damaligen ernststen Stimmung das durch fremde Indiscretion verbreitete Gerücht

sein, daß der künftige Thronerbe von Frankreich Absichten auf ihre Hand habe.

Die jugendlichen Kräfte siegten; dem nahe scheinenden Abbruch der Hütte des Leibes, durch die Schrecken und Schmerzen der Krankheit, folgte der vorbildliche Aufbau eines Erdenglückes, das nicht die Klugheit und das Bemühen der Menschen, sondern Gottes wunderbarer Rath herbeigeführt hatte. Bald nach der Wiedergenesung der Prinzessin ward in dem näheren Kreise der mecklenburgischen Verwandten das, was vorher nur ein Gerücht gewesen, zu einer Wahrscheinlichkeit, und schon zu Anfang des Jahres 1837 zu einer erwünschten Gewißheit, die alsbald in Mecklenburg, in ganz Deutschland und weit umher in Europa bekannt wurde.

Wie hätte das vertrauende Herz der theuren Fürstin sich nicht hier hingeben sollen der freudigsten Hoffnung und der Gewißheit, daß dieser Weg ihr von Gott gewiesen sei, als der „von ganz Deutschland verehrte, besonnene König Friedrich Wilhelm III. von Preußen“ als Brautwerber für König Louis Philipps Sohn auftrat, und als nicht nur die Erbgroßherzogin Auguste als Mutter, sondern auch das damalige Haupt des mecklenburgischen Fürstenhauses, der Großvater Friedrich Franz, ihre Einwilligung zu der Verbindung gaben. Die Empfehlung des Königs von Preußen schon für sich allein hätte alle Bedenklichkeiten zum Schweigen bringen sollen, welche sich etwa in Beziehung auf die Sicherheit von Louis Philipps Thronbesitz erhoben. So schien keine Hemmung möglich, den Weg zu gehen, den das Herz sie führte.

Und dennoch trat eine solche ein, als kurz nach dem Anfang des Jahres 1837 der Großherzog Friedrich Franz starb und sein Enkel, der Halbbruder der Prinzessin Helene, Paul Friedrich, zur Regierung kam. Dieser suchte sich aus allen Kräften der Verbindung seiner Schwester mit dem Erben des damaligen französischen Thrones zu widersetzen, eines Thrones, welcher ihm durch die Gesinnung des unruhigen Volkes wie durch die Art seiner Besignahme höchst bedenklich zu sein schien. Alle möglichen Befürchtungen von einem unglücklichen Ausgang wurden der Prinzessin vor Augen gestellt. Sie aber, nach ihrer gewohnten Weise, griff „nach der rechten Hand und hielt sich

fest an diese, denn es war die Hand ihres Gottes, die sie führte.“

Was die Befürchtungen betraf, so stand sie gegen dieselben noch immer in jener tapfern Gesinnung des Gemüthes, welche sich schon vier Jahre vorher, wo noch kein Gedanke an ihre jetzige Führung möglich war, in einem Briefe an ihre Jugendfreundin Julie aussprach: „Leicht reißt mich“ — so lauten die hieher gehörigen Worte des Briefes, „die Einbildungskraft hin „und kann mich oft ganz mit ihrem goldenen Zauberstabe „fesseln; kommt es aber einmal zum Handeln, dann verschwindet „wohl die Exaltation und die süßen Träume, und ich folge „dem kalten Schicksal mit eiserner Ruthe und will mich beugen, „so hart es mir auch wird, im Laufe der Begegnisse den „Finger des Vaters suchend, dessen Wege nicht immer die des „Herzens und der jugendlichen Sehnsucht, ewig aber die des „wahren Heiles sind.“

Nun, der Weg, den sie jetzt geführt wurde, kam ihrem Herzen keinesweges hart an, denn Alles das, was sie von ihrem künftigen Gemahl vernommen hatte, war von solch gewinnender Art, daß sie schon, ehe sie ihn noch mit Augen gesehen, mit herzlichem Vertrauen sich die Seine nannte. Er war ganz der Mann, den sie sich zum Lebensgefährten gewünscht hatte. Aber ihre aufkeimende stille Zuneigung zu dem erwählten Manne war und blieb immer durch das Feuer einer höheren göttlichen Liebe geweiht und geheiligt. Die nachstehende Stelle aus einem Briefe an die Freundin Julie läßt uns einen Blick thun auf den Altar des innern Tempels, wo das Feuer der Läuterung flammte.

Die Osterzeit traf (im Jahre 1837) gerade in jene Kämpfe, welche der Heirathsplan herbeigeführt hatte. Als die Prinzess am grünen Donnerstag zum Abendmahl gegangen war, da fühlte sie sich nach ihren Worten „neubelebt durch die Gnadengabe, deren Kraft und Heiligkeit alles Denken übersteigt.“

„In der heiligen Stunde“ — so schrieb sie — „fühlte ich recht tief, wie doch Alles nichtig ist im Vergleich mit dieser Gnade, und wie jedes Gefühl unrein und vergänglich ist, was nicht Seiner Liebe entströmt und durch Seinen Geist geheiligt wird. Ach, daß wir doch immer auf Ihn

baueten, im Glück wie im Unglück, in Allem, was unser Leben mit sich führt, und durch nichts uns von dem festen Glauben entfernen ließen, daß Er uns liebt und Seine Liebe uns zu reichen Früchten führt.“

Das Werk der Vermählung der Prinzess mit dem Herzog von Orleans mußte, wie bereits erwähnt, durch unglaubliche Schwierigkeiten hindurchgehen, so daß selbst die Mutter vor der Durchführung erschrock, als sich von allen Seiten die Abmahnungen häuften. Einstmals in diesem Gedräng der Hindernisse und Befürchtungen entschlüpfte der treuen Mutter die Worte: „Helene, mir ist es doch so, als sollte ich dir auch rathen, von der Verbindung abzustehen.“ — Ohne ein Wort darauf zu erwidern, fiel sie der Mutter in die Arme, aber zugleich auch ohnmächtig an ihr nieder. Diese Ohnmacht dauerte lange, und der Mutter bangte für das Leben der Prinzess. Sie nahm deßhalb ihren Rath mit der Versicherung zurück, daß sie sich nicht auf die Seite der Gegner gestellt habe und daß ihr mütterlicher Segen sie begleiten werde, wohin sie auch gehen möge. Freilich wäre die treumeinende Fürstin gerne eines Schrittes überhoben gewesen, der den Erfahrungen ihrer Jugend, die keine Sympathien für Frankreich erregen konnten, geradezu widersprach. Hatten doch französische Flüchtlinge am Hofe ihres Vaters Zuflucht gesucht und gefunden; waren doch all ihre ausgezeichneten Brüder heldenmüthige Kämpfer gegen Frankreich gewesen, und wie konnte ihr unbekannt sein, wie unglücklich bisher deutsche Prinzessinnen in Frankreich gewesen. So hatte sie keine Silbe einer frohen Aussicht, einer ermunternden Hoffnung für ihre Tochter. Nur volle Freiheit konnte sie ihr gewähren, aber diese von Herzensgrund, denn sie kannte das Herz ihres Kindes, das nur als Gehülfin eines edeln Prinzen glücklich sein wollte. Und so kann man sagen: die Herzogin hat die große Aufgabe ihres Lebens ganz allein durchführen müssen.

Der Kampf war endlich hindurchgekämpft und nach dem Sinn des innern Berufes der Prinzessin siegreich entschieden. Da lag ihr noch Eines an, ihr künftiges Verhältniß als einer treuen festen Befennerin des evangelischen, im Wort des Herrn begründeten Glaubens gegenüber ihren katholischen Verwandten und der katholischen Kirche recht ins Auge zu fassen. Es war



hierbei ihr voller Sinn, nur einfältig in der Lauterkeit und Wahrheit zu wandeln. So sprach sie sich gegen ihren vormaligen Lehrer, den Pfarrer Kenede aus, den sie von Dargun her zu sich rufen ließ. Er konnte ihr nur sagen: „Vertrauen Sie der Gnadenführung Ihres Heilandes auf allen Ihren Wegen, so wird Er Sie sicher führen.“ — Statt aller Antwort fing die Herzogin an das oft zum Abendsegnen gelesene Lied von August Spangenberg zu sagen, mit der tiefsten Empfindung ihres Herzens:

Heilige Einfalt, Gnadenwunder!  
Tiefste Weisheit, höchste Kraft,  
Schönste Zierde, Liebeszunder!  
Werk, das Gott alleine schafft!

Alle Freiheit geht in Banden,  
Aller Reichthum ist nur Wind;  
Alle Schönheit wird zu Schanden,  
Wenn wir ohne Einfalt sind. — —

Einfalt quillt aus Jesu Wunden  
Mit dem theuren Gottesblut. —  
Wer sie da nicht hat gefunden,  
Der ist fern von diesem Gut.

Hier versagte der theuern Herzogin die Stimme, und reiche Thränen fielen in ihren Schooß. Kenede wußte nichts Besseres zu thun, als die späteren Verse des Liedes weiter zu sagen:

Wer allein auf Jesum trauet,  
Wer in Jesu Alles find't,  
Der ist auf den Fels gebauet  
Und ein sel'ges Gnadenkind!

Wohl dem, der den Herrn läßt machen,  
Wohl ihm! Jesus ist sein Hirt,  
Jesus führet seine Sachen,  
So daß man sich wundern wird. — Amen.

Mit Freudigkeit sagte und wiederholte sie: „Amen“ — stand auf, und ihre hohe edle Gestalt, wie sie dem Lehrer noch

nie in dieser Weise erschienen war, machte einen unvergeßlichen Eindruck. Sie reichte ihm ihre Hand und sagte: „Nun noch eine Bitte, schenken Sie mir Ihren Segen;“ und da sie das sagte, kniete sie vor dem treuen Diener des Herrn nieder; er legte die Hand auf ihr Haupt, segnete sie und betete das Vaterunser.

Der Großherzog hatte seine Rechte als Haupt der Familie seiner Stiefmutter übertragen, weil er die Unterhandlung mit dem französischen Hofe nicht führen wollte. So trat denn der Minister von Plessen als Bevollmächtigter der Frau Erbgröfherzogin mit dem französischen Gesandten Bresson zu Berlin in Unterhandlung. Dieser erschien am 5. April in Ludwigslust mit Briefen von der königlichen Familie, welche die Prinzefß als Braut des Kronprinzen begrüßten. Der liebste und beste unter diesen Briefen war der von der Hand des Bräutigams selber. Mit ihm begann ein lebhafter Verkehr der seelenvollen Briefe zwischen Beiden, durch welchen die Prinzefß bereits so hineingeführt wurde in das innerste Wesen ihres Erwählten, daß es ihr war, als hätte sie ihn schon jahrelang gekannt.

Der Tag der Abreise aus dem Orte, aus dem Lande der Geburt war gekommen. Eine Prinzefß aus dem herzoglichen Hause eines kleinen deutschen Landes zieht fort als bestimmte Braut für den Erben eines der höchsten Throne von Europa. Wo sind die fürstlichen Ehrenbezeugungen, die Schaaren der Theilnehmenden an diesem, wenn auch durch Trennung der Räume schmerzlichen, dennoch für das Fürstenhaus ehrenden und erfreulichen Ereigniß?

Schaaren der schmerzlich Abschiednehmenden waren schon gestern Abend und bis zum Einbruch der Nacht vor und in dem Hause gewesen. Es waren die Armen, die Wittwen und Waisen, von denen jetzt die mütterliche Wohlthäterin, die Trösterin der Trauernden auf immer scheiden sollte. Thränen hatten da mehr gesagt als Worte. Heute, vom frühesten Morgen an, sah man jene Schaaren, so wie viele Andere vom Volk schweigend dem hohen Hause gegenüber stehen, um noch einmal die theure Fürstentochter anzuschauen und zu segnen.

Noch einmal ging die Prinzessin in ihr Kabinet, darin sie so manche Stunde einsam, mit Gott und sich allein, gebetet, geweint und geträumt hatte von des Lebens Freude und Leid. Mit ihrem Diamantring schrieb sie noch in das Fenster, das ihr am meisten sein Licht gegeben, die Worte ein:

So lebe wohl, du stilles Haus!  
 Ich zieh' betrübt aus dir hinaus.  
 Winkt mir auch fern ein schönes Glück,  
 Doch denk' ich gern an dich zurück.

Die Wägen, zur Abfahrt bereit, standen vor dem Thor des Palais, das wir oben unter dem Namen der Friedensburg kennen lernten. Die treue Mutter war an der Seite der scheidenden Tochter. Als Cavalier begleitete die Mutter der treuergebene, edle ritterliche von Ranzau. Nicht auf Befehl des Hofes, sondern aus eigenem Antrieb, wie auch im Namen und nach dem Sinn einer großen Zahl des Adels im Lande, gab General von Both in seiner Generalsuniform mit ihren wohl erworbenen Ehrenzeichen der allgeliebten Prinzess das Geleite.<sup>1</sup> Seine Gemahlin, die geborne von der Tann, hing noch zuletzt an den Armen der Scheidenden. So ging der Zug still über die nahe Grenze des kleinen Landes hinaus in das große, deutsche Vaterland. Da wehete ein Athem des Friedens die Hinwegziehenden an; hier kämpfte ein menschlicher Rath und Wille den ungleichen Kampf mit dem göttlichen Rath und Willen.

Ueberall, wohin sie jetzt in Deutschland kam, ward sie nicht als eine mecklenburgische, sondern als eine deutsche Prinzessin begrüßt; das Vaterland im weitern Sinne bezeugte ihr den ehrenden Antheil, welchen es an der Führung dieser Fürstentochter nahm, der ein anerkennendes Lob weithin in das deutsche Volk vorausgegangen war. Wo sie erschien, da umringte eine unzählbare Menge den Wagen und jauchzte ihr zu.

<sup>1</sup> Weil der General dieß zwar aus rührend treuer Anhänglichkeit an die theure Tochter seines Fürstenhauses, nicht aber mit Genehmigung und ertheilter Erlaubniß seines regierenden Herrn gethan hatte, glaubte er nach seiner Rückkehr nichts anders als seine Entlassung aus dem Militärdienst erwarten zu dürfen. Er wollte deßhalb seinen Degen zu den Füßen seines Landesherrn niederlegen. Dieser aber entließ den treumeinenden Mann nicht aus seinen Diensten, sondern behielt ihn noch länger in denselben.

Am 25. Mai Vormittags elf Uhr betrat die hohe Auswanderin den Boden ihres neuen, französischen Vaterlandes, begleitet von zwei Schwadronen preussischer Cavalerie. An der Chaussee zwischen Saarbrück und Forbach fand sie eine Ehrenpforte und Zelte zu ihrem Empfang errichtet, ein Frühstück bereit, Tribünen für Zuschauer erbaut, französisches Militär von verschiedenen Waffengattungen aufgestellt, die Nationalgarden der Umgegend versammelt, weiß gekleidete Mädchen, und endlich, außer einigen Medlenburgern, die ihr hier noch ein Lebewohl zuriefen, auch ihren Onkel, den Herzog Bernhard von Weimar. Kanonendonner verkündeten ihre Ankunft; der Herzog von Choiseul überbrachte Briefe und Grüße von der königlichen Familie. Nach dem Frühstück, zu welchem alle anwesenden Notabilitäten gezogen waren, wurden die Officiere der Linientruppen, sowie der Nationalgarden, die Präfekten und Maires der nahen Ortschaften der Prinzessin vorgestellt; die Truppen, welche bestimmt waren, die künftige Herzogin von Orleans zu eskortiren, defilirten unter Anführung des Generals Jacqueminot.

Die ungeduldige Erwartung, mit welcher die Menge der Ankunft der jungen Fürstin entgegengesehen hatte, war in einer unerwartet hohen Weise befriedigt worden, als diese mit der ganzen Anmuth ihrer Persönlichkeit das Volk des neuen Vaterlandes begrüßte. Diese wohlwollende Freundlichkeit, das fühlte Jeder, kam aus dem Herzen, das in seiner natürlichen Demuth und Wahrheit nichts anderes geben wollte, als sich selber, und dessen Rührung sich zwar einem scharfblickenden Auge verrieth, zugleich aber durch eine taktvolle Zucht des Geistes gehalten war.

Keine Worte können den Jubel der versammelten Menge beschreiben, die sich an beiden Seiten des Wegs zusammendrängte oder von Bäumen herab die künftige Mutter des Landes beschaute, welcher ein gutes Gerücht der hohen Tugenden vom Rhein herüber vorausgegangen war, und die gleich bei ihrem Eintritt ins Land ihre mütterlich wohlthätige Gesinnung durch eine reiche Gabe bezeugt hatte, welche sie zur Vertheilung an die Bedürftigen in die Hände des Maires von Forbach legte. Eine gleiche Summe ließ sie den barmherzigen Schwestern zustellen; mit eigener Hand gab sie den beiden Mädchen aus



Saarbrücken und Forbach, welche sie angedeutet hatten, kostbare Geschenke; ein ähnliches erhielt der Ingenieur-Officier, welcher das Aufschlagen der Zelte angeordnet hatte, unter seine Sappeurs wurde die Summe von tausend Francs vertheilt, und der Präfekt empfing tausend Francs zur Anlegung von Sparrassenbüchern für solche Töchter aus dem Handwerkerstand, welche in den Schulen durch Fleiß und Sittlichkeit am meisten sich ausgezeichnet hatten.

Um halb sechs Nachmittags kamen die Fürstinnen vor Metz an, wo sie abermals mit allen nur erdenklichen Ehrenpforten empfangen wurden. Der Zug konnte sich nur Schritt vor Schritt zwischen den Spalier bildenden Militärs vorwärts bewegen, wegen der die Equipagen umwogenden Menge. Schien es doch, als habe sich die Bevölkerung von Metz um das Dreifache vermehrt, und als sei sie von einer Begeisterung ergriffen, deren Kraft das Volk des Landes bei solcher Gelegenheit schon seit mehreren Menschenaltern nicht mehr empfunden hatte: Freudenrufe, Händeklatschen ringsumher, ein Ausdruck der Hoffnung und Segenswünsche in allen Blicken.

Ein Diner von 50 Couverten war im vornehmsten Lokal der Stadt angeordnet; nach demselben hatten sich die vornehmsten Damen der Stadt im Salon der Prinzessin versammelt, und diese fand für jede derselben ein ungekünsteltes, zu Geist und Herzen sprechendes Wort. Am Abend stieg ein Feuerwerk auf zur Belustigung der Augen, und ein höheres Vergnügen wurde den Ohren durch eine Serenade bereitet, welche von der Mosel herauf tönte. Die besten Künstler hatten die Kräfte ihrer Stimmen und ihrer Instrumente zu diesem wohl gelungenen Werk vereint. — Als der Präfekt der Prinzessin anzeigte, daß er dem Könige habe telegraphiren lassen, daß Ihre königliche Hoheit glücklich in Metz angekommen seien und mit Ihrem Empfang sich zufrieden gezeigt haben, antwortete sie rasch: er hätte sagen sollen „dankbar“ statt zufrieden, dann würde er ihre Gesinnungen gegen die Bewohner von Metz richtiger ausgedrückt haben.

Am andern Tage um 12 Uhr Mittags setzten die Fürstinnen ihren Weg über Verdun in mäßigen Tagereisen fort. An allen Orten, dahin sie kamen, wiederholten sich dieselben Aeußerungen

des Jubels und des Entzüdens, sowie die prachtvollen Anstalten von Civil- und Militärbehörden zum feierlichen Empfang. Ein Geist der freudigsten Erwartungen und einer entgegenkommenden Liebe schien über das ganze Volk und das ganze Land gekommen zu sein, und während man den stillen, von außenher theilnahmlos erscheinenden Abgang der Prinzess aus Mecklenburg mit einem Trauerzug verglichen, konnte man den Einzug derselben in Frankreich einen Triumphzug nennen. Durch diesen merkwürdigen Wechsel wird man wohl an jene Worte eines alten Liedes erinnert, in denen sich die Gemüthsstellung der hohen Auswanderin und ihre zuletzt gemachten Erfahrungen recht lebendig ausdrücken. Sie heißen:

Ich traue Deinen Wunderwegen,  
 Sie enden sich in Lieb' und Segen;  
 Genug, wenn ich Dich bei mir hab'.  
 Ich weiß, wen Du willst herrlich zieren  
 Und über Mond und Sterne führen,  
 Den führest Du zuvor hinab.

---

## 10. Die Ankunft am Ziele.

Eine höhere Freude als alle diese äußeren Ehren, ja die höchste Freude und Lust ihres Lebens erwartete die junge bräutliche Fürstin in Chalons sur Marne. Noch kannte sie ihren künftigen Gemahl nicht von Angesicht, er kam jetzt den beiden Fürstinnen hieher entgegen. Er selber war in höchster Spannung, Die zu sehen, mit welcher sein treues Herz durch unauf löbliche Gelübde verbunden werden sollte. Der Ruf von ihrer großen Liebenswürdigkeit und ihren hohen Geistesgaben war ihr in reichem Maße nach Frankreich vorausgegangen, neben diesem hatten sich aber auch vollkommen irrthümliche, wenig günstige Schilderungen ihrer äußeren Erscheinung eingeschlichen. Eine französische Dame, welche die Prinzessin in Deutschland gesehen, hatte zwar jene falschen Darstellungen

berichtigen wollen, aber die Königin Mutter nahm ihr, wie man erzählt, das Versprechen ab, ihrem Sohne nichts zu sagen, damit es ihm eine freudige Ueberraschung bliebe (*ménageons lui cette surprise*), mit den innern hohen Vorzügen seiner Braut auch die äußere Lieblichkeit gepaart zu sehen. So ward denn jetzt der Prinz, weil ein solches Porträt, wie er gesehen, gerade jene lebendigen Züge der Anmuth, durch welche die bräutliche Jungfrau sich auszeichnete, nicht wieder zu geben vermochte, bei dem Anblick derselben wahrhaft überrascht. Fast schüchtern war er eingetreten, hatte mit gesenktem Blicke sich genagt, bald aber wurden seine Augen strahlend vor Freude und liebender Bewunderung, als in der lebendigen Unterhaltung die feinen Züge des Angesichts seiner Ermählten zur höchsten Schönheit sich verklärten, während ihre fürstliche Haltung und die geistvolle Hoheit ihres ganzen Wesens ein Gefühl der Ehrfurcht erweckte gleichwie vor der Majestät einer höheren Ordnung, als die der menschlichen Fürstenthronen ist. Nicht minder ergreifend war der Eindruck, welchen die persönliche Bekanntschaft mit ihrem künftigen Gemahl auf die Prinzessin machte. Denn der jugendliche schöne Herzog von Orleans war, wie ein Mund es aussprach, dessen Urtheile von langer Erfahrung und tiefer Erkenntniß der Menschennatur geläutert worden, der vollkommenste und reichbegabteste Mann, zugleich an Geist, Gemüth und leiblicher Gestalt, den man unter den Tausenden seiner Umgebung und seiner Zeit zu finden vermochte.

Unverweilt eilte der Prinz der Braut, deren Bild er nun nicht mehr an der äußeren Brust, sondern tief im Herzen trug, nach Fontainebleau voraus, wo die königliche Familie die Ankommende mit solcher Herzlichkeit empfing, daß sie bald in ihr kein fremdes Königshaus, sondern liebende Eltern, Brüder und Schwestern fand. Der 30. Mai war zum Tag der Vermählung bestimmt, welcher nach der Sitte des Landes zuerst die Civiltrauung in der Galerie Heinrichs II. voranging. Um halb neun Uhr erschien der König mit der Prinzessin Helene am Arme, gefolgt von der ganzen Familie, sowie von ihrer zahlreichen Umgebung. Die Minister, Marschälle, Pairs und Deputirten, die Municipalität, die Generale und viele Eingeladene waren versammelt; das Brautpaar hatte seine bestimmten Zeugen,

namentlich die Prinzess den Herrn von Ranzau, Hofmarschall ihrer Frau Mutter der Erbgroßherzogin, Herrn von Bresson, den französischen Gesandten in Berlin, welcher die Heirathsunterhandlungen gepflogen, und den Herzog von Broglie, der sie auf deutschem Boden abgeholt hatte. Der Kanzler, Herzog des Casés, las während einer erwartungsvollen Stille mit feierlichem Tone den Civilact vor, worauf er den Herzog von Orleans fragte: ob er gesonnen sei, Helene Louise Elisabeth von Mecklenburg zur Gemahlin zu nehmen. Der Prinz wandte sich ehrerbietig zu seinem Vater, und auf dessen zustimmende Bewegung erwiederte er dem Kanzler mit fester Stimme: „Ja, mein Herr.“ — Auf die ähnliche Frage an die Braut wandte auch diese sich zu ihrer Frau Mutter und sprach nach erhaltener Einwilligung von dieser ihr „Ja, mein Herr“ mit bewegter Stimme. Hierauf wurden die Actenstücke in gebräuchlicher Form unterschrieben, und hiermit war der Civilact der bürgerlichen Eheverbindung geschlossen.

Nicht ohne Ursache haben wir seinen ganzen Verlauf beschrieben, hier wo er durch eine warme Theilnahme der höchst gestellten Persönlichkeiten einen besondern Glanz erhielt, um von den Gefühlen einer Seele zu reden, welche gleich wie hinter den Couliſſen ein theilnehmender Zeuge der ganzen Feierlichkeit dieses Tages war. „Ich bin nie ein Freund jener Theaterstücke gewesen, in denen ein biblischer Gegenstand, ein Heiliges auf die Bühne gebracht wird, vielleicht vor die Augen der Bewohner einer Stadt, welche durch Carnivalsbelustigungen noch umnebelt sind. — Von den Arien solcher Theaterstücke kenne ich weder den Text noch die Melodie, mein Inneres kann deßhalb nicht in den Gesang einstimmen, so gern und so leicht ich in jeder Dorfkirche in den Ton der Gesänge und lauten Gebete einstimme.“

Das Gefühl von der Heiligkeit, Unauflöslichkeit des rechten, Gott geweihten Ehebundes kann in der Seele keiner anderen Braut lebendiger und mächtiger gewesen sein als in der jungen Fürstin, welche hier auf eine Führung ihres Lebens zurückblickte, die nicht von Menschenmacht und Willen, sondern von Gottes Gnade und wunderbarem Rath geleitet war. Ihre Ehe war im Himmel geschlossen, und daß sie dieses sei, das sollte



Mund und Herz laut und öffentlich vor Gott und Menschen bezeugen.

Als Napoleon I. im Jahre 1804 den frommen Papst Pius VII. zu seiner Krönung nach Paris gezogen hatte, da wollte man die Feier des Festes durch eine außerordentliche Kirchenmusik erhöhen. Das Orchester in der Kirche war mit achtzig Harfen besetzt; die Wirkung der harmonischen Laute eines solchen achtzigfachen Davidischen Saitenspieles auf die Sinne der Zuhörer mußte, so erwartete man, eine ganz gewaltige sein. Die Feierlichkeit begann, die achtzig Harfen tönend, mit Winken und zuflüsternden Worten drückte sich die Menge der anwesenden Gebildeten aus der großen Stadt ihr Entzücken aus. Jetzt nahte sich der Papst dem Altar. Statt der Töne der Harfenspieler hörte man die Sänger seiner Kapelle aus Rom, welche das alte Lied der Kirche Tu es Petrus anstimmten. Da war das Gelispel, das Entzücken der Menge in dem Gefühl eines Staunens verstummt, das in vielen Seelen eine Erhebung der Andacht weckte.

Aus der Galerie Heinrichs II., darin der Civilact der Trauung vollzogen worden, begab sich die hohe Versammlung in die große Kapelle Heinrichs IV. Der Bischof von Meaux in priesterlicher Würde hielt eine sehr ergreifende Rede und verrichtete die heilige Handlung der Weihe des Ehebundes in christlichem Geiste. Die Namen des hohen Paares wurden in das Kirchenregister eingetragen.

Etwas Neues in den Gebräuchen des französischen Königshauses geschah jetzt noch. Die hohe Versammlung wurde in einen Saal geführt, der als Louis Philipps-Saal benannt war. Hier fand sich ein Altar, mit rothen Sammetdecken behangen, ein Crucifix stand zwischen den vier brennenden Kerzen, und vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel; der Vielen von uns theure lutherische Pastor Cuvier stand in seinem einfarbig schwarzen Priesterrock vor dem Altar, bereit, im Namen auch seiner lutherischen Kirche, den Ehebund zu weihen. Mit milder, aber fester Stimme sprach er seine ermahnenden Worte, welche als Worte von Gott voll himmlisch tröstender Kraft waren. Diese Kraft und der Blick auf das seltene Paar, das hier vor ihm stand und dessen innere wie äußere Führung er kannte,

gab seinem Munde die Weihe zu einer seltenen Beredtsamkeit des Herzens. Nachdem er die nämlichen Fragen wie zuvor der Kanzler an die beiden Liebenden gethan und die bejahenden Antworten vernommen hatte, legte er die Hände segnend auf ihre Häupter und beschloß die Feier mit den Worten: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Hierauf folgte noch das eigenhändige Eintragen der Namen der Neuvermählten und ihrer Zeugen in das Kirchenbuch.

Ueberhaupt hielt sich die junge Herzogin von Orleans, so lange sie in Paris war, immer zu ihrer lutherischen Kirche, welche sie sonntäglich treu besuchte. Der Eindruck, welchen ihr erstes persönliches Auftreten in jener Kirche machte, blieb sich bei allen ähnlichen öffentlichen Handlungen ihres Lebens gleich; ich erlaube mir deßhalb, ihn aus dem Mund einer Augenzeugin zu schildern.

„Als ich,“ so schreibt mir ein theurer Freund, „1848 in Paris war, kam dort bei dem Pastor Berny (der vor einigen Jahren zu Straßburg auf der Kanzel plötzlich starb) das Gespräch auf den Einzug der Herzogin von Orleans und auf ihr erstes Erscheinen in der protestantischen Kirche. Da sagte die lebhafteste und sehr ungezwungen sich ausdrückende Pfarrerin Berny: ‚Ich hatte schon so vieles gehört von dem Eindruck, den die Erscheinung der Herzogin von Orleans allwärts gemacht hatte. Aber wir Franzosen machen uns eigentlich nicht viel aus Prinzen und Prinzessinnen, und ich dachte: die Leute sind nicht klug, so ein Wesen davon zu machen; ich ging auch in die Kirche, ausdrücklich um sie nur zu sehen, ohne mir imponiren zu lassen. Als sie aber hereintrat, im Gange daher kam und rechts und links grüßte in ihrer hohen Gestalt und hinreißenden Grazie und dabei mit einem Ernst, der an die Heiligkeit des Orts erinnerte, da wurde ich doch hingerissen, und ich mußte mir so gut die Augen trocken wie Alle, die in der Versammlung waren. Mein Vorfaß war gebrochen, sie für eine gewöhnliche Dame anzusehen und etwa ihren Anzug geschmackvoll zu finden oder nicht.‘ — — Nun lief es in der Stadt um, daß einer den andern fragte: ‚Haben Sie den Gruß gesehen zur Linken, haben Sie den Gruß gesehen zur Rechten, haben Sie gesehen, wie sie während des Gesanges

kein Auge von dem Gesangbuch verwendete?“ u. s. w. — Nun verstand ich es, was die Leute beschäftigte, die sie gesehen hatten.“ —

Nur einen vorübergehenden Blick werfen wir noch auf einige andere Festlichkeiten, mit denen man die Ankunft der Herzogin in Paris zu ehren suchte. In jeder erdenklichen Weise nahm ganz Paris, selbst in den Vorstädten, an diesen Festlichkeiten einen selbstthätigen Antheil, und in sinnreicher Weise suchte man die Augen der jungen Herzogin zu überraschen und zu vergnügen, als diese der Einladung zu einem Ball im Stadthaus gefolgt war und bei dem Eintritt in den Saal sich von treuen Bildern aus der Heimath umgeben sah, womit man die Wände geziert hatte. Es waren Werke aus der Hand eines geübten Malers, welche Ansichten von Ludwigslust, Schwerin und Dobberan darstellten. Andere Bezeugungen einer entgegenkommenden Freude brauchen wir nicht mit Namen zu nennen, da sie von selbst sich errathen lassen. Wir kennen nur das Eine noch sagen, daß weder das Aufregende aller dieser Feste, noch die innere Bewegung, weder die überraschende Pracht, noch der Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten sie aus ihrer ruhigen natürlichen Haltung entrücken konnten; einfach nahm sie die unvermeidlichen Ehrenbezeugungen hin, eben so wenig davon überwältigt als belästigt; man sah, daß sie gerührt und glücklich war, man freute sich bewundernd der Art, wie sie grüßte, „wie sie Alles bemerkt, Alles begreift, wie sie zu hören und zu reden verstand, wie sanft ihre Stimme, wie wohl lautend und rein ihr Französisch ist.“<sup>1</sup>

Ein hochgestellter französischer Herr schrieb um diese Zeit an einen Bekannten in Deutschland: „Die Journale werden Sie längst unterrichtet haben von allen Einzelheiten der Reise und

<sup>1</sup> Einen Zug von der sich immer gleichbleibenden Ruhe und würdevollen Haltung der Prinzessin erzählt uns eine hohe, mütterlich theilnehmende Augenzeugin. Man führte die fürstliche Braut, wie im Triumph, in einige für sie bestimmte Zimmer, welche mit allen Herrlichkeiten der Augenlust, welche Paris an Juwelen, Perlen, Schmuck- und Kleiderpracht besaß, erfüllt waren. Man erwartete bei ihr Aeußerungen eines mächtigen Erstaunens, Aeußerungen einer überwallenden Freude. Mit höchstem Gleichmuth, ohne Verachtung, ohne Bewunderung, ganz natürlich und doch voller schicklicher Dankbarkeit ging sie daran vorüber. — „O das war herrlich anzusehen!“ fügt die treue Mutter hinzu.

Ankunft der Herzogin von Orleans, wie von der Vermählung und allen nachfolgenden Festen. Das aber, was keine Zeitung berichtet und auch ich vergeblich versuchen würde zu beschreiben, das ist die Anmuth dieser jungen Prinzess, welche wir jetzt so glücklich sind, die Unsrige zu nennen. Man war längst im Voraus einig über ihre Erziehung, ihren Geist und Verstand, aber was Niemand von uns erwartete, eben so wenig als der Kronprinz selbst: das war der unbeschreibliche Liebreiz, der über ihre ganze Person, über ihr feines Gesicht ausgegossen ist. Von allen Eroberungen, die wir in Frankreich gemacht, ist dieses die kostbarste, und Gott sei Dank! sie wird uns bleiben! Sie besitzt alle die Eigenschaften, welche bei uns für eine Prinzess unerläßlich und mehr werth sind als die größte Schönheit. Es ist unmöglich, mehr ungezwungenen Anstand, mehr Geistesgegenwart, mehr Verstand, mehr Grazie, mehr jungfräuliche Bescheidenheit mit höherer fürstlicher Würde gepaart zu sehen. Bedenken Sie dabei, daß ich täglich das bewunderungswürdigste Beispiel dieser vereinten Eigenschaften vor Augen habe in der Person unserer verehrten Königin (Amalie) und daß ich dennoch sagen muß, ihr Auftreten ist das würdevollste und zugleich gewinnendste, was ich mir vorstellen kann.“

So hatte die hohe Fürstin nach allen Seiten hin das Glück einer Liebe gefunden, welchem das Menschenherz eine ewige Dauer wünschen möchte. Dennoch sollte sie schon damals die räumliche Trennung von einer ihr theueren Menschenseele an das Loos alles Erdenglückes erinnern. Ihre treue Erzieherin Nancy Salomon, nachdem sie ihr hochgesegnetes Werk in treu ausdauernder Liebe so schön vollendet gesehen, nahm einen freudigen und dennoch zugleich innig schmerzlichen Abschied von der geliebten Fürstin und zog in ihre Vaterstadt Genf.

---

## 11. Louis Philipp im Kreise der Seinen.

Von dem Charakter und Wirken des Königs Ludwig Philipp von Frankreich haben sich die Zeitgenossen ein Lebensbild entworfen, das nach der Verschiedenheit ihrer Auffassung



sein Original in einem bald mehr bald minder hellen oder getrübten Lichte darstellt. Es ist ihnen dabei ergangen wie Malern, welche sich bemühten, das Porträt irgend eines in der Welt berühmten Mannes zu entwerfen, der ihnen zu ihrer Zeichnung niemals einen Augenblick still saß, sondern den sie immer nur bei seinem Vorübergehen durch die Gassen der Stadt ins Auge fassen konnten. Wenn ein rauher Wind dem Vorübergehenden Regentropfen oder selbst Hagelkörner ins Gesicht warf, dann werden die Züge dieses Gesichtes ganz andere, bei einem starken entgegenkommenden Sturm auch die Stellungen des Leibes andere gewesen sein, als die natürlichen und gewöhnlichen. Ein Freund des Hauses, der den Mann täglich so gesehen, wie er in ruhiger natürlicher Haltung in seinem Zimmer saß, der würde die auf öffentlicher Straße gemachten Porträts von seinem Freunde nicht als wohlgetroffen gerühmt, sondern nur bedauert haben, daß der Mann, den sie darstellen sollten, den Malern niemals zu ihrer Zeichnung gefessen habe.

Wer den König Louis Philipp am Abend, nach des Tages Last und Mühen im Kreise der Seinen sah, der mußte, wenn er desselben nur im mindesten fähig war, von einem wohlthuenden Mitgefühl an der vertraulichen Liebe ergriffen werden, welche alle Glieder des Kreises zu dem guten Vater hinzog und gegenseitig unter einander sie verband. Man konnte dann mit Augen sehen, wie wohl es dem vielgeplagten König war und wie er sich da in seinem eigentlichen natürlichen Element befand, wo die aufrichtige herzliche Liebe jene rechte Mitte (*juste milieu*) bildete, die er draußen in der Welt, unter den kämpfenden Parteien seines Reiches mit vergeblichem Bemühen zu begründen suchte. Draußen in der Welt, so bereitwillig er auch war, den Anforderungen derselben an sein Regiment und an sein persönliches Wohlwollen zu entsprechen, und so unbescholten auch sein sittlicher Wandel war, konnte er es doch bald Diesem, bald Jenem, ja zuweilen Allen nicht recht machen; hier in seiner Familie war er so, wie ihn Alle gern haben wollten: ein treuer Vater, der es mit ihnen Allen gut meinte und nur ihr Bestes wollte.

Ich meine wohl, dieses Vergnügen, dieses Wohlbefinden

des Herzens an dem Bezeugen einer treuherzigen Liebe müsse ein Grundzug in dem Wesen des Mannes gewesen sein. Ein Grundzug, an welchen jener treue Hausfreund, der seine Menschen nicht nur im Innersten ihres Hauses, sondern ihrer Herzen ohne Aufhören besucht, sein Wohlgefallen hatte und deshalb dafür sorgte, daß dieser Zug unter allen ihm Vernichtung drohenden Gefahren bewahrt und erhalten blieb. Denn schon die Zeit, in welcher Ludwig Philipp ins Leben trat (1773), war, namentlich in der näheren Umgebung desselben eine für das Gedeihen solcher guten Keime sehr bedenkliche. Der Einfluß, welchen der Lehrer seiner frühesten Kindheit, der Artillerieoffizier Bonard, auf die erste Entwicklung der Anlagen und Kräfte des Knaben geübt hatte, mochte ein wohlthuend gesunder gewesen sein; ob aber der weitere Bau auf dieser Grundlage von angemessenem Gefüge war, darüber läßt sich schwer entscheiden. Von seinem neunten Jahre an kam Louis Philipp in die geistige Zucht und Pflege der zu ihrer Zeit vielbewunderten Madame de Genlis. Wohl mochte dieses eine Schule sein, deren weckender und bildender Einfluß dem gleicht, welcher die warme, abgeschlossene Luft eines Treibhauses auf das Wachsthum der darin stehenden Pflanzen hat. Diese wachsen und schossen üppig in Blätter- und Blüthentrieben auf; sie werden aber niemals den kräftigen Wuchs und das frische Gedeihen der Früchte erreichen, welches der Thau von oben, der Wind vom Gebirge her und die Kühle der Nacht den Gewächsen des freien Feldes verleihen. Wohl mag in dem Jakobinerklubb, in welchen nach dem Beispiel seines Vaters der siebenzehnjährige Jüngling (1790) trat, seine Klugheit und Tapferkeit während der Kämpfe des damaligen Heeres der Revolution Bewunderung erregt haben. Aber der Quell dieser Bewunderung war ein vergifteter, und erst bei seiner Verbannung aus dem Vaterland, als er vier Monate lang in den Bergen herumirrte, fand er an der Treue des Dieners, der ihn begleitete, eine Nahrung für den besseren Keim seines Herzens. Auch die Stelle eines Lehrers der Geographie und Mathematik an der Schule zu Reichenau bei Chur, die er unter dem angenommenen Namen Chabot (oder Chatel?) nach wohlbestandener Lehrcandidatenprüfung erhielt, war ihm ein wohlthätig geistiges

Ausruhen im Wirken zu gutem Zweck. Er hat sich dabei die Liebe und Achtung seiner Schüler wie der Bürger erworben. Ein theurer Freund von mir, Geheimerath Restner in Hannover, besuchte im August des Jahres 1855, während seines Aufenthaltes im Bade zu Ragaz das Haus, in welchem Louis Philipp in Reichenau gewohnt und als Lehrer seine Schule gehalten hat. Es ist das Stammschloß des edlen Geschlechtes der Herren von Planta. In dem Zimmer, das einst der hohe Flüchtling bewohnte, um dessen Geheimniß nur der Director Jost wußte, sieht man an den Wänden zwei große, feine Oelgemälde, welche Louis Philipp hieher sandte, von denen das eine ihn in jugendlicher Gestalt und in unscheinbarem Gewande, das andere im königlichen Ornate darstellt, hierzu hat dann die Herzogin Helene noch die Porträts ihrer Söhne, zu Pferde sitzend, gefügt. Denn diese hohe Frau war in der gleichen Sommerzeit mit ihren Söhnen in Ragaz und hat dieß durch die eigenhändigen Unterschriften von ihr und ihrer hohen Begleitung bezeugt, die in dem Gedebuch für fremde besuchende Gäste eingezeichnet steht, darunter die letzte, die der königlichen Mutter, so heißt: Marie Amélie. Veuve du Professeur Chatel, dont c'est un des plus beaux titres.<sup>1</sup> — Die Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters schreckte ihn von jenem Ruhesitz hinweg. Zur Ausführung seines ersten Planes, von Hamburg aus nach Amerika zu gehen, reichten die äußern Mittel nicht aus, doch benutzte er das, was er hatte, zu einer Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen bis zum Nordcap hinauf und fand hier eine gute Schule zur Entwicklung der Erkenntnisse und Sympathien seines Weltbürger sinnes. Noch mehr fand er diese auf seiner Reise durch die vereinigten Staaten, die er nach seiner abermaligen Verbannung aus dem nur für kurze Zeit versöhnlicher erschienenen Vaterland in den

<sup>1</sup> In den früheren Ausgaben meiner Schrift habe ich den Namen, unter welchem Louis Philipp als Lehrer in der Schweiz bekannt gewesen sei, Cha-  
beaud Latour genannt. Es mag auch dieß eine der Adressen gewesen sein,  
unter welchen der nirgends sichere Flüchtling seinen wahren Namen verbarg.  
Dennoch behält die Benennung Professor Chatel, welche ihm seine königliche  
Wittve gibt, für die Geschichte seiner damaligen Stellung eine beachtens-  
werthe Autorität.

Jahren 1797 bis '99 gemacht hatte. Wohlthuernder aber noch für Geist und Gemüth war dem künftigen Herrscher die stille Zurückgezogenheit in dem Dorfe Twickenham bei London, wo er vom Jahre 1800 mit seinen beiden jüngeren Brüdern nur durch die Unterstützungen erhalten wurde, welche seine treue Mutter von den Ersparnissen der Rente, die man ihr gelassen, den Söhnen zusendete. Dieß war eine Schule, in welcher die edelsten Keime der Menschennatur am besten gedeihen. Welches Herz sollte nicht in Liebe warm, weich und lebendig werden durch die Thaten der alles Eigene aufopfernden Liebe eines solchen Mutterherzens!

Aber in das natürliche Element der hausväterlichen Gemüthlichkeit ergoß sich bald noch ein anderer Strom aus reiner, reicher Quelle, als Ludwig Philipp im Jahre 1808 nach Palermo kam. Seine beiden Brüder waren gestorben, der eine schon in Twickenham, der andere in Malta, wohin Ludwig ihn als Kranken auf den Rath der Aerzte gebracht hatte: er selber, jetzt fast in der Mitte seines Lebens, stand nun vereinsamt da. Hier aber in Palermo ward ihm eine Seele zugesellt, die ihn auf der zweiten größeren und mühsameren Hälfte seines Lebensweges treu, bis zum Grabe begleitet hat. An dem Hofe König Ferdinands I., welcher damals, durch die französische Gewaltherrschaft eines großen Theiles seiner Länder beraubt, die uralte Herrscherburg von Palermo bewohnte, fand er nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch in der zweiten Tochter des Königes, der Prinzessin Maria Amelie, den besten Schatz seines Lebens. Diese, in treu ergebener Liebe theilte mit ihm zuerst sechs Jahre lang manche Sorgen und Unruhen seines Lebens, bis er sie im Juni 1814 nach der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. nach seinem langen heimatlosen Verweilen im Ausland in die Wohnung seiner Väter: in das Palais Royal einführen konnte. Doch nur von kurzer Dauer war diese sonnige Zeit der glücklichen Ehe, bald mußte nach Napoleons Rückkehr und später bei den heftigeren Ausbrüchen der argwöhnischen Eifersucht der Bourbonischen Königsklinie das fürstliche Paar sich wieder nach dem Dorfe Twickenham bei London zurückziehen. Als sich jedoch das Verhältniß des regierenden Hauses schon unter Ludwig XVIII. und noch mehr unter



Carl X. freundlicher zu dem Hause Orleans gestaltete, kamen Jahre, in denen Louis Philipp mit seiner Familie in Frieden, nicht nur des äußern Wohlstandes seiner Väter, sondern auch einer Achtung des besseren und gebildeteren Theiles seiner Nation genoß, darin er sich zufrieden und beglückt fand. Er war den politischen Intriguen gegen die älteren Bourbonen fern geblieben, hatte an den Bewegungen der Parteien, welche der Revolution von 1830 vorangingen, weder auf Seite des Hofes noch des Volkes Theil genommen, und sein Name war während der blutigen Kämpfe im Juli 1830 in Paris nicht genannt worden. Da machte der einflußreiche Lafitte in der provisorischen Kammer, die sich nach der Absetzung Karls X. gebildet hatte, den Vorschlag: dem Herzog von Orleans die Regentschaft als General-Lieutenant des Reiches zu übertragen. Alle des Kampfes Müde und die Ordnung und Ruhe Begehrende freuten sich, als der von beiden Parteien geachtete Orleans die Wahl annahm.

Von Louis Philipps innerer wie äußerer Berechtigung zu dem Besiz des Königsthrones habe ich hier nicht weiter zu reden. Auch das redlichste Bestreben, seinem Volke eine andauernde Ordnung und innern Frieden zu bringen, konnte durch eine bloß menschlich berechnende Klugheit nicht gelingen. Denn es ist schon fast unmöglich, bei Leuten, deren Ohren von dem wilden Getös ihrer Leidenschaften, wie von dem Kanonendonner betäubt sind, einem ruhigen Wort des Friedens Gehör zu schaffen; wer sich in den Kampf der Zornmüthigen als Vermittler einmischen will, wird leicht die Ausbrüche ihrer Wuth auf sich hinlenken. Der Haß der revolutionären Partei zeigte sich schon am 28. Juli 1835, bei jenem mörderischen Anschlag auf das Leben Ludwig Philipps, welchen Fieschi bei Gelegenheit einer Heerschau, die der König hielt, zur Ausführung brachte. Einundzwanzig Personen in der Nähe des Königs wurden zerschmettert, er selber kehrte unverletzt in die Arme seiner frommen Amelie zurück, deren Gebet ihn als guter Engel auf all seinen Wegen begleitete. Auch im darauffolgenden Jahre, am 25. Juni 1836, hatte das scheinbar sicher auf den König zielende Geschos des irrsinnigen Alibaud seines Zieles verfehlt, und noch im December desselben Jahres erfuhr Ludwig

Philipp eine gleiche Rettung von dem Pistolenschuß eines Arbeiters. Die so eben erwähnten Mordversuche auf Louis Philipps Leben waren noch in frischem Andenken, da Prinzess Helene als erwählte Braut und jugendliche Gemahlin in Paris auftrat. Sie konnten als ernste Mahnungen erscheinen an die Unsicherheit des Thrones, der auf schwankenden Grund erbaut war, so wie selbst des Lebens seines Besitzers, und ein minder starkes Gemüth leicht zu Sorgen und Furcht stimmen.

Während jedoch draußen in der niemals zufriedenen politischen Welt die Kämpfe auf Leben und Tod fast ohne Unterlaß fort dauerten, herrschte in Louis Philipps Familienkreise immer der gleiche Frieden. Und diesen hielt an der Seite und im Herzen des Hausvaters vor allem die Hausmutter, die fromme, gute Königin Amelie fest. Denn diese hatte nicht nur wie ihr vielbemühter Gemahl am Abend in seinem Hause einen Friedensort, darin sie sich in Liebe freuen konnte, sondern fand einen solchen fortwährend in ihrem Innern. Sie kannte den Quell, aus welchem dem Menschenherzen der rechte Muth, festes Hoffen, Freudigkeit und Liebe kommen, und durch ihr ganzes Wesen strömte sie die Fülle dieses Quelles in den Kreis der Ihrigen aus.<sup>1</sup> Aber auch selbstständig in dem Gemüth des Königs war ein Gefühl, daß eine höhere Hand ihn schütze und erhalte, bis die Aufgabe seines so oft mit dem Boden zugleich, auf dem es stand, schwankenden Regimentes erfüllt sei. Nur das plötzliche Verlassensein von diesem Gefühl macht uns sein Benehmen in den Februarstürmen von 1848 begreiflich.

So war das Elternpaar, zu dessen freundlichem Herd die Prinzessin Helene als künftige Tochter sich genahet hatte. Aber zu dem Familienkreise, der sich täglich am Mittag wie am Abend am runden Tische des Königs um diesen versammelte, gehörten noch andere wesentliche Glieder, deren wir hier namentlich gedenken wollen.

<sup>1</sup> „Das Leben, Lieben und Leiden dieser Königin ist in einem seltenen Maße ein Gott geweihtes und geheiligtes gewesen. Ein geistiger Segen ging von ihr über alle Glieder des Königshauses aus; ohne es zu wissen und zu wollen war sie es, welche den Grundton der Wahrheit, des sittlichen Ernstes und der Gottesfurcht in der Mitte der Ihrigen angab und festhielt!“ (Anhang zur ersten Ausgabe S. 265.)

Der königlichen Mutter war die Schwester Louis Philipps, Adelaide, durch ihre Würde als Tante, und durch die gleiche Stimmung des Geistes und Herzens schwesterlich zugesellt. Wie die Königin Mutter die junge Gemahlin ihres Sohnes als ein eigenes Kind ihres Herzens an sich schloß, so erkannte Adelaide in Helenen eine Erscheinung an, die wie eine Trägerin guter Botschaft „als ein Engel durch höhere Hand dem Königshause zugesendet worden sei.“

Es war nicht bloß das Wohlgefallen an einer männlich schönen, in frischer Jugend blühenden Gestalt, was den Blick jedes Eintretenden in den Familientreis Ludwig Philipps so mächtig zu dem neben der Mutter sitzenden ältesten Sohn des Hauses, dem Herzog Ferdinand Philipp von Orleans hinzog. Schon in seinem edlen Angesichte, in seinem Auge, das wie das Auge eines Helden aufschaute, lag, auch wenn der Mund schwieg, eine siegreiche Kraft, welche das Aufmerken des Eintretenden nicht nur an sich zog, sondern festhielt. Eine freudige Kraft, welche in andern Menschenseelen vertrauende Liebe weckte und, wenn sie mit Wort und That sich verband, in unwiderstehlicher Weise für sich gewann. So mußte der jugendliche Held aussehen, so konnte der um sich schauen, der schon in seinem 21. Jahre (im Spätherbst 1831) in Begleitung zwar von Soult's militärischer Macht, nicht aber durch die Drohung und Gewaltthätigkeiten der Waffen, sondern er selbst in Person und allein den furchtbar entflammten revolutionären Aufstand in Lyon zur Ruhe brachte. Denn er trat als Vermittler mit Vertrauen zu dem zahlreichen unglücklichen Arbeiter-volke hin, gab ihnen aus eigenen Mitteln, was er nur konnte, zur Linderung ihres Elendes, das in dem Aufstand noch größer geworden war, und sorgte für sie in weiteren Kreisen als Freund und wohlthätiger Helfer. Sein Vertrauen gewann ihm ihr ganzes Zutrauen und ihre Liebe, denn es war selber aus Liebe gekommen. Und wie die Armen in Lyon, so lernten auch die in Paris den jungen Herzog von Orleans als einen treuen Tröster und Helfer in der Noth kennen und lieben, als er im darauffolgenden Jahre 1832, bei dem Ausbruch der Cholera in der Hauptstadt, mit eigener Lebensgefahr und freudigem Muth der Noth der Kranken im Hotel Dieu und außer demselben sich

lindernd annahm. Wenn ich den Ausdruck so brauchen darf: in Louis Philipps Wesen lag eine Kraft der Liebe zu seinem Volke, die sich öfters sehr lebendig regte. Aber diese Kraft war durch die eigene menschliche Selbstheit und kluge Zurückhaltung vielfach geschwächt und gebunden, während sie in seinem Sohne in einer Freiheit des Geistes hervortrat, welche das eigene Selbst in freudigem Vertrauen an das Wohl seines Volkes dahin gab und deßhalb das Vertrauen desselben gewann.

Der Herzog von Orleans stand damals, wo er Helenen als seine ihm von Gott vertraute Gemahlin zum Altar führte, in seinem 27. Jahre. Er war am 3. September 1810 in dem majestätisch wie lieblich schönen Palermo, dem uralten, hohen Fürstensitz von Sicilien, geboren und in seinem vierten Jahre mit seiner Mutter zuerst nach Paris, in den heimathlichen väterlichen Wohnsitz gekommen, bald aber wieder mit seinen Eltern in das Dorf Twickenham bei London geflüchtet. Doch dauerte dieses Exil nicht sehr lange, und sobald sein Vater sich in ungekränktem Besitze seiner Macht fand, gab er diesen seinen ältesten Sohn, zum großen Verdruß des Bourbon'schen Königshauses, aber im beifälligsten Sinne des Volkes in die öffentlichen bürgerlichen Bildungsanstalten. In seinem neunten Jahre trat Ferdinand in das Collegium Heinrichs IV. Mit munterem Geiste unterzog sich hier der kräftige Knabe allen Arbeiten seiner Mitschüler, und je nachdem dieser muntere Geist es fügte, theilte er mit ihnen alle Strafen und Belohnungen. Später, nach vollendetem Cursus in der polytechnischen Schule bestand er mit Ehren die Prüfungen dieser berühmten Anstalt, gab sich hierauf dem Studium der neueren Sprachen und der Kriegskunde hin, in deren praktische Erlernung er seit seiner Ernennung zum Oberst des ersten Husarenregiments tiefer eingeführt wurde. Was er hierin gelernt, das bewies er durch Geschicklichkeit und Muth als Befehlshaber einer Division des Heeres, welches Antwerpen im Winter 1832 belagerte, und noch mehr im Jahre 1835, als er mit dem französischen Heer alle Gefahren und Beschwerden eines Feldzugs in Algier, sowie der Einnahme von Maskara freudig theilte. Hätte man auch das Alles nicht gewußt, was der jugendliche freudige Held schon



gethan, man hätte ihm bei aufmerksamerer Beachtung seines Wesens die Kraft und den ernstlichen Willen dazu angemerkt.

In ritterlich edler Gestalt, als eines solchen Bruders würdiger Genosse, saß an dem väterlichen runden Tisch der Herzog Ludwig von Nemours. Er war um vier Jahre jünger als sein Bruder, war aber mit ihm in gleicher Schule der Belehrungen und Thaten herangereift. In weiteren Abstufungen des Alters folgten dann der 19jährige Herzog Franz von Joinville, der 15jährige Herzog Heinrich von Nemours, der 13jährige Herzog Anton von Montpensier. Näher noch, schwesterlich inniger schlossen sich gleich beim ersten Sehen die Prinzessinnen Louise, Marie und Clementine der neuen Schwester an.<sup>1</sup> Louise, die älteste derselben, war damals schon als glückliche Gemahlin dem edlen Könige Leopold nach Belgien gefolgt, beide blieben aber, gleich treuen geliebten Nachbarn, mit dem Elternhause und mit dem Orleans'schen Ehepaar in fortwährendem inneren wie äußeren Verkehr; die Prinzessin Marie, vermählt mit Herzog Alexander von Württemberg, hat in Deutschland den Sitz eines stillen, ehelichen Glückes und ihre letzte Ruhestätte gefunden; Clementine, die jüngste der königlichen Töchter, ward dem Herzog August Ludwig von Sachsen-Coburg ein reicher Segen für sein Herz und Haus.

Das waren die freundlichen Sterne, welche an Ludwig Philipps öfters dunkel umnachtetem Himmel trostreich leuchteten und die mit ihrem stillen Schein ihm bezeugten, daß über der Region der trübenden Wolken noch eine Welt des Lichtes, wie über dem Kampfe der fleischlichen Leidenschaften und der politischen Parteien ein Himmelsgewölbe des Friedens und der unwandelbaren Liebe sei.

<sup>1</sup> „Louise, die Königin der Belgier, war an Erkenntniß, Geist und Gemüth der Herzogin Helene am nächsten verwandt und wurde hiedurch eine Vermittlerin des innigsten Einverständnisses der königlichen Prinzessinnen und der neuen Schwester. In der Prinzessin Marie, deren Vermählung und früher Tod (1839) eine Reihe der freudigen wie traurigen Gemüthsbewegungen herbeiführte, fand sich die ganze Fülle der Frömmigkeit der Mutter.“ (Anhang zur ersten Ausgabe S. 266.)

## 12. Das neue Familienleben.

Wir geben hier eine Beschreibung der Lage, welche die Herzogin Helene von Orleans mit Recht die glücklichsten ihres Erdenlebens nannte, nach den Mittheilungen einer Freundin, welche von Allem, was sie sagte, die beste, genaueste Kunde hatte.

Im Sommer, so erzählt die Freundin, zog die ganze königliche Familie gewöhnlich nach dem lieblichen Landsitz Neuilly, wo Louis Philipp schon als Herzog von Orleans die Naturfreuden der schönsten Zeit des Jahres in Abgeschlossenheit von dem Gedräng der Hauptstadt genossen hatte. „Hier in Neuilly hätte Frankreich ein Musterbild einfacher, häuslicher Tugenden sehen können, wenn ihm das Vorurtheil der großen Welt die Würdigung einer solchen patriarchalischen Sitte möglich gemacht hätte. Und doch waren es diese häuslichen Tugenden, welche den Glanz des Thrones überdauerten; denn als Louis Philipp das zu schnell ergriffene Scepter auch zu schnell und leicht seinen Händen wieder hatte entsinken lassen, da blieb ihm noch das häusliche Glück im Verband der Liebe mit den treuen edlen Gliedern seiner Familie.“

Hier in Neuilly, wohin das junge Ehepaar bald nach seiner Verbindung zog, bewohnten die königlichen Eltern mit ihren noch unverheiratheten Söhnen und Töchtern und mit der Prinzessin Adelaide das größere Hauptgebäude. Eine Viertelstunde davon, mitten im Park, lag das Schloßchen Villiers, in welchem der Herzog von Orleans mit seiner Helene wohnte; nur zwanzig Schritte von diesem entfernt stand das kleine zierliche Gebäude, das der Frau Erbgroßherzogin Auguste und ihrer nächsten Umgebung zum Wohnsitz angewiesen war. Man hatte nämlich diese geistige Mutter der jungen Herzogin, welche bald im ganzen Kreise der Familie als eine würdevolle hochtheure Schwester und Mutter verehrt und geliebt ward, nicht aus Frankreich hinwegscheiden lassen wollen, bis sie ganz mit ihrer Tochter in der neuen Heimath derselben sich eingelebt und von den reichen Schätzen des Sehens- und Wissenswürdigen in der großen Hauptstadt einen Antheil des Genusses dahingenommen

hätte. Konnte man doch selbst die große Welt von Paris mit ihren höchsten Notabilitäten beiläufig kennen lernen, wenn man am Mittag mit der königlichen Familie an der runden Tafel saß, denn in dieser Zeit ließen sich diese wenigstens als vorübergehende Erscheinungen öfters sehen.

Sonntags besuchte die Frau Herzogin von Orleans mit ihrer Mutter, der Frau Erbgroßherzogin, die lutherische Kirche in Paris, in welcher vortreffliche Geistliche abwechselnd in französischer und deutscher Sprache das Heil in Christo verkündeten. Die schönen Abende wurden zu Wasserfahrten benutzt, oft bis nach St. Cloud, während die Ufer der Seine mit Schaulustigen besetzt waren. Oder, wenn es dunkelte, dann brannten die munteren und geschickten jüngeren Prinzen Feuerwerke ab, und wenn dann ihr königlicher Vater bemerkte, daß sie seine schönen Anlagen und Rasenplätze dabei eben nicht sehr geschont hatten, und sie ihm sagten, daß es ja zu Ehren ihrer Schwester Helene geschehen sei, da ließ der König diese Entschuldigung gerne gelten, denn er hing an dieser Schwiegertochter mit ganz besonderer Liebe.

Diese hatte ja auch, sich hingebend mit Allem, was sie war, seinem Sohne nicht nur das höchste Erdenglück gebracht, sondern sie war, wie man sagen könnte und wie er selber in anderen Worten aussprach, seiner Seele bessere Seele: eine neue Mitte seines Herzens geworden. So wie sie auf ihrer Seite sich in Allem seinen Ansichten unterordnete, in ihm ihre Stütze und ihr Vorbild fand und nur Gott in Demuth bat, er möge sie zur Lebensgenossin und Gehülfin eines solchen Gemahls würdiger und tüchtiger machen, so gab er sich ganz der Sorge für sie hin. Er that dieß im Großen wie im Kleinen, so daß er um ihrer Gesundheit willen ihre Diät überwachte und, stolz auf ihre liebliche Gestalt, selbst ihre Toilette controlirte, ja mit eigener Hand im Garten zu Villiers die Blumen schnitt, mit denen er sie geschmückt zu sehen wünschte. Wenn sie dann an seinem Arm mit ihm ausging und die Menge sie umwogte, um die Prinzessin zu sehen, da sagte er mit hohem freudigen Selbstgefühl: „Ja, meine Freunde, das ist meine Frau.“

Noch von anderer Art mag dieses Gefühl seines Glückes

gewesen sein, wenn sie den wissenschaftlich gebildetsten Männern gegenüber bei dieser Belehrung suchte, und wenn sie dieselben durch ihre geistvollen Fragen unbewußt zum tieferen Nachdenken drängte über Gegenstände, welche nicht auf dem gewöhnlichen Heerwege der Wissenschaft liegen. Sie war von frühe an gewöhnt, sich mit ernstern Gedanken, aufmerksamem Hören und Beachten der Dinge und gründlichem Lesen guter Bücher zu beschäftigen; begabt mit einem glücklichen Gedächtniß und immer munterem Geiste, wußte sie von dem Erlernten eine oft überraschende, aber stets richtige Anwendung zu machen. Dabei blieb sie an Demuth und Bescheidenheit sich immer gleich. Wenn man ihre Fortschritte im Wissen rühmte, sagte sie: ja ich komme immer besser dahinter, daß ich nichts oder wenigstens nichts Rechtes weiß. Als man bei einem ihrer Besuche auf der Pariser Bibliothek Worte der Bewunderung sprach über ihre Gelehrsamkeit, wies sie diese lächelnd mit der Bemerkung ab: Ja, eine Gelehrte bin ich, die nicht einmal die ersten Anfänge der Gelehrsamkeit, Griechisch und Lateinisch versteht.

Am schönsten und beständigsten zeigte sich diese Herzensdemuth in dem Verhältniß zu ihrem Gemahl. Sie wünschte und glaubte nur von ihm die Gaben des Geistes und Gemüthes zu empfangen, und doch war mehr noch er der Empfänger; er fühlte sich durch sie gehoben. Alle ausgezeichneten Gaben des Herzogs von Orleans schienen seit seiner Verbindung mit ihr noch eine edlere Richtung gewonnen zu haben. Ließ er doch auch bis ins Kleinste seiner Gemahlin seine rechte Hand, namentlich in der Mildthätigkeit gegen die Armen seine Schatzmeisterin sein, welche freilich öfters vor Allem nur die Noth, den Mangel, nicht die Größe der Mittel beachtete, welche zur Abhülfe des Mangels nöthig waren. Denn in ihrer eigenen Kasse ließ sie der Mildthätigkeit so unbeschränkten Lauf, daß sie dadurch in manche Verlegenheit geführt wurde.

---



### 13. Der Brief aus einem Lustgarten.

Wie ich bereits oben, S. 64, erwähnte, befand ich mich gerade in jener Zeit, darin die Lebensgeschichte der Prinzessin Helene die eben beschriebene unerwartete Wendung, diesen Aufschwung zu dem vorbestimmten Ziele nahm, auf meiner Reise in das Morgenland. Ich hatte schon vor Antritt der Reise vielleicht manches mir unsicher scheinende Gerücht über eine nahe Vermählung der theuren jungen Fürstin vernommen, hatte jedoch dasselbe nur wenig beachtet. Erst im Januar 1837, während meines Aufenthaltes in Aegypten, las ich in der Allgemeinen Zeitung die hoch erfreuliche Bestätigung des Gerüchtes, und von da trug ich denn, so zu sagen, auf meiner ganzen Reise durch die Wüste, sowie durch das liebe heilige Land einen Gruß des Segens für die liebe, seltene Fürstentochter in meinem Herzen. Ich konnte lange nicht dazu kommen, zu schreiben, und wußte ja auch lange selber nicht, wohin ich den Brief richten sollte. In Athen jedoch erfuhr ich, wo jetzt die Prinzessin Helene von Mecklenburg zu suchen sei. Und in der Gefangenschaft der Quarantäne von St. Leopold bei Livorno fand sich für mich eine ganz besondere Gelegenheit, einen geflügelten Boten zu ihr zu senden und gleich nach diesem mit einem Brief aus unserm Gefängniß sie zu begrüßen.

Ich habe das Ereigniß, welches ich hier meine, im dritten Theil meiner „Reise in das Morgenland“ S. 552 ausführlich erzählt. Ein sehr unfreundlicher Lieutenant, welcher damals die Stelle des Commandanten des Quarantänehauses einnahm, wollte die beiden lieblichen Bull-Bull, die unter dem Namen der orientalischen Nachtigall bekannt sind, aus Furcht, sie könnten die Cholera verbreiten, erwürgen und ins Wasser werfen lassen. Da machte ich dem jungen, französischen Offizier, der uns vom Dampfboot bis an den Eingang in die Quarantäne im Boot begleitet hatte, ein ihm sehr erwünschtes Geschenk damit, unter der Bedingung, daß er den einen davon meinem Freunde, dem Schiffsarzt Dr. Flosse, zur Ueberbringung an die Frau Herzogin von Orleans übergeben möge. Mein Wunsch wurde treulich erfüllt, und kurz nach meiner Rückkehr von der Reise nach

München erhielt ich den nachstehenden Brief von der hohen Empfängerin, dessen Inhalt mir zu meiner innigen Freude bezeugte, daß sie das Andenken an ihren alten Professor in Mecklenburg, ohne sich dessen zu schämen, noch immer in ihrem treuen, dankbaren Herzen trage.

7. October 1837.

Sie haben mich innigst erfreut, verehrter Professor, durch Ihr Andenken, welches Sie mir durch das Geschenk desartigen, freundlichen Bull-Bulls, durch Ihren erfreulichen Brief bereiteten. Empfangen Sie meinen tiefgefühltesten Dank für dasselbe und lassen Sie mich hinzufügen, daß jedes Wort von Ihnen mir ein segensreiches scheint, und jedes Zeugniß der Erinnerung, welches Sie mir zukommen lassen, von großem Werthe für mich ist. So waren mir die Aeußerungen über das mir damals bevorstehende Verhältniß, welches Sie schon in einem Briefe aus Kairo an meine Mutter schrieben, unbeschreiblich theuer. — Sie finden sich in den Zeilen, welche, von der Quarantäne gestempelt, hier im duftenden Herbstgarten neben mir liegen, weiter ausgeführt und rühren mich tief, indem Sie mir sagen, daß Ihnen der Weg, den ich eingeschlagen, lieb ist, daß Sie auch einen besonderen Segen Gottes in demselben erkennen, und indem Sie die tiefe Verehrung, welche die so edle Familie, der ich nun angehöre, Ihnen einflößt, beurfunden, verdoppeln Sie meine Freude.

Während Sie als Hadshi den goldenen Orient durchwanderten und den Träumen dieser entschlafenen Welten noch einzelne Laute der Sprache ihrer vergangenen Tage ablauschten, habe auch ich meinerseits meinen Wanderstab ergriffen und habe mich losgerissen von der Heimath — von den Gräbern der Theuern — von den Erinnerungen der süßen Kindertage, und habe meine Schritte nach Westen gerichtet, wohin die Stimme des Herzens mich zog; wo ich die Bestimmung meines Lebens ahnete; wohin der Segen und Schutz meiner Mutter mich leitete und wo ich jetzt die Träume meiner Kindheit verwirklicht finde; wo die Kräfte meines innern Lebens sich entwickeln und Nahrung finden im Kampfe um das Sein; wo ich einen hohen Beruf sehe,

der mich zum ernstesten Streben und gläubigen Beten anspornt. Wenn ich Sie einmal hier, in meiner neuen, meiner schönen, so lebendigen Heimath empfangen könnte, würde ich mich recht von Herzen freuen; ich würde Ihnen beweisen, daß Ihr Andenken von meiner frühesten Kindheit an mich treulich begleitet hat, und der freundliche Vogel würde den alten Meister mit wohlbekanntem Laut begrüßen, mit welchem er mir oft zu meiner Freude von seiner fernen Palmwiege erzählt.

Mehrere Auszüge Ihrer Briefe, in der Allgemeinen Zeitung erschienen, haben mich neuerdings wieder sehr interessiert und die Hoffnung noch reger gemacht: der morgenländische Reisende — ehemals unter dem Namen eines reisenden Gelehrten oder „Rist“<sup>1</sup> bekannt — werde ehestens die Früchte seiner Wanderung den Freunden austheilen, die ihm schon so viel verdanken.

Einen freundlichen Gruß der treuen Hausfrau und die Versicherung meiner tiefgefühltesten Hochachtung,

Helene, Herzogin von Orleans,  
geb. S. von Mecklenburg.

---

## 14. Die Stimme des dankbaren Kindes.

Unter den mannigfachen Gaben und Beweisen der Liebe, welche der jungen Herzogin seit ihrem Eintritt in das französische Königshaus und seit ihrer Einführung in die hohen, geselligen Kreise von Paris geworden waren, gewährte ihr die allgemeine Verehrung, mit der man ihrer theuren Mutter entgegenkam, eine ganz besondere Freude und Ergözung. Bei allem Guten, was ihrer Mutter widerfuhr, hatte sie das Gefühl, als sei es ihr selber geschehen, öfters nicht nur in ein-

<sup>1</sup> Man vgl. die erste Auflage meiner Reise nach Südfrankreich und Italien I. Thl. Meine Schwestern hatten mich als kleinen Knaben, als ich immer sagte, ich möchte und wollte auch einst so herrliche Lieder machen wie Rist, einen kleinen Rist und großen Träumer genannt.

fachen, sondern in verdoppeltem Maß. Denn sie fühlte es wohl in die Seele dieser Mutter hinein, welche Aufgabe für dieselbe es gewesen sei, mit ihr aus der ernstesten Stille ihrer äußern wie innern Friedensburg, die sie ja nicht in Ludwigs-lust allein, sondern noch lieblicher auf dem Schlosse in Rudolstadt bei den theuren Schwestern fand, herauszutreten in die große, aufregende Pariser Welt. Man hatte aber dort, vor Allem am königlichen Hofe, die geistig wohlthuende mütterliche Zucht und Pflege der Mutter in der Tochter erkannt, und es war ein allgemeiner Schmerz, als im Spätjahr 1837 die Frau Erbgroßherzogin nach Deutschland zurückkehrte. Doch sie selber schied beruhigt und mit großer Freude im Herzen, denn sie hatte das Glück ihrer Tochter gesehen.

Wenn ich — so schrieb sie am 15. Januar 1838 — in der ganzen europäischen Welt für Helene einen Familienfreis gesucht hätte, in welchem ich sie wohl verwahrt und glücklich, ihm anzugehören, geschätzt haben würde, so wäre — so wie ich ihn nun habe kennen lernen — dieser es allein gewesen! Und ich sollte „meinem Gott nicht danken, sollte Ihm nicht dankbar sein? denn ich seh' in allen Dingen wie so gut Er's mit mir mein'." —

Neben diesen glaubenskräftigen, freudigen Worten der Mutter wollen wir jedoch auch in einigen der nachstehenden Briefe der Herzogin Helene die Stimme des Kindes vernehmen, das zum erstenmal, von seinem fünften Jahre an, von dieser Mutter sich getrennt sieht, die ihm zur Pflege und Befräftigung an Geist, Seele und Leib Alles gewesen war, was ein Mensch dem andern sein kann. Ich gebe die Briefe, welche hier eigenhändig vor mir liegen, in wörtlich treuen Auszügen.

St. Cloud, 3. Okt. 1837, Abends.

Der erste traurige Tag unserer Trennung ist nun überstanden, meine theure, innig geliebte Mama. Ich freue mich darüber nicht allein für mich, sondern auch für Dich, denn ich weiß, daß Du heute gelitten hast, und daß Dir der Abschied nicht weniger schwer geworden als meinem Herzen, und ich fürchte es gar sehr, daß Du recht leidend und angegriffen bist.

Noch einmal laß mich Dir aus voller, tiefster Seele



sagen, wie dankbar ich Dir bin für Alles Alles, was Du, seitdem Du mein Leben behütetest und lenktest, für mich gethan; für alle Deine Liebe, die Dir Nachsicht und Geduld und Ernst schenkte, die mir in jedem Augenblick meines Lebens zur Seite gestanden, — Alles mit mir theilte und über mich wachte im Gebet und in der That. Ach, liebe Mama! ich habe es Dir nicht mehr aussprechen können, und alle die Gefühle der Liebe und des gerührtesten Dankes mußte ich verschließen, um meine Kraft nicht zu brechen und mir im letzten Augenblick nicht den Muth zu lähmen, den ich Deiner und des Herzogs halber bewahren wollte. — Aber nun laß mich's Dir recht aus vollem Herzen sagen, wie unbeschreiblich ich's fühle, was Du von jeher für mich gethan und wie das Andenken an die Zeit, wo ich noch unter Deinen Flügeln stand, mich immer begleiten und mir ein Schutzgeist bleiben wird für die kommenden Tage. — Ich bin im Grunde recht thöricht, so zu Dir zu reden, denn wie kann ein Kind der Mutter je danken, was die Mutterliebe gethan! — Deine Liebe hat Dich in Allem geleitet, und die meinige verstand oder, wenn sie blind war und Deine Wege nicht begriff, fühlte doch diese Liebe. Sie wird ewig, ewig tief in meiner Seele leben und mein heiliger Schutz bleiben. O liebe Mama, ich küsse Dir in Gedanken die lieben Hände und bitte Dich, mir den Abendsegen zu geben, indem Du mich in Gedanken auf die Stirne küssest. — —

Quoique je ne sois pas très fort sur l'écriture je veux cependant pas laisser partir cette lettre de notre chère Hélène, sans vous dire encore que votre place reste vide ici auprès de vos enfants dévoués.

F. O.

Den 4. Oktober, Morgens vor dem Frühstück.

Hier ward ich gestern Abend durch meinen Herzog unterbrochen, der mich bat, mich zu legen, weil ich elend war. Er schrieb die vorstehenden Worte, und ich ließ die Fortsetzung meines Briefes für heute. — — Die liebe Königin, welche kam, um zu sehen, was das verwaiste Kind macht, sagt mir, ich solle Dir schreiben, wie viel sie an Dich dächte,

wie sie Dich vermisse und wie fest sie auf Dein Versprechen baute. Sie sagt mir, sie würde Dich nie bei mir ersetzen können, aber sie würde mich immer mit mütterlicher Liebe umgeben und thun für mich, was sie könnte. Das ist wahr, daß Du mir nie zu ersetzen sein wirst, meine Engelsmama, aber ein Segen ist es doch für mich, in der Mutter des Herzogs ein solches Herz gefunden zu haben, in welches ich so festes Vertrauen fassen kann und zu welchem ich mich so innig hingezogen fühle.

Ich muß leider schließen, herzenstheure Mama, weil wir zum Frühstück des Königs müssen. — Morgen geht es in die Stille nach Trianon. Mit innigster Liebe küsse ich Deine theure Hand und bitte Dich, mir in Gedanken Deinen Kuß zu geben. Ach liebe, liebe Mama, wie ist das Schreiben so armselig im Vergleich des Zusammenseins. Gott gebe, daß ich bald gute Nachricht von Dir erhalte. Lebe wohl, theuere Mama, ewig Dein Kind

Helene.

N. S. Nach dem Frühstück.

Der König und die Tante waren gar zu gut für mich; der König so herzlich und theilnehmend! —

Trianon, 6. Oktober 1837.

Meine liebe theure Mama!

Vor einer Stunde von einem langen Umherschwärmen im Freien zurückgekehrt, wo ich mit dem Herzog oft von Dir sprach und welches mit einer kleinen Jagd von seiner Seite beschlossen ward, finde ich zwei Worte der Königin, die in Paris die telegraphische Depesche von Dir erhielt und sie mir mit dem Hinzufügen sandte, ich solle noch vor Einbruch der Nacht einige Worte senden, die Dich erreichen würden. Wie sehr mich Dein Gruß, den Du gestern Abend für mich schriebst, rührte, und wie gern ich Dir aus vollem Herzen und recht lang geantwortet hätte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du warst mir durch diese Vermittlung so nahe gerückt, und doch konnte ich Dir so wenig

sagen! Nach meiner Berechnung hast Du heute Mittag den französischen Boden verlassen, liebe theure Mama! — Es wird Dir schwer geworden sein, ich bin es überzeugt, denn ich fühle so tief, was dieses Wort Schmerzliches für mich enthält. Ich mag es Dir gar nicht in seinem ganzen Umfang sagen, wie Du mir fehlst, weil Du meinen könntest, ich wäre undankbar gegen meinen guten Herzog, der Alles thut, um mir das schmerzliche Vermissten zu versüßen. Du warst für uns Beide eine Art Beruhigung; was wir thaten, schien uns recht, wenn Du zugegen warst. Nun kommen wir uns Beide vor, als müßten wir viel behutsamer sein, weil kein Auge bei allen unseren Schritten uns begleitet und bewacht wie das Deinige. Ach, liebe Mama, ich könnte ganze Bücher schreiben über Alles, was Dein Weggehen in mir weckte, und über die Trauer, die diese Leere bei mir hervorbringt; aber ich mag Dich nicht weich stimmen und will mich selber nicht melancholischer machen, als ich es schon bin, um meinen Herzog nicht zu betrüben und den Abend noch heiter für ihn zu gestalten. Wir sind nämlich jetzt in unserer kleinen Einsiedelei Trianon und leben ganz für uns. Daher nehme ich mir vor, soviel in meinen Kräften steht, für ihn zu thun und ihm den Aufenthalt, wo er ganz auf mich beschränkt ist, so angenehm wie möglich zu machen.

Die königliche Familie, die uns von St. Cloud hieher begleitet hatte und die Dir viel Liebes sagt, ging noch mit uns in dem kleinen Fleurette spazieren, wo wir mit Dir gewesen, um die seltenen Bäume zu besehen, und setzte dann ihren Weg nach Versailles fort. Heute fuhren wir früh nach St. Cloud, um dem König zu seinem Geburtstag zu gratuliren. Es war mir rührend, den guten herrlichen König von seinen Kindern umarmt zu sehen und seine Freude an ihren Glückwünschen zu bemerken. — — Alle Tage esse ich jetzt Erdbeeren en votre souvenir. Ach, liebe Mama, wie fehlst Du uns. Adieu, mein Schutzengel, bete für Deine Kinder und denke oft an ihre Liebe zu Dir.

Helene.

Mit Uebergang eines Briefes vom 11. Okt., welcher dasselbe liebevolle Heimweh nach der theuern Mutter und den Dank für den Empfang eines Briefes von ihr ausspricht und Tagesneuigkeiten von der damaligen afrikanischen Expedition enthält, lassen wir hier sogleich einige Stellen aus dem Briefe vom 20. Oktober folgen.

— — Jetzt aber vor allen Dingen laß Dir die lieben Hände küssen für Deinen prächtigen Brief mit den tagbuchähnlichen Mittheilungen. Aus jedem Worte glaubte ich Deine liebe Stimme zu vernehmen; ich sahe Dich so lebendig vor mir und war so glücklich in Deiner Nähe. Daß mein Herzog, der sich eben so wie ich nach Nachrichten von Dir sehnt, nicht hier ist und meine Freude über Deinen Brief erst den Abend bei der Heimkehr von der Jagd theilen wird, stört dieselbe ein wenig. Denn ohne ihn kann ich keine ganz rein genießen: er theilt jedes Gefühl, was mich bewegt, so liebevoll — jeden Schmerz so treu! Dieß bewies er mir noch recht am 18. Oktober, dem Tag, der unsere Gedanken bei dem Seligen gewiß vereinte.<sup>1</sup> Er verstand so ganz meine Trauer und lernte durch dieselbe und durch Alles, was ich ihm von dem lieben Albrecht mittheilte, den Theuren lieben. Das war mir ein Trost. — Der Tag verstrich für mich recht still, nachdem wir an dem vorangegangenen Mariens Hochzeit<sup>2</sup> gefeiert hatten und dem Herzog und mir der 30. Mai und Fontainebleau dadurch wieder gar so lebendig vor die Seele geführt worden war. — — —

Von dem Inhalt mehrerer späteren Briefe des liebevollen Kindes an die theure, vielersehnte Mutter mache ich hier keinen wörtlichen Gebrauch, sondern beschränke mich auf bloße Andeutungen ihres Inhaltes. So erinnert uns der eine spätere an die damals in den öffentlichen Blättern vielbesprochenen Gefahren und Unfälle, welche der Herzog von Nemours auf seiner Rückreise aus Afrika, das er als siegreicher Held verlassen, zu bestehen hatte. Statt der gewöhnlichen Heimfahrt über das

<sup>1</sup> Sterbetag des Prinzen Albrecht.

<sup>2</sup> Man vgl. oben S. 91.



Mittelmeer nach Toulon hatte er auf einem kleinen Dampfboot die Südküste von Spanien umschifft, um in Bordeaux zu landen. Da ergriffen die Stürme des atlantischen Meeres sein kleines Fahrzeug; zu den vierzehntägigen Kämpfen mit den Wogen kamen die Schrecken eines Feuers im Dampfboote; ein Armbruch des linken Ellenbogens hielt den Prinzen zwei Monate lang in Oporto als Kranken zurück. Endlich landete er in Havre. Der Herzog von Orleans mit der übrigen königlichen Familie eilten ihm bis Rouen entgegen und führten ihn endlich am 13. December im Triumph nach Paris zurück.

Wir haben dieses erst später eingetretene Ereigniß hier erwähnt, um zu zeigen, wie oft hinter einer in hellen Sonnenstrahlen stehenden Ehren- und Freudenssäule ein Schatten steht, den das Auge nicht sieht. Deren Sonnenseite zeigen nämlich die Briefe vom Oktober.

Die Nachrichten von dem Verlauf des afrikanischen Feldzuges bis zur Einnahme von Constantine bilden einen Haupttheil jenes Inhaltes, und die Herzogin Helene nimmt an Allem einen so lebendigen Antheil, als ob in ihrem Herzen selber das heißeste französische Blut sich bewegte. Mit ihr zugleich die ganze königliche Familie, vor Allen und am feurigsten der Herzog, ihr Gemahl. Einer der Briefe (vom 23. Oktober) ist im Zimmer der Königin Mutter geschrieben, dahin der König selber zuerst die Siegesnachricht gebracht hatte. Die Kinder alle, Söhne wie Töchter, saßen um die Mutter, um an die entfernten Freunde die Freudenbotschaft zu schreiben, wie dieß Helene für ihre Mutter in Deutschland that. Die Beschreibung der glänzenden Freudenfeste, welche damals in Paris gefeiert wurden, die Theilnahme des ganzen Volkes an den Siegen seines Heeres, an der Einnahme von Festungen, deren Mauern von Stein, deren Wälle von Erdschutt sind, von solcher Hand wie die der Herzogin Helene war, ist schön zu lesen. Auch erhält dieselbe in jedem ihrer damaligen Briefe noch einen besonderen Reiz durch die feurig liebende Theilnahme der Fürstin an dem Ruhm des Volkes und der Freude des Landes, welches durch den hochherzigen Gemahl ihr eigenes Volk, ihr eigenes Land geworden war.

Mit welchem Entzücken spricht sie sich über ihr jetziges Loos

in seinem sonnenklaren Lichte aus, in einem Briefe vom 17. December 1837. Es war an diesem Tage gerade ein Jahr von jenem Sonntag, an welchem die erste Anfrage vor der Werbung um die Hand der Herzogin aus Paris kam. Damals begann in den Seelen der Tochter wie der Mutter der Kampf der Bedenklichkeiten mit dem tief in dem Wesen der Prinzessin liegenden ahnungsvollen Zuge nach Frankreich. Thränen im Auge verriethen die Regung der ersten, ein bedeutungsvolles Lächeln des Mundes die der andern Art. Die Morgen- nebel der Besorgnisse hatten sich jetzt zerstreut, Licht und Leben, Friede und Freude waren da. In solcher Stimmung schließt sie den Brief vom Ende des ersten Jahres ihres Glückes mit den Worten: „Ach, liebe Mama, wie reich hat mich Gott gesegnet und segnet mich stündlich, durch jenes Schicksal, das uns damals noch so entsetzlich dunkel und verworren erschien!“ — —

Aber es gibt noch andere Freudeafeste, als jene waren, deren Nachhall sobald verstummt, andere Chorgesänge, als die gewesen, die man damals in den Kirchen der Hauptstadt vernahm, wo die ernstesten Töne der Orgel stellenweise mit Nachklängen aus Opernarien wechselten. Was ich hier meine, das sind jene stillen Freuden in den Hütten der Gerechten, mit denen man besingt jene Siege, welche die Rechte des Herrn behält (Ps. 118 B. 13). Töne dieser stillen Freuden an den Siegen, deren Ruhm und Ehre in Ewigkeit besteht, ließ auch die einsame Taube in dem Gemäuer des französischen Königshofes vernehmen, und wir hören das gerne, was uns die nachstehenden Stellen sagen, die aus einem Briefe des liebenden Kindes an seine Mutter genommen sind. Der Brief war in den Tagen des Christfestes von 1837 geschrieben.

Liebe, liebe theure Mama!

Heute ist ein Tag, an welchem unsere Gedanken sich vielleicht noch mehr begegnen als gewöhnlich. Du bezeichnest ihn immer mit so großer Liebe; er ist von jeher ein Festtag für Deine Kinder gewesen, so daß mir das Herz besonders groß an demselben wird, wenn ich bedenke, wie zerplittert die Friedensbürger alle dastehen, die noch vor

einem Jahr so froh um den glänzenden Baum umhergehen und dankbar und erfreut alle die schönen Gaben betrachteten, die die Liebe erfunden. Dankbar bin ich auch heute, aber in anderer Beziehung dankbar, wie ich es vor einem Jahr, als ich unter dem Tannenbaum von Frankreich träumte und mir vorstellen wollte, wie mein Geschick sich wohl gestalten möchte, nicht hoffen durfte, denn ich dachte damals nicht, daß Gott mir ein so reiches, so schönes Glück zu Theil werden ließe. — — O wärst Du nur heute und morgen hier, liebe Engelsmama! denn ich gehe morgen am schönsten Weihnachtsfest zum Abendmahl, um den Tag zu heiligen, weil ich das innige Bedürfnis fühle, mich an der Quelle des Lichts und der Wahrheit zu wärmen und zu stärken gegen die Angriffe meiner lauen Natur, die das Fünkchen Glauben zu tödten droht, wenn sie von dem Land der Leerheit und den Verführungen der Welt unterstützt wird. Ohne Dich, meine liebe Mama, ohne einen Menschen, mit dem ich gleich fühle, der mich versteht und den ich innig liebe, zu communiciren, ist mir aber ein Schweres. Ich bin bisher so verwöhnt gewesen; darum mag es gut sein, daß ich in dieser Beziehung allein stehe, damit ich ganz auf den Herrn sehe und von seinem Einfluß auf mein Herz Alles erwarte und übrigens — wer ist allein, der Ihn zum Freunde hat und in Ihm Alles suchen darf. Es ist mir auch lieb, daß im ganzen hiesigen Land der Festtag so gefeiert wird. Die Königin und Clementine sind heute zur Vorbereitung desselben zum Abendmahl gegangen.

Ach, liebe Mama, wie fühle ich heute so tief, wie ferne ich noch von dem Vorbild bin, das uns unser Heiland gegeben: ich fühlte mich vielleicht nie so strafbar wie gerade jetzt, weil ich es so unrecht finde, im Glück lau zu werden, wie ich es geworden, weil ich so tausendfältige Mahnungen des Herrn in meiner Stellung, wie in Allem, was mich umgibt, in der Liebe und in den Pflichten, die mir geworden, erkenne und mich so wenig tauglich finde, ihnen zu entsprechen. — Kurz, ich stehe recht beschämt über meine Trägheit und meinen Glaubensmangel und fühle demohngeachtet,

daß ich es nicht genug bin, lange nicht bin im Maße meiner Schuld. Wenn ich mich so fühle, habe ich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem jener lieben Gespräche mit Dir, denn in Deiner Nähe wurde ich besser, gläubiger, kindlicher und fester. Ach, liebe Mama, wie groß ist doch der Segen einer frommen gläubigen Mutter. Ich kann es dem Herrn nie genug danken, daß Er Dich mir schenkte und Deine Flügel mich borgen — —

Zweiter Weihnachtstag. Gestern, meine liebe Mama, konnte ich nach der Kirche nicht mehr zum Schreiben gelangen, was mir leid genug that, da es ein Tag war, mir so werth durch die Abendmahlsfeier! Ich fühlte so tief und lebendig die Nähe des Herrn bei der Communion. Ich hatte Kempis Imitationes mitgenommen und konnte daher ganz still lesen. Cuvier hielt von der Kanzel auf deutsch eine kleine Beichtrede, und ich konnte dem Sündenbekenntniß, besonders dem Bekenntniß der Trägheit und Lauigkeit mit Zerknirschung folgen. — — Ich kam zum Altar und fühlte mich befestigt im Glauben und in der Liebe zum Herrn, die allein hilft, treu zu thun, was recht ist. — — —

Am Weihnachtsabend hatte die gute Königin mir die Freude gemacht, heimlich einen schönen Baum aufzupuzen und ihn in meinen weißen Salon stellen zu lassen, um mich an Deutschland zu erinnern. Sie erinnert mich oft durch ihre Güte, ihr Ersinnen, Freude zu machen, an Dich.

Ein anderer Brief des dankbaren Kindes an seine treue Mutter am Jahreschluß geschrieben, ist von der Tonart derselben Gesinnung.

## 15. Wachsthum des Glückes im Haus und Herzen.

Das Jahr 1838 war für die Herzogin Helene zum großen Theil ein Jahr hoher Freuden. Die Rede, welche ihr Gemahl, der Herzog, am 5. Januar in der Kammer hielt, hatte im ganzen Volk in seltenem Maße einen begeisterten Anklang



geweckt. — Das sehnliche Verlangen nach dem Wiedersehen der treuen Mutter fand auch in diesem Jahr seine Erfüllung, als eine erwachende Hoffnung der jungen Herzogin, Mutter zu werden, sich zur Gewißheit erhob. Ein zwar nicht schweres, aber anhaltendes Unwohlsein während des Zustandes der frohen und ernstern Erwartungen nöthigte sie zu einer Zurückgezogenheit in die Stille, darin sie nur mit Gott, mit ihrem Gemahl und mit sich allein war. Auch kam ihr in jener Zeit noch ein anderer Genuß aus der Ferne her. Die treue Theilnehmerin aller Freuden und Leiden, die Pflegerin der Jahre ihrer Kindheit, Nancy Salomon aus Genf, war im Februar und März einige Wochen bei ihr und theilte sich mit dem Gemahl der Herzogin in die sorgfältige Obhut und Pflege der theuern Fürstin. Die Gemüthsstimmung von dieser läßt sich aus dem Inhalt und dem Ton der Briefe an ihre Mutter erkennen. Mitten in den freudigen Gedanken an den Bund ihrer Vermählung erinnerte sie sich, wie sie an der ersten Jahresfeier derselben, am 30. Mai 1838, schreibt, an die Feier eines noch höheren Bundes mit ihrem Gott, den sie an dem gleichen Tag eines früheren Maimonats, bei ihrer Einsegnung, vor Seinem Altar geschlossen. Diese Erinnerung umgab und bestrahlte gleichwie ein Heiligenschein das Bild ihres irdischen Hochzeitsfestes.

Aus der Zeit der freudigen Erwartungen ist auch noch der Brief an mich, welchen ich hier nachstehend mittheile.

Verehrter Professor!

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für den interessanten Brief und die orientalische Sendung, welche Sie mir im Anfang des Frühlings durch den jungen Schmidt zukommen ließen und welche mir eine besondere Freude gemacht. Ich war damals leidend und lebte in einer gänzlichen Zurückgezogenheit. Ihre Worte, die Rose von Jericho in ihrem wunderbaren Auferstehungs- und Entfaltungsprozeß und das Manna der Wüste, welches Ihnen, wie ich dieß in den Blättern gelesen, die die kleinen Schätze umhüllten, von den Mönchen des Katharinenklosters auf dem Sinai gegeben wurde — ergötzten mich wahrhaft und

erweckten den lebhaftesten Dank in mir, den ich Ihnen zwar spät, jedoch nicht weniger aufrichtig heute ausspreche.

Lassen Sie Ihre Segenswünsche nicht aufhören, unsern König und seine Kinder und seine Landesfinder zu begleiten; denn Sie werden uns wahren Segen vom Himmel herabziehen; diesen Segen, den wir in jeder Stunde und jeder Lage des Lebens bedürfen und welcher in der Stellung des Königs so besonders nöthig ist. Wenn die Mühe und Last und die Verantwortung jeder That so groß sind, kann ja nur die Rechte unseres Gottes uns stärken; sie allein kann uns auf richtigem Wege leiten. Auch ich in meinem kleineren Bereich flehe dieselbe um Beistand an, und Sie werden es begreifen, wenn ich von derselben besonders jetzt reichen Segen erbitte und für die Zukunft, die sich nun so schön eröffnet, wünsche.

Sie werden gewiß mit Theilnahme erfahren, daß ich in diesen Tagen meine theure Mutter erwarte, welche Sommer und Herbst bei uns zubringen wird. Nirgends wird sie geliebt wie in meiner hiesigen Familie, und sie hätte keinen treueren Sohn wieder finden können nach dem Verlust dessen, der ihr so kindlich ergeben war, als den Herzog.

Die Verheirathung unserer guten Nancy Salomon mit einem Herrn von Bontems, Oberst in Genf, der durch seine interessante Reise bekannt geworden und ein vortrefflicher Mann zu sein scheint, wird Sie gewiß erfreuen, denn Sie wußten ihren ausgezeichneten Charakter immer hoch zu stellen. Nach einem durchschmerzten Leben scheint ihr ein stilles schönes Glück beschieden.

Sagen Sie der treuen Hausfrau, ihre Grüße hätten mich sehr gefreut, und ihr versprochener Besuch würde es nicht weniger thun. Ja kommen Sie und sehen Sie selbst, wie reich wir sind an Gutem, Großem und Edlem.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung nenne ich mich Ihre alte Schülerin

Neuilly, 17. Juni 1838.

Helene.

Nabe um jene Zeit, in welcher der vorstehende Brief geschrieben war, hatte die Herzogin das längst ersehnte Glück,

ihre Mutter wieder zu sehen. Schon bei dem Eintritt von dieser in die französische Grenze hatte die zärtliche Tochter dieselbe mit einem Briefe des freudigen Willkommens begrüßt, und selbst dann, als die Mutter in der zweiten Hälfte des Juni angekommen war, genügten zuweilen die Gespräche des täglichen Beisammenseins dem liebevollen Verlangen der Herzogin, der Mutter sich mitzutheilen, noch nicht, sondern sie unterhielt den Verkehr der Herzen auch noch schriftlich, wenn das Sehen und Sprechen durch ein zufälliges Ereigniß verhindert war. Dieß beweist namentlich ein hier vor mir liegendes Billet der Herzogin Helene an die Mutter, aus einem der ersten Abende nach der Ankunft des lieben Besuches:

Noch einen herzlichen Gute Nacht-Wunsch, meine theure liebe Mama. Leider schriftlich, da Du nicht mehr kommen konntest. Da wir nun auch unsere Abendlektüre nicht mehr machen können, schreibe ich Dir einen Vers her (aus Paul Gerhards Abendlied):

Auch Euch, Ihr meine Lieben,  
Soll heute nicht betrüben  
Ein Unfall noch Gefahr.  
Gott laß Euch ruhig schlafen,  
Stell Euch die goldnen Waffen  
Um's Bett und seine Helden-schaar.

Und wünsche, daß Du morgen früh und recht wohl erwachest.

Dein Kind.

Das freudige Ereigniß der Geburt des Grafen von Paris war am 24. August gekommen. Die treue Mutter verweilte noch bis in den Spätherbst, und nun begann von Neuem der Verkehr der liebenden Tochter mit ihr durch Briefe. Nur aus einem vom 17. November (1838) hebe ich hier eine Stelle aus:

Den folgenden Abend lernte ich unsern großen deutschen Maler Cornelius kennen, welcher uns die Zeichnungen seines jüngsten Gerichtes, das er in der Ludwigskirche als Hintergrund des Altares malt, erklärte. Er sagte mir, er habe 20 Jahre diese Schöpfung in seinem Herzen getragen und mehr als alle andern Bilder desselben Gegenstandes

den Dante studirt, dessen sieben Abstufungen der Hölle er auch auf der Seite der Verdammten benutzt hat. Ich finde diese Darstellung ungleich schöner, als die des Rubens, welche ich in Dresden gesehen habe, und den Gedanken schön, welcher das personificirte Gewissen in die Mitte des Bildes versetzt: mit aufgeschlagenem Buch auf der Brust und den Blick hinauf zu dem Richter gewendet, welcher mit einer Hand die Bösen abwendet und mit der andern die Guten einladet. — — —

Wenige Tage nachher schrieb die Herzogin auch mir in dem nachstehenden Briefe von ihrer Bekanntschaft mit unserm großen Meister Cornelius:

Paris, 19. November 1838.

Schon längst war es meine Absicht, Ihnen, verehrter Professor, meinen Dank für den letzten Brief auszudrücken, welchen Sie mir durch Frau von Zech sandten; es verhinderten mich aber bisher freudige Ereignisse daran, welche in Ihren Augen gewiß als eine Entschuldigung gelten, und ich bin es überzeugt, in Ihrem Herzen Theilnahme gefunden haben. Die Geburt meines theuren Kindes und die Zeit der Pflege und später die des letzten Genusses des Beisammenseins mit meiner lieben Mama hat alle und jede Correspondenz bei mir aufgehoben, und jetzt erst beginne ich wieder die Fäden anzuspinnen, die mich an das theure Vaterland knüpfen. Ihres Freundes<sup>1</sup> Hand wird Ihnen diese Zeilen überbringen, und dadurch hoffe ich eine gute Aufnahme für dieselben zu finden. Ein kurzes Gespräch mit demselben hat mich bedauern lassen, daß er keinen längern Aufenthalt in Paris macht, und uns die Möglichkeit geraubt wurde, von diesem als Künstler und als Mensch so vortrefflichen Manne mehr lernen zu können. Die einfachen Worte, welche er über die Kunst aussprach, fanden durch ihre Wahrheit Anklang in meinem Gemüth, und ich hätte gewollt, unsere Künstler folgten der ernstern Richtung seiner Bestrebungen. Auch in dieser Beziehung ist mir jedes Band zwischen Frankreich und Deutschland

<sup>1</sup> Cornelius.



werth, denn mir ist es klar, daß beide Nationen dadurch gewinnen würden.

Ich erinnere mich mit besonderer Freude der frühen Kindertage, in denen Sie mein junges Gemüth durch Ihre frischen bunten Erzählungen beglückten, und dann wird der Wunsch recht lebhaft in mir, es möchte auch meinem Söhnchen in seiner frühen Kindheit ein so liebevoller „Pro“<sup>1</sup> erscheinen, der auf sein Herz so belebend wirkte. Sein Glück, seine Zukunft, seine Entwicklung liegt mir mehr am Herzen, als ich es sagen kann — das begreifen Sie wohl. Und daß mir schon die ersten Eindrücke wichtig erscheinen, welche der spätern Richtung stets eingepägt bleiben, das soll das Benehmen der Mutter schon in den frühesten Tagen lenken; aber Weisheit von oben, Kraft und Muth gehört dazu, und das möge mir der Himmel verleihen. Beten Sie für mich, daß des Herrn Wille an mir und Ihnen geschehe.

Daß meine Mama mich wieder verlassen und den traurigen Winter in dem stillen, recht öde gewordenen Ludwigslust zubringen will, wissen Sie vielleicht schon. Es war eine schöne Zeit herzlichen Umganges, in welcher ihr liebevolles Herz sich recht innig an das Enkelchen angeschlossen.

Mit der Bitte, meine Grüße der Hausfrau zu bestellen, schließe ich die Zeilen und wiederhole Ihnen den Ausdruck meiner innigsten und wahrsten Hochachtung.

Helene.

N. S. Zu meinem großen Leidwesen ist der hübsche kleine Bull-Bull diesen Sommer verschieden, und ich habe mir den melancholischen Trost gegeben, ihn ausgestopft zu bewahren, um ihn meinem Söhnchen zum artigen Spiel zu geben. Denn Kinder müssen die Thiere lieb gewinnen, und dieses verdient besonders so geliebt zu werden.

---

„Ich habe,“ so schreibt mir die Frau Erbgroßherzogin Mutter aus Ludwigslust nach ihrer Zurückkunft aus Frankreich,

<sup>1</sup> Man vgl. S. 13.

„wieder einen Aufenthalt in Paris gemacht, wo ich viel mehr Zeit mit Helene allein verlebte, da sie viel zu Hause blieb. Der gefürchtete Augenblick ging so glücklich vorüber, daß ich auch da wieder (in meiner Furcht) recht beschämt war. So ein liebliches Kindchen wie dieses habe ich selten gesehen.“ —

Uebrigens dachte die liebevoll besorgte Tochter in Paris dennoch anders von der Wirkung des Winters in dem stillen, recht öde gewordenen Ludwigslust auf das Gemüth der theuren Mutter, als diese selber es fand. Denn diese schreibt im Hinblick auf ihr Verweilen in Paris und auf ihren Winteraufenthalt in der Friedensburg zu Ludwigslust: „Ich hatte mich (in Paris) so gut eingelebt, als mir möglich war, sehe aber doch recht ein, daß es schwer bleibt, obgleich Gottes Gnade auch dieß Schwere leichter macht, in der großen Welt zu leben. Und so finde ich meine Einsamkeit hier, die ich mir oft gern noch einsamer wünschen möchte, sehr behaglich.“

Das Familienglück der theuern Herzogin Helene hatte jetzt seinen sonnigsten Höhepunkt erreicht. Louis Philipp, der König, mit seinem Gemüth voll Theilnahme, war durch die Geburt seines ersten Enkels noch im höheren Grad als vorher ein zärtlicher Hausvater geworden. Er stand oft mit Mienen des höchsten Wohlgefallens selbst vor dem Bette des schlafenden Kindes, und als dieses später, bei der frühen Entwicklung seiner geistigen Anlagen, diese Liebe des Großvaters verstand und mit gleicher Zuneigung seine Händchen nach ihm ausstreckte, da war ihm das eine Freude, welche ihm über alle Freuden seiner damaligen Lage ging.

Das Jahr 1839 begann für die ganze königliche Familie mit einer sehr schmerzlichen Heimsuchung, durch den Tod der an Herzog Alexander von Württemberg vermählten Tochter und Schwester des Königshauses, der innig frommen Marie (man vgl. S. 91). Dann im Februar ein freudiges Wiedersehen des Herrn von Ranau. — Wie läßt uns der Brief vom 5. März, neben dem Vollgenuß der Sinne, den ihm der schöne Frühlingstag gewährte, durch die Worte des Gebetes, die er ausspricht, einen so rührenden Blick in das Herz der Fürstin thun, so voll Liebe und heißen Segenswünschen für das Wohl von Frankreich. Denn der politische Zustand in der

Hauptstadt ließ Manches befürchten, auch brach wirklich am 13. Mai ein Aufstand aus, der zwar bald, nicht aber ohne Blut gestillt wurde.

Aber der Herzogin Helene stand in diesem Jahr noch ein anderes sorgenvolles Ereigniß bevor; das war eine, wenn auch nur wenige Monate andauernde Trennung von ihrem Gemahl. Der ritterliche Geist des Herzogs von Orleans konnte der innern wie äußern Aufforderung zu einem zweiten Feldzug mit der Armee nach Algerien nicht länger widerstehen; er machte sich zu diesem auf, und seine Gemahlin begleitete ihn auf seiner Reise durch das südliche Frankreich und die Pyrenäen. Zwar liegt ein Brief ihrer theuren Hand aus diesem nicht nur für sie selber, sondern für Viele höchst bedeutungsvollen und folgenreichen Jahre vor mir; da jedoch der Inhalt dieses Briefes sich mehr nur mit Dingen, welche mich angingen, beschäftigt, so gebe ich statt seiner einen Brief der Herzogin an ihre Mutter, der eine kurze Uebersicht über den Plan und die Richtung der Reise gewährt.

Paris, 2. August 1839.

Meine theure, liebe Mama!

Ich schreibe heute in einer großen Spannung, in welcher ich nun wohl einige Tage bleiben werde und welche stets einer Reise vorangeht. Die Trennung von dem Kleinen kstet mir auf der Seele, obgleich ich ihn der Königin wohl anvertrauen kann ohne Sorgen. Die Geschäfte, die ich vor der Reise, die wir heute in acht Tagen, am 9. antreten werden; die Studien, die ich noch als Vorbereitung mache, dann der Wunsch, noch zu dem Tisch des Herrn zu gehen, um mir in seiner Nähe Segen und Kraft zu erbitten, das Alles nimmt mich gefangen und verhindert mich, Alles mit Ruhe zu thun. Du kennst das Gefühl und bedauerst mich gewiß ein klein wenig. Deine Gedanken begleiten uns gewiß auf unserer Wallfahrt, liebe Mama! und Dein Segen wird uns nicht mangeln. Am 17. werden wir in Bordeaux eintreffen und dort 6 bis 8 Tage bleiben, dann unsere Reise durch die südlichen Departements fortsetzen, die schönen Pyrenäen besuchen, nach Toulouse

und Perpignan gehen. Am 9. Sept. schiffte sich der Herzog in Port-Vendre nach Algier ein; dann eile ich zurück, treffe wohl am 14. in Randon ein, wo ich die Tante treffe, bleibe einige Tage bei ihr und komme dann zurück, um den Kleinen wieder unter meine Flügel zu nehmen.

Während unserer Abwesenheit geht die Familie nach Cu und wird wohl den Kleinen mitnehmen. — — Das sind weitläufige Pläne, liebe Mama, die mir zuweilen noch problematisch erscheinen, weil hier die geringste Sache die Zukunft oft ganz umgestaltet. — Wie viel ich auf der Reise Dein gedenken werde, liebe Mama, das weißt Du wohl — — Wenn nur dem Kleinen nichts geschieht; das hält mein armes Herz immer in Aufregung, und ich kann es nur stillen durch das Gebet:

Breit aus die Flügel beide  
Und nimm dein Küchlein ein!  
Will Satan es verschlingen,  
So laß die Englein singen,  
Dieß Kind soll unverlezt sein.<sup>1</sup>

Und das betest Du mit mir für ihn, nicht wahr, meine theure Mama? — — —

Zu Port-Vendre, im Departement der Ostpyrenäen, nahm der Herzog Abschied von seiner Gemahlin. Ihm selber wurde das Scheiden nicht minder schwer als ihr, und wie er in seinen Notizen schrieb, er konnte sein Auge vom Schiffe aus nicht abwenden von dem Fenster, an dem seine Gemahlin stand und mit ihrem Tuche ihm noch Grüße zuwinkte, bis die weitere Entfernung diesen rührenden Anblick ihm entzog. Bei ihrer Zurückkehr nach Paris lebte sie ganz nur ihrem Söhnchen. Der König hatte ihr erlaubt, so lange ihr Gemahl entfernt sei, die große Welt zu meiden. Und wenn auch der Mittelpunkt ihres häuslichen Lebens nicht in persönlicher Nähe bei ihr war, so gewöhnte sie sich doch desto mehr, im Geiste mit und bei ihm zu leben. Der Herzog selber versäumte keine Gelegenheit, ihr aus Algier zu schreiben, und auch das, was die öffentlichen Blätter von ihm rühmten, that ihrem Herzen innig wohl. Die

<sup>1</sup> Ein Vers aus Paul Gerhards bekanntem Abendlied.



königliche Familie besuchte sie viel, wenn der kleine Graf von Paris schlief, denn nur dann trennte sich die zärtliche Mutter von ihm. Wenn die jüngern Geschwister kamen, sang man französische Romanzen oder las etwas. Wenn sie selber am Bett ihres Kindes saß, arbeitete sie öfters mit ihren eigenen Händen an einem Werk der kindlichen Liebe, an einem Tagebuch ihrer Reise nach den schönen Südostgegenden Frankreichs, mit Zeichnungen, zur Unterhaltung für die theure Mutter in Ludwigslust bestimmt.

Aber ich habe hier noch von einer anderen geistigen Ausbeute und von einem anderen Gewinn zu reden, den sowohl diese Reise, die sie mit ihrem Gemahl in den Süden von Frankreich und in die Pyrenäen gemacht hatte, noch mehr aber manche ihrer späteren Reisen nicht nur für sie selber und ihren engeren Kreis, sondern für Viele, man darf sagen Tausende mit sich brachte. Den Protestanten der südlichen Departements war schon seit der Ankunft der Herzogin von Orleans in Frankreich, noch mehr aber bei ihrem Erscheinen in Gegenden, darin sie in einer verhältnißmäßig großen Zahl lebten, eine Zeit froher Hoffnungen gekommen. Ich weiß es aus dem Munde meines Freundes Heimpel Boissier, der mich in jener Zeit besuchte, so wie von anderen Freunden, welche eine freudige Bewegung die, wenn auch schnell vorübergehende, persönliche Annäherung der Herzogin an der Seite ihres hochgesinnten Gemahles damals in allen Herzen ihrer Glaubensgenossen hervorrief.

Bei dieser Gelegenheit aber muß ich etwas ausführlicher über den mehr oder minder, auch öffentlich anerkannten Einfluß reden, den die Stellung der Herzogin als einer erklärten, ihrem Glauben immer treu bleibenden Protestantin zu dem Volk in Frankreich auf dieses hatte. Obgleich dieselbe bei all ihrem Thun und Wirken für das, was sie für gut hielt, sich gern in das Verborgene gestellt sah, drang dennoch ganz unmerklich das Bewußtsein in das Volk, daß es ein Segen sei, wenn von einer solchen Mutter sein künftiger König erzogen werde und von ihr die festen Grundsätze, die hohe, gute Gesinnung, die Liebe zu den Unterthanen eingepflanzt erhielte. Obgleich die Protestanten im Allgemeinen in den obern Regionen der Gesellschaft als eine verachtete Secte betrachtet, mehr geduldet gewesen waren, sah

man sich doch jetzt genöthigt, einen Glauben mit Ehrfurcht zu betrachten, zu dem eine so ausgezeichnete hohe Frau durch Wort und That sich bekannte. Ohne die mindesten Vorzüge für ihre Confession zu verlangen, gewann dieselbe doch schon durch ihr Festhalten an derselben und durch die Früchte des Glaubens in ihrem Leben eine öffentliche Achtung. Zunächst zeigte sich diese Achtung gegen den Glauben seiner Schwiegertochter an Louis Philipp selber. Derselbe sprach sich bei einer eintretenden Gelegenheit hierüber so aus: „Ich will, daß unsere Enkel katholisch seien; aber ich werde nie zugeben, daß die Religion meiner Schwiegertochter ein Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werde. Dieß ist eine Sache, die nur zwischen ihr und Gott zu verhandeln ist, und nie wird sie darüber ein Wort hören, das sie nicht selber hervorgerufen.“ — Das Vertrauen ihrer Schwiegereltern war in dieser Beziehung einfach so groß, daß sie später die ersten kleinen Gebete ihrer Kinder selbst verfassen durfte, und wenn sie in ihre unscheinbare, kleine lutherische Kirche ging, von uraltem Ansehen in der Straße von Billeter, während ihr kleiner Sohn an der Hand seiner Großmutter die Messe besuchte, dann las er die mit großen Buchstaben von ihr für ihn niedergeschriebenen französischen kindlichen Gebete.

Aber nicht nur in ganz Paris, sondern in ganz Frankreich, im Rheinthal wie in den Pyrenäen, an den Küsten des Mittelmeers wie der Ostsee, erkannten die Glaubensgenossen in der Herzogin von Orleans eine Freundin Gottes an, die auch ihre warme, theilnehmende Freundin und, wo dieß nöthig, Vertreterin und Beschützerin war.

Nicht aber nur in den engeren Kreisen der Confessionen oder selbst des eigenen Hauses, sondern in dem großen, weiten ihres ganzen neuen Vaterlandes erkannte sie eine Heimath, in dem Volk desselben eine Hausgenossenschaft an, für welche, wenn auch nicht in welcher sie geboren und aufgezogen war. Wie angelegentlich sie das Wohl von Frankreich und seines ganzen Volkes bei Tag und Nacht in ihrem Herzen trug, das mag unter anderm ein Brief vom 5. März bezeugen, aus dem wir hier eine Stelle hervorheben:

„Es ist ein ernster Zeitpunkt, und die Entscheidung dieser Frage lastet schwer auf dem Herzen derer, welche die Zu-

kunft Frankreichs und die Würde der Krone im Auge bewahren. Möge Gott die Herzen derer lenken, welche hier die Frage lösen sollen, und sein Geist und seine Weisheit vorherrschen. Gute, liebe Mama! Dein Gebet für Frankreichs Wohl, so wie das der frommen Königin kommt mir immer wie ein Engel vor, welcher vor dem Herrn für das theure Land fleht, — und ich sage mir mit Freude, daß meine Heirath diesen Segen gebracht hat, weil Du dadurch das Land lieb gewannst und Dein Gebet für dasselbe erheben lerntest. O möge das Reich Gottes mehr und mehr hier begründet und befestigt werden — möge nichts geschehen, was einen Segen Gottes von uns entfernt.“ — —

So weit die hieher gehörige Stelle des Briefes, in deren Fortsetzung unter andern die Worte vorkommen, welche die Herzogin öfters fast sprichwörtlich über die Zustände von Paris im Munde führt:

„Es ist hier bei uns niemals so gut und nie so schlimm als man denkt, denn die Stimmung in Paris ist zu veränderlich, so daß es sich nie berechnen läßt, wie es morgen sein wird.“

Helenens Gemüth konnte deßhalb auch mitten im Hinblick auf diese wechselnden Stimmungen der Menschenseelen in ihrer nächsten Umgebung ruhig bleiben. Wenn auch leiblich geschieden von der „Friedensburg“, darin sie die Jahre ihrer ersten Jugend verlebte, war ihr dagegen eine noch festere Friedensstätte in ihrem Innern geblieben, deren Ruhe durch keine Heimsuchung von außen her auf lange hin gestört werden konnte. Denn selbst die Trennung von ihrem theuren Herzog bei seiner oben (im 12. Cap.) erwähnten Abwesenheit in Algier, diente ihr nur zu einer Befestigung ihres Herzens im freudigen Gottvertrauen, und nach seiner glücklichen Zurückkehr genoß sie in dem Erdenglück, das ihr beschieden war, eine rechte Fülle der Himmelsfreuden.

Aus dieser Zeit des höchsten Gipfels ihres äußeren Glückes sind die nachstehenden Briefe:

Paris, 25. November 1839.

Gestern habe ich meinen Brief nicht abschicken können, liebe Mama, und heute bin ich recht froh darüber, denn

ich kann Dir die Ankunft des Herzogs melden. — Er kam heute um 2 Uhr an — es ist der 30. Jahrestag der Vermählung des Königs — den Tag hatte er feiern wollen — wir erwarteten ihn alle vereinigt bei der Königin in einer großen Spannung — eine Stunde waren wir beisammen, da ward er angekündigt — wir liefen in den blauen Saal, wo wir einst Joinville von Winterhalter hatten malen sehen — aus den Fenstern sahen wir den Wagen ankommen, dann liefen wir alle an die große Thür des Königs und waren dort, als er mit Nemours ausstieg. Ich war so dumm, daß ich in Thränen zerfloß und fortlief, nachdem ich ihn umarmt hatte — den Kleinen hatte ich in eine Stube der Königin gethan — und führte den Herzog zu ihm ganz ruhig und allein, damit der Kleine nicht erschreckt werden sollte. Die Erkennungsscene war nicht sehr herzlich, denn der arme Kleine war sehr verwundert — doch war er artig und niedlich — der Herzog war sehr erstaunt, ihn so groß und laufend zu finden. Nachher blieben wir Stunden lang bei dem König, um alle Erzählungen des Herzogs zu hören — jetzt kehren wir in unser kleines intérieur zurück — er ist zum Marschall Soult, und ich will die Zeit nutzen, um Dir meine Freude mitzutheilen. Der Herzog sieht sehr wohl aus, ist seit Port-Bendre stärker geworden und ist so gut, so lieb, so ernst, so fest, so vernünftig wie immer. Du würdest ihn wieder recht lieb haben, wärest Du hier, liebe, liebe Mama. Ach, wärest Du heute hier gewesen!!! Eine der ersten Fragen des Herzogs war: „as tu de bonne nouvelle de la Grande Duchesse?“ — Du weißt, wie er dich lieb hat. Adieu, liebe Herzens-Mama, denke oft mit Liebe an Dein glückliches Kind.

Den 28. November 1839.

Heute ist einer meiner liebsten Festtage, meine liebe theure Mama. Mein erster Gedanke war an Dich, mein Gebet war für Dich — für Deine Erhaltung, für Deine Gesundheit, für den Segen, der Deine Schritte umgeben möchte. Theuerste Mama! Dein Herz ist so reich, so liebewarm,



es hat gewiß auch heute schon an Deine Kinder im fernen Frankreich gedacht, und wenn Du in Dein Leben zurückblickst und an die vielen Menschen denkst, die Du schon geliebt hast, und die Dich nun vom Himmel herab lieben, an Deinen theuern Vater, an Deine Brüder, an meinen Vater, an Albrecht; wenn Dir die Thräne das Auge feuchtet, weil Viele schon hinübergezogen sind, so stehen tröstend die Bilder der theuern Schwestern, der Brüder, der Freunde, und vielleicht auch das unsrige neben Dir und zeigen Dir die Zukunft noch freudebringend und heiter. Möchte der heutige so liebe Festtag Dir eine Herzensfreude, eine Herzenslabung bringen, meine liebe, liebe Mama — vielleicht treffen gerade liebe Briefe aus Rudolstadt ein.

Es ergreift mich oft eine namenlose Sehnsucht zu Dir — ich blicke dann auf Dein Bild — es spricht wohl freundlich, aber wehmüthig an — und ach, es bleibt regungslos, es sagt mir nicht alle die Goldworte, die aus Deinem Munde fließen — ich kann ihm nicht die Hand küssen — es bleibt der Geistesumgang gehemmt. Ich möchte dann zu Dir fliegen — meinen Kleinen unter dem Arm und meinen Herzog wohl auch an der Hand — und so zu Dir treten in die liebe traute Stube und einen Morgen bei Dir allein zubringen und mich recht laben an Deiner Nähe. —

Doch warum alle meine sehnsüchtigen Träume erwecken, die Dir nichts sagen, als was Du längst weißt, daß ich Dich so innig liebe; ich will hoffen auf das kommende Frühjahr und Dir von Interessanterem erzählen.

Mein guter Herzog, der mich mehrere Male heut gebeten hat, Dir seine kindlichen Wünsche auszusprechen und seine Hoffnung, Dich im Frühjahr hier zu sehen, hat sein tägliches Leben wieder mit uns begonnen, und es ist uns beiden nach zwei Tagen der Vereinigung, als hätten wir uns nie verlassen. Seine Erzählungen von dem wunderbaren Land sind höchst interessant. — Die Abende verstreichen theils en famille am großen Kamin, wo auch der König in sichtbarer Freude und Theilnahme darauf horcht, theils im Kreis aller Neugierigen, die, wie Du denken kannst, in

Masse zur Königin strömen — um ihre Gratulationen zu bringen und den Herzog zu sehen und zu hören. Wir bleiben daher sehr lange im Salon, und es wird mein Stolz oft ziemlich genährt.

Es war wahrhaft rührend, die Freude des Königs über den Herzog, die Zufriedenheit über Alles, was er gethan und gesagt hatte, zu sehen, und ihre Gespräche mit einander zu hören war uns höchst interessant.

Wir sind Alle recht, recht glücklich, — der Kleine ist jetzt sehr wohl, mir geht es auch wieder ganz gut; wir erwarten Joinville Anfang December, so daß wir den Winter hoffentlich einen frohen Familientreis bilden werden. Gott gebe, daß auch in der lieben Heimath der Winter froh und glücklich verstreiche und uns die linde Luft die liebe Mama wieder zuführe! —

Das Jahr 1840 war an wechselnden, meist freudigen Ereignissen für das Leben der Herzogin und ihrer Familie ein besonders reiches. Der Herzog von Nemours holte sich eine deutsche Prinzessin als Gemahlin heim, an welcher die Herzogin von Orleans eine liebe Schwester gewann, mit der sie Alles theilte, womit das gemeinsame Vaterland sie erfreute, so daß beide zusammen in der Mitte von Frankreich und seinem Königshofe in gemeinsamer Liebe eine kleine, selbständige deutsche Macht bildeten.

In demselben Jahre (im Frühling 1840) mußte der Herzog abermals auf kurze Zeit nach Algier gehen, um die dortigen kriegerischen Unternehmungen zu leiten. Diese waren siegreich, und nach seiner Rückkehr, nach Beendigung ihrer, wie sie es nannte, neunwöchentlichen Prüfungszeit schrieb sie den nachstehenden Brief an ihre Mutter:

Den 10. Juni 1840.

Meine theure Engelsmama!

Heute hast Du durch meinen Brief erfahren, daß gestern der selige Tag erscheinen sollte, an welchem mein Herzog nach neunwöchentlicher Prüfungszeit uns wieder zueilen würde — heute will ich Dir diese Nachricht bestätigen, die Deinem Engelmutterherzen eine schöne frohe ist. Ich glaube, niemals

hat mein Herz so tief das Dankgefühl, den Lobgesang empfunden als gestern, ich war wie auf Flügeln der Seligkeit — ich kann den Tag nur mit dem der Geburt des Kleinen vergleichen, mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, dem Herrn genug zu danken für die Bewahrung, die Gnade, die er uns erwiesen — er hat ihn nicht allein vor den feindlichen Kugeln geschützt, denen er sich oft sehr aussetzte, aber er hat ihn auch in Medeah aus einem heftigen Leiden gerettet, welches augenblicklich sehr gefährlich, aber in wenig Stunden gehoben war und die Folge der heftigen Geistes- und Leibesanstrengungen sein mußte. Er hat indessen den Kleinen und mich bewahrt in der Krankheit und uns alle wieder so froh und selig zusammengeführt. — Ach, es war schön gestern, als die ganze Familie in dem Zimmer des Königs wieder vereinigt war! Nach so vielen Gefahren!

Die Königin war den Morgen von Brüssel zurückgekommen, wo ihr eine schöne kleine Enkelin geboren ist, die Charlotte heißen wird — der König, die Tante und die Kinder waren von Neuilly hergekommen — sie empfangen die zwei Söhne alle zusammen — ich war allein geblieben, weil ich mich noch zu schwach fühlte, um Contenance zu bewahren. Um 3 Uhr trat er in meinen Kleinen Salon. Den Augenblick schildert nichts. Der Kleine war lieb und artig mit ihm — wir gingen dann zum König — blieben zwei Stunden in den ersten Herzensergießungen zusammen; die Familie fuhr um 5 Uhr nach Neuilly zurück, wir aber blieben den ganzen Abend allein mit dem Kleinen, der nett und glücklich war über seinen Papa. Heute erst etabliren wir uns in Villiers, weil die retraite dem Herzog sehr nöthig ist; er ist angegriffen und bedarf der Ruhe — Auch mir wird die Landluft gut sein.

Zwei Bedauern hatte er gestern; Nancy nicht mehr zu finden und Dich noch nicht hier zu sehen. Er hofft auf den Sommer — und wir hoffen beide, daß der Sommer dann zum Herbst werden wird, denn im November zur zweiten kleinen Geburt bist Du — Deine Pflege — Dein liebes Hiersein unumgänglich nöthig. Mein Herz

sehnt sich so innig nach diesem lieben, lieben Besuch — ich bin so dreist, Dir den Kleinen ans Herz zu legen und seinen kleinen Bruder dazu, daß ich mir nicht denken kann, daß Du es mir abschlagen wirst. Der Herzog würde Dir mit seinem vollen Bart recht gefallen — Du liebst diesen Schmuck so, er hat ihn seit neun Wochen wachsen lassen — doch morgen soll er fallen. —

Noch habe ich Dir nicht gedankt, liebe Mama, für die allerliebsten Kleidchen, die dem Kleinen sehr gut stehen und die ihm eigentlich zu gut gefallen haben.

Auch die kleinen Sächelchen daneben haben mich so erfreut, tausend, tausend Dank dafür. Auch für Deinen Brief vom 30., in dem Du mir Deine Freude über die Siege in Afrika aussprichst. — Ja wohl wird das Herz dankbar, aber auch erfüllt mit Wonne über den Ruhm, den die Lieben errungen.

Ich küsse die liebe, liebe Hand mit treuer heißer Innigkeit.  
Dein Kind.

Der Herzog von Orleans war jetzt wieder bei den Seinen, und was konnte ihm über die ungetrübten Freuden gehen, welche er bei seiner Helene und bei seinem kleinen Söhnchen fand. Von dem geliebten Gemahl war sie freilich, auch wenn man am Abend am runden Theetisch bei der Königin Mutter war, unzertrennlich; wenn ihn aber zuweilen seine militärischen Geschäfte von ihrer Seite riefen, da machte sie von der Erlaubniß Gebrauch, auf ihrem Zimmer zu bleiben, brachte dann selbst ihren kleinen Grafen von Paris zu Bette und ergözte sich an seinem süßen Geplauder, bis er die Neuglein bei ihrem Gesange schloß. Dann vertiefte sie sich selber in die Musik des unvergleichlichen Beethoven, welche sie „die edelste und reinste Sprache“ nannte, oder wendete diese stille Stunde ihrer viel besetzten Tage an, um sich schriftlich zu ihren Lieben in der Heimath zu versetzen, welche sie oft an ihre Seite wünschte. In Bezug auf diese Beschäftigung schrieb sie einmal an ihre Freundin:

Wenn ein so vollkommenes Gespräch in unserer Geisterwelt sich laut macht, wie es durch einen vertraulichen Brief geschieht, dann ist's Einem, als fühle man noch tiefer das



Glück der Liebe, den Schmerz des Vermissens und die Sehnsucht nach einem ewigen Wiedersehen. Ich sage ewig, weil es ununterbrochen sein wird, während die Erdenwiedersehen, die ich allerdings auch liebe, sehr liebe, doch immer nur als Stückwerk erscheinen.

Kleine Reisen in Gemeinschaft der ganzen Königsfamilie nach St. Cloud, Tu am Meere, nahe bei dem interessanten Hafen Tréport, brachten, wenn auch nicht mehr so oft, wie in den ersten Jahren, eine kurze Abwechslung in das häusliche Stillleben hinein.

Einen Blick in dieses liebliche Stillleben der Herzogin hinein mag auch der Inhalt des nachstehenden Briefes an mich eröffnen, welchen ich mir deßhalb ganz mitzutheilen erlaube.

Neuilly, 7. Juli 1840.

Einen Gruß aus dem Frankenlande, verehrter Professor, Ihnen und der theuern Hausfrau durch die Vermittlung der lieblichen kleinen Frau von Zech, welche die deutsche Heimath wieder betreten und bewohnen will. Jedem Gruß möchte ich besondere Innigkeit zulegen, denn mir ist es, als erhöhte jedes Jahr, statt die Erinnerung der sechsjährigen Kindheit zu verwischen, die Anhänglichkeit und die Verehrung für Sie; als würde stets das Bild, welches mir von Ihnen bleibt, frischer und belebter. Dennoch wünsche ich innig, es durch die Wirklichkeit belebt zu sehen, und hoffe auch getrost, von einem Jahr zum andern, auf den verheißenen theuern Besuch.

Ihr Gypsabdruck ziert die Stube meines Söhnchens, und er nennt dieses Bild grand Papa, auch das seinige möchte Ihr Cabinet zieren — damit Sie es zuweilen mit väterlicher Liebe anblicken und ihm Segen zusprechen. Ich vertraue es mit dieser Bitte der Ueberbringerin an und füge dem Bild ein anderes kleines Andenken für die gute Hausfrau bei, welches in seiner vierfachen Nützlichkeit vielleicht doch durch eine ihr angenehm sein könnte. Bitten Sie sie in meinem Namen, es zu benützen und in dem Siegel das Bild jener höchsten Vollkommenheit: Weisheit und Gnade — Leben, Licht und Liebe zu errathen, in welcher wir die Vollkommenheit suchen.

Mit der alten, ich darf nicht mehr sagen kindlichen,  
denn dieses Alter ist längst hinter mir, aber treuen An-  
lichkeit  
Helene.

Es liegt hier noch ein anderer Brief aus derselben theuern Hand vor mir, welcher zwar dem Datum nach ein früherer, älterer ist, in welchem aber die gleichartige geistige Stimmung sich wie zu einer Sangweise in höherem Chor erhebt und der ganze Inhalt aus dem Kreise der zärtlichen Fürsorge und Mutterliebe zu einem eigenen Kind in den weiteren Kreis der feurigen Liebe und Sorge für das ganze Volk und Vaterland sich erweitert.

Tuilerien, den 4. März 1840.

Mein innigster Dank ist schon längst zu Ihnen geeilt, theuerster Professor, durch die Vermittlung der Gräfin Giech, welche mir die Freude machte, mir viel von Ihnen zu sprechen. Dennoch kann ich nicht länger säumen, Ihnen denselben auf das Wärmste auszusprechen und Ihnen zu sagen, mit welcher Freude ich in diesem Augenblick das interessante Werk lese, welches als schöne Frucht Ihrer langen Mühe, Beharrlichkeit und Beschwerden für die Nachwelt geschrieben ist. Noch bin ich nicht mit Ihnen in das heilige Land gelangt; Aegypten beschäftigt mich jetzt ausschließlich; dieß Land, welches so große Fragen in der neuen Welt angeregt hat, nachdem es in der alten die größten, die der Unsterblichkeit, in seinem Schooß bewahrte. Es muß höchst merkwürdig sein, die Impfung einer ganz modernen Civilisation auf den alten Stamm der Koranbefenner zu bemerken. —

Wäre nur in diesem andern Element der Geist des Christenthums ein belebenderer, ein frischerer, wehete mächtig in ihm dieser Hauch, welcher die Seelen ansacht und den Un- und Aberglauben umstößt. Doch dem ist nicht so. — Dem ohngeachtet müssen wir nicht zweifeln, daß auch gute Körnchen ausgestreut werden, welche den Boden einst befruchten können.

Ihre Segenswünsche, Ihre Gebete für unser Land, für unser Haus, welches Sie so richtig als an den Wachtfeuern von Europa gestellt bezeichnen, sind mir stets von großem

Trofte, denn ich glaube an deren Erhörung, und ich fühle, daß wir sie bedürfen. — Ach, daß die treuen Seelen nicht ablassen, mit uns und für uns zu beten, daß der Herr unter der vielen Spreu den Weizen zunehmen lasse; daß in dem Kampf das Gute überhand nehme, daß in dem Taumel des Leichtsinnes sein Wort nicht vergessen werde, daß in dem Kampf der kleinlichen Leidenschaften das Wohl der Gemeinde, das Heil der Mitmenschen den Sieg davon trage. Wir leben in einer bunten Welt, wo die häßlichsten und edelsten Bilder auftauchen, wo die Gottvergeffenheit und die Gottesliebe sich nahe und fern berühren. — Beten, beten ist hier die Losung; beten, daß Sein Reich komme, Sein Wille geschehe.

Mein Söhnchen, von welchem Sie mir schreiben, ist ein liebes, frohes, glückliches Kind. Es hat meine Züge und die Augen des Vaters; es ist sanft und hat doch seinen Willen; es ist sehr herzlich und doch ziemlich unabhängig; Gott wolle es leiten. — Er allein vermag es, drum will auch ich auf Ihn allein vertrauen.

Grüßen Sie den guten Dettl und Ihre Töchter, Selma und Adeline, welche mir wie Traumgestalten aus der Kindheit vorschweben. Auch Ihre liebe Hausfrau, deren Beharrlichkeit in dieser fernen Reise ich oft bewundere.

Und nun leben Sie wohl, denken Sie an mich und beten Sie treu wie ein Vater für mich.

Mit den alten bekannten Gefühlen der herzlichsten Verehrung  
Helene.

Ich möchte wohl, wenn ich das Lebensglück der zu einer hohen Aufgabe für die Zeit und Ewigkeit berufenen Herzogin von Orleans in jenen Jahren betrachte, deren Geschichte ich hier kurz beschreibe, noch einmal an die Ueberschrift des neunten Capitels: „Das Leben ein Traum“ erinnern. In diesem Traum, dessen volle, selige Erfüllung nicht in die Zeit der Erdentage fallen sollte, ging im Verlauf des Jahres 1840 (am 9. November) noch ein neuer freudebringender Stern auf. Der glücklichen Mutter ward ein zweiter Sohn geschenkt: Robert, Herzog von Chartres. Kurz vorher war die Herzogin, zugleich mit dem Grafen von Paris, an den Masern erkrankt,

und man war nicht ohne Sorgen um das theure Leben gewesen. Aber die Gefahr war vorübergegangen, und außer dem Gemahl durften an den neuen Mutterfreuden auch noch zwei andere treue, liebende Herzen einen lebendigen Antheil nehmen: die Frau Erbgroßherzogin Auguste aus Mecklenburg und die Frau von Bontems (oft erwähnt als Nancy Salomon) aus Genf, welche beide diesen Winter in Paris zubrachten. Die Herzogin mußte zur Pflege ihrer Gesundheit meist in strenger Abgeschlossenheit von den größern Kreisen der Gesellschaft leben, desto öfter und ungestörter konnte sie die Freude genießen, welche der kleinere Kreis des Gemahles, ihrer beiden Kinder und der Mutter wie der Freundin ihr in so reichem Maße gewährten. Wie sie dieses Glück in so freudigem, dankbarem Gemüth auffaßte und ihre innere Freude weit umher auch auf Andere strahlen ließ, das mag ein Brief aus jenem glücklichen Winter bezeugen, den sie mir als Gruß zum neuen Jahr zuwendete.

Tuileries, 3. Januar 1841.

Eine rechte Seelenfreude hat mir die Sendung gemacht, welche ich Ihrer Güte verdanke, verehrter Professor. — Die Worte des Segens, welche sich, Sie sagen es mir ja selbst, zuweilen auch in ein stilles Gebet verwandeln, diese Worte hätte mein hoffendes Herz gern als Worte der Prophezeiung angenommen, denn sie redeten von der Erfüllung meiner heißesten Wünsche. — Kann ein Mutterherz wohl einen innigeren Wunsch hegen, als den — ihr Kind — ihre Kinder zur Ehre Gottes heranwachsen zu sehen — ein treues Werkzeug in seiner Hand zu sein, ihre jungen Herzen zu ihm zu leiten und sie einst auf der Bahn des Heiles zu erblicken. Diesem Gebet meiner Seele schließen Sie sich an, — lassen Sie mich Ihnen dafür danken, theurer Professor, Ihr Gebet ist dem meinigen eine Stütze, ein Flügel, welcher ihm die Hoffnung der Erhörung erleichtert.

Für die schönen Erzählungen, welche Ihrer Feder neben den ernstern Arbeiten der Wissenschaft wie ein leichtes Kinderspiel entfließen, möchten Sie ebenfalls den besten Dank hier finden. Meiner Mutter und mir sind sie in dieser letzten stillen Zeit, nach der Geburt meines Robert-



chens, welche wir recht felig mit einander verlebten, oft zur Erheiterung geworden — auch meinen Kindern, wovon eines schon oft um Geschichtchen bittet, werden sie einst zur Belehrung und Freude gereichen. — Hätte ich doch jene Gabe des Erzählens, welche die Kinderschaar so mächtig zu Ihnen hinzog, in einem solchen Maße, wie sie Ihnen verliehen. —

Ich erinnere mich noch aus meinem vierten Jahr, welche Seligkeit ich empfand, wenn der Erzähler uns um sich versammelte und nun die herrlichsten Bilder an meiner kleinen Phantasie vorüberzogen. — Die Geschichten sind mir entschwinden, aber die Liebe zum Aufmerken, die Unhänglichkeit an den theuern Erzähler ist mir geblieben, und aus meiner ersten Erinnerung ziehe ich daher noch jetzt Honigseim, wie die Biene aus dem Blumenfeld.

Das alte Jahr ist vergangen, es hat mir der Segnungen viele gebracht — aber die eine ist ausgeblieben — wird sie in dem begonnenen erscheinen? — wird Ihr lieber Besuch, der längst versprochene, in Erfüllung gehen? — Ich werde ihn erwarten wie ein Kind, welches auf eine verheißene Freude harret, und hoffen, bis Sie erscheinen. Empfangen Sie noch schließlich meine theuersten Wünsche für diesen neuen Zeitabschnitt und meine freundlichsten Grüße an die treue Hausfrau.

Helene.

Mitten in der gewöhnlichen freudigen Fassung ihres frommen Gemüthes fühlte sich die glückliche Frau einer ernstern Stimmung zugewendet, welcher sie gerne mit vollem Herzen sich hingab, so oft sie mit sich selbst und mit Gott allein war. Von dieser Stimmung mögen uns die nachstehenden Briefe an ihre Mutter zeugen:

Tuileries, 21. November 1841.

Ich habe acht recht stille, gute Tage verlebt, in denen Dein Bild mir recht nahe war; denn hier in Paris ist mir's, als müßtest Du Deine alten Plätze immer behaupten — jede Stube mahnt mich an Dich und an das vergangene Jahr. Da ich ein wenig Katarrh habe, so ging ich nicht aus, auch den Abend nicht hinaus, daher habe ich manches

lesen können, manches schreiben — manche Stunde mit den Kindern sein, die mich freuten — kurz ein häusliches Leben führen können. — Jetzt hört's auf, denn diese Woche geben wir zwei Diners und ein Concert. — Ehe ich mich in diese Weltpflichten begeben, habe ich meine Betrachtungen angestellt über ihre Leichtfertigkeit und Langeweile und die Gefahren, in welche sie die Seele führen. Obgleich ich wohl weiß, daß die Welt an und für sich eine Falle ist für die Seele und sie dieselbe von Gott ablenkt, so muß ich den Verkehr mit ihr doch als eine Lebensaufgabe betrachten, welche mir von Gott gesandt ist, und ich meine, wenn ich sie als ein Kreuz auf mich nehme (und das thue ich, ohne zu heucheln, denn sie langweilt mich sterblich), so kann sie mir noch Früchte tragen helfen. Es ist doch das wohl die Hauptsache, daß man lernt, seinen Willen brechen, und das thue ich, indem ich mich in der Welt langweile. Hast Du es nicht auch so in Deinem Weltleben gemacht, liebe Mama? denn Freude hast Du wahrlich nie daran gefunden.

Mitten jedoch in dem Vollgenuß ihres äußeren wie inneren Glückes regte sich in der Seele der Herzogin jener Geist der Vorahnungen, der sie schon in früher Jugend auf den Wegen ihrer harmlosen Freuden zur ernstesten Einkehr in den innern Tempel ihres Stillseins mit Gott ihrem Herrn stimmte und ihr Kräfte der Ewigkeit gab im bevorstehenden Kampf mit den Leiden der Zeit. Wir lassen hier zwei Briefe an ihre Mutter folgen, in deren Ton und Inhalt sich der Geist kundgibt, der mit seinen vorbereitenden Kräften und seinen Tröstungen schon um sie war, noch ehe der tiefste Schmerz ihres Lebens sie traf.

Weihnachtstag Nachmittag 1841.

Meine theure, geliebte Mutter!

Ein schönes, theures Andenken dieses Tages vom vorigen Jahr führt mich zu Dir. Wir waren beisammen — wir feierten das herrliche Fest mit einander durch die Feier des heil. Abendmahls — welches uns Berny austheilte, nachdem er so schön über die Worte: „also hat Gott die Welt geliebet, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß

Alle, die an Ihn glauben, selig würden," geredet hatte. Wir waren beide recht selig in dem Genuß der Gnade unseres Herrn, ich fühle es noch deutlich, welchen Segen Er für uns beide in die Feier gelegt hatte.

Solche Erinnerung ist eine Glaubensstärkung auch für die Zukunft, denn die Nähe des Herrn, wenn gleich sie nicht immer fühlbar bleibt, ist uns doch wieder möglich, und das Andenken daran ermuntert doch zum Gebet darum. Dieses Jahr war der Herr mir auch unendlich gnädig und freundlich — und bewies mir seine Liebe auch in der äußeren Herzensfreude, so wie im vergangenen Jahr durch Dein Hiersein, so in diesem durch Nancy's Hiersein.

Es ist mir, als wenn er mich noch wie ein schwaches Kind behandelte, welches der geistigen Bewegung und Ermunterung bedarf, und dem er den einen oder den andern Engel zur Seite stellte.

Wir haben gestern zusammen eine Vorbereitungsrede von Berny im Oratoire gehört, dann mit einander gegessen — gingen zu den Kindern — hatten die Freude, mit einander die Kiste der guten Bücher meines anonymen Freundes aus den Vogesen<sup>1</sup> auszupacken, welcher mir nun schon zum fünften Mal am Weihnachtsabend eine Auswahl der trefflichsten geistlichen Bücher sendet — da fanden wir manch schöne Perle — von denen ich Dir nach und nach welche senden werde — dann lasen wir Betrachtungen von Gerhard über das heil. Abendmahl und schieden von einander. Ich blieb noch lange allein, las und schrieb und betete und fühlte recht innig die Nähe unseres Herrn. Heute hielt ich das heil. Abendmahl bei dem deutschen Gottesdienst, der früh beginnt — ich war in Begleitung unserer Nancy — ihre zwei lieblichen Töchter und ihr braver Mann waren auch in der Kirche — Valette hielt eine deutsche Predigt — seine französischen habe ich lieber, weil er sie freier hält — Berny theilte das heil. Abendmahl aus. — Ach, es war schön, feierlich rührend — an Nancy schlossen sich ihr Mann und ihre Kinder, es rührte mich so, den guten Bontems

<sup>1</sup> Es war Daniel Vegrand im Steinthal.

communiciren zu sehen, es erinnerte mich an das vorige Jahr, wo unser guter Herr v. Ranzau mit uns war.

Nun verbringe ich meinen schönen Weihnachtstag ruhig in guten Gedanken, die der Herr segnen möge — und diesen Nachmittag kommt Berny wieder, und die Bontems kommen auch, um seine Ermahnungen zu hören, und den Abend brauche ich nicht hinauf zu gehen, ich esse und bleibe allein mit meinem guten Herzog.

Es ist dieß Alles schön — doch denke ich dabei mit Wehmuth an Dich, und Du fehlst mir gar zu sehr, liebe, liebe theure Mama; doch fühle ich, daß wir vereint sind, innig vereint in Gott — ich will Dir sagen, was ich so innig und heiß von ihm erflehte, als ich nach dem heiligen Abendmahl beten konnte: daß Er mir der Liebste, der Theuerste werde — der Mittelpunkt meiner Seele, den ich in Allem suchen möchte, in allen Vorkommenheiten meines Lebens — der Zweck und das Ende aller meiner Bestrebungen, daß ich zu seiner Ehre Alles thun möchte, daß ich in meinen heiligsten und kleinsten Pflichten Ihn suchen möchte, und wenn ich träge und untreu würde — daß Er mir klar vor die Seele treten möchte, auf daß ich mich schämte und Ihm mein Unrecht abbitten und ein neues Gelübde mit ihm machen könnte. Ich schreibe Dir dieß, weil dieß Gebet so heiß und inbrünstig war und ich Dich bitten möchte, es mit Deiner Fürbitte zu bekräftigen.

Nun küsse ich Dir die lieben, lieben segnenden Hände und empfehle Dir meinen Herzog, meine Kinder und mich selbst als

Deine Helene.

Näher noch an den Eintritt des furchtbaren Wechsels ihrer äußeren Freuden- und Friedensstunden mit denen des tiefsten Schmerzens und Jammers steht der Inhalt eines Briefes, aus dem wir hier einige Stellen mittheilen.

Billiers, Sonntag den 8. Mai 1842.

Eine herrliche Stunde verlebte ich im Gespräch mit Pfarrer Härter aus Straßburg. Von Natur kann man nicht schüchterner sein als er, nicht milder, nicht demüthiger — nicht kindlicher — er gewinnt dabei aber eine Kraft, eine Sicher-



heit, eine Ueberzeugungsgabe, welche die ganze Seele einnimmt. — Er hat mir von den vielen treuen Gebeten gesprochen, welche im Elsaß für mich, für meine Kinder aufsteigen, so daß es mir eine Seelenerquickung ist, an diese Schutzmauer zu denken, welche die treuen christlichen Seelen mir aufrichten — auch ließ er mich recht die Wichtigkeit der Treue in meiner Stellung fühlen — er hat mich dadurch recht ermuntert zum Gebet, zum festen treuen Anhalten an dem Herrn. Ach, hättest Du ihn nur hören können, liebe Mama. Er sprach mir viel von einem recht ausgezeichneten Mann, dem Professor Cuvier in Straßburg, der Professor der Geschichte ist, ein recht erleuchtetes Herz hat und für das Reich Gottes treu wirkt. Schreibe mir doch, bitte, liebe Mama, ob ich Dir das Büchlein von ihm geschickt habe, welches fragments chrétiens heißt — wo nicht, so thue ich es noch, denn es enthält sehr schöne Sachen, die Du wohl gerne mit der Tante lesen würdest. — — —

Ich habe meinen Brief nach Paris mitgenommen und finde hier den Deinigen, liebe Mama, welcher mir einen Stich ins Herz thut. Ach, unser guter vortrefflicher Herr Koch, der Freund und Lehrer meiner Kindheit, der meine ersten Religionsstunden mir gab und mich mit Ehrfurcht und Liebe zu Gott erfüllte! Ich kann gar nicht sagen, wie mich sein Tod betrübt, und wie von der andern Seite die Art seines Todes mir herrlich und trostreich erscheint. Der Herr hat es gut mit ihm gemacht und schenkt ihm jetzt die Seligkeit, die sein Herz so fest und treu geglaubt hatte. Aber die arme Frau und der arme Sohn! Wie ernst ist doch diese Zeit, wie Viele sind aus unserer Bekannt- und Freundschaft hinübergeschieden. O möge dieser Gedanke recht Viele mahnen an die Ewigkeit und an den Ernst des Lebens.

Wie lieb es Dir sein muß, ihn noch so kurz vor dem Hinscheiden gesehen zu haben, kann ich mir recht denken. Auch Clara und die Lützow werden es Dir recht danken. Sein Segen, sein Gebet wird über Dich und ihnen wie ein scheidender Sonnenstrahl leuchten.

---

## 16. Ein dunkles, ungelöstes Räthsel des Erdenlebens.

In jenen Zonen der Erde, in denen der Strahl der Sonne senkrechter und kräftiger als anderwärts auf die Tropennatur der Berghöhen herabscheint, pflegt die Nacht unerwartet schneller als anderwärts den Wanderer aus dem Norden zu überraschen. Er darf hier nicht rechnen auf den mildernden Uebergang der Tageshelle durch eine längere Dämmerung in das Dunkel der Nacht. Die Sonne sinkt, und die Sterne, aus ihrem unermessenen Abstand, gleichwie aus einer jenseitigen Welt, blicken auf den Einsamen herab.

Der Wechsel der lichtesten Helle mit dem erschreckendsten Dunkel, welcher im Jahre 1842 in das Leben der Herzogin von Orleans eingreift, läßt in keinem solchen Bilde der irdischen Natur sich abspiegeln; er brach aus einem Grunde hervor, in dessen Tiefe das Menschaugen keinen messenden Blick zu werfen, das erdgeborene Herz keinen Anhaltspunkt zu finden vermag. Und dennoch als diesem liebenden Herzen seine Sonne gesunken war, leuchteten ihm aus dem nächtlichen Himmel die Sterne.

Gedanken des Todes hatten sich der Seele der Herzogin schon bald nach dem Anfang des Jahres 1842 genahet, als sie mir im März von einer Sendung an sie schrieb:

„Sie hat ihr Ziel, hat ihren Zweck erreicht. Die stille Einsamkeit einer Trauernden war das Ziel, einen guten Augenblick ihr zu bringen sein Zweck, — ich danke Ihnen von Herzen für beides; die Worte, so tief, so ernst, so voll Glauben thaten mir unbeschreiblich wohl, heiße Thränen benetzten diese Zeilen u. s. w.

Der Schmerz, welcher damals ihr Herz traf, war ein tief gehender, und doch war er noch nicht jener tiefste, welcher am 13. Juli mit einer fast zerfchmetternden Macht über das schon wunde Herz einbrach.

Mitten in dem hohen Glück, das sie in Frankreich genoß, gedachte die Herzogin nach der Weise ihres treuen Gemüthes an Mecklenburg zurück. Sie sprach bei jeder Gelegenheit von ihren Verwandten in einer Weise zu dem Gemahl, welche sie

diesem lieb machen mußte, und als sie, schon in einem der ersten Jahre nach ihrer Vermählung, Aeußerungen von jenen erfuhr, welche von ganz anderer besserer Stimmung zeugten, als die war, in welcher man sich getrennt hatte, da wurde sie hoch erfreut. Auch war noch auf andere Weise, schon durch die persönliche Erscheinung der ehrwürdigen Frau Erbgroßherzogin Mutter, ein zutraulicheres Verhältniß zwischen der neuen Familie der jungen Fürstin und ihrem eigenen Hause angebahnt und seitdem gepflegt worden. Da starb am 7. März 1842 der Halbbruder der Herzogin von Mecklenburg, der Großherzog Friedrich Paul. Dieser Tod erschütterte das Gemüth der Schwester sehr und mochte nicht ohne Einfluß gewesen sein auf das leibliche Befinden derselben, das die Aerzte einer ernsteren Beachtung für benöthigt hielten. Man hatte der Leidenden den Gebrauch der Bäder von Plombieres angerathen; der Gemahl selbst brachte sie in den ersten Tagen des Juli dorthin, denn nur aus Liebe und Gehorsam gegen ihn hatte sie sich in die längere Trennung von ihm und ihren Kindern ergeben. Der Abschied von ihrem theuern Begleiter ward ihr ungleich schwerer, als der im Hafen von Port-Vendre, vor seiner Reise nach Algier, obgleich demselben so manche Gefahren zu Wasser und zu Land begegnen konnten, deren keine auf dem Weg von Plombieres nach Paris zu befürchten war. Der Brief aus Plombieres an ihre geliebte Mutter, welchen wir hier nachstehend mittheilen, läßt uns übrigens nichts von der Stimmung eines ängstlichen, sondern nur eines hoffenden Herzens bemerken, auch zeigt sich in ihm keine Spur von einer Ahnung des furchtbaren Ereignisses, welches, wenn anders sein Datum richtig ist, schon eingetreten war, als er (am 14. des Morgens) geschrieben wurde. Aber welcher Pilger der Erde hat nicht in ähnlicher Weise das Loos unserer inneren Blindheit erfahren für Alles, was nicht in die äußeren Sinne fällt!

Plombieres, 14. Juli 1842.

Meine liebe, theure Mama!

Aus einem stillen Thal der Vogesen schreibe ich Dir heute; aus einer Einsamkeit, in welcher ich recht oft Dein gedenke. Seitdem ich Dir geschrieben, haben wir unsere

Reise sehr glücklich gemacht; in kleinen Tagreisen, denn mein guter Herzog pflegt mich wie ein neugebornes Kind. Wir reisten durch die Champagne über Vitry nach Toul, dort ist eine sehr schöne alte Kirche. Von da gingen wir nach Nancy, wo das Andenken des guten Stanislaus noch frisch ist; dann über Spinal nach Plombières. Die Vogesen, in welchen ich hier lebe, erinnern mich sehr an den Thüringer Wald, an die frischen grünen Thäler von Eisenach, auch einige an das Schwarzburger Thal. Die Bevölkerung ist sehr gut, ruhig, still, brav, treu; noch sehr monarchisch. Es ist hier im Departement der Vogesen die Gemeinde von Oberlin, Waldbach; ich werde sie besuchen und Dein viel dort gedenken; wenn ich kann, so gehe ich auf sein Grab. Am vorigen Sonntag besuchte mich ein Pastor Jaudt, welcher in Rothau, der Filialgemeinde des guten Oberlin, angestellt ist. Er hielt uns Protestanten aus dem Haus eine kleine Betstunde, welche recht rührend und schön war. Er scheint ein treuer, schlichter, gläubiger Mensch zu sein.

Seit acht Tagen bin ich allein hier. Es ist mir oft recht weh ums Herz, so von Mann und Kindern und allen Lieben geschieden zu sein; doch finde ich auch hinwieder eine sonderbare Wohlthat in der Abgeschlossenheit, in dem ruhigen, einsamen Nachdenken. Ich bitte Gott, daß er mir diese Zeit segnen wolle.

Die Bäder werden mir, glaube ich, gut thun, für meinen dummen Magen. Weißt Du, was ich seit dem Monate Mai esse? Drei Milchsuppen des Tages — jede andere Speise thut mir Schaden; mit dieser befinde ich mich wohl; doch da ich nicht mein ganzes Leben dabei bleiben kann und endlich schwach würde, so hat man mich hergeschickt, um mich allmählich an ein anderes Regime zu gewöhnen. Die Bäder sind sehr angenehm, aber oft angreifend. Am 25. denke an mich, liebe Mama, ich werde den Tag in Straßburg ankommen und acht Tage mit dem Herzog dort bleiben.<sup>1</sup> Es unterbricht zwar meine Kur, aber es ist mir dieser Besuch dennoch sehr lieb. Elsaß ist mir immer lieb

<sup>1</sup> Leider eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung ging.



gewesen, ohne es zu kennen, weil die Bevölkerung den deutschen und französischen Charakter vereinigt; es sind so herrliche Menschen dort, daß es mich sehr freut, diesen Theil des Landes kennen zu lernen. Ich werde dem guten Deutschland recht nahe sein — ein eigenes Gefühl! — — —

Dennoch war in dem schmerzlich angstvollen Gefühl, welches sie bei dem Abschied von dem geliebten Gemahl durchdrang, eine furchtbare Wahrheit gewesen. Sie sollte wirklich nicht nur für wenig Wochen, sondern für die ganze Lebenszeit sein Angesicht nicht mehr sehen. Ich erzähle hier ein Ereigniß, welches, als es eintrat, in allen öffentlichen Blättern von Europa zur Kunde gebracht wurde, und welches noch jetzt bei vielen Seelen in lebendiger Erinnerung geblieben ist.

Am 13. Juli, als bei einer Fahrt nach Neuilly das scheu gewordene Pferd in rasender Eile dahinrannte, empfing sein theures Haupt bei dem Hinstürzen aus dem Wagen die Todeswunde. Man trug ihn in einen an der Straße gelegenen Krämerladen, wo er zwar noch einige Stunden lebte, doch in solchem Zustand, darin er sich seiner gefährvollen Lage nicht mehr bewußt ward. Denn er hinterließ kein Wort des Abschiedes an seine Gemahlin, an seine Kinder und empfing die letzten Umarmungen seiner herbeigerufenen, ihn trostlos umgebenden Familie ohne Erwiederung. Zu seinem deutschen Kammerdiener sprach er zuletzt noch einige deutsche Worte, welche jedoch ohne tieferen Sinn und Bedeutung waren. Der König, sein Vater, stützte mit seinem Arme das Haupt des Sterbenden, auf dessen Stirn seine Lippen ruhten. Um halb 5 Uhr war der Kampf der jugendlich starken Lebenskraft mit dem Zusammensturz ihrer zerbrochenen Hülle beendet; es war Alles still, denn die heißen Thränen der Königin Mutter waren stumm, und auch der Schmerz der Geschwister sprach nicht durch Worte, sondern nur durch ein leises Schluchzen. Da legte der König den entseelten Leichnam des Sohnes nieder auf den Boden und sprach seufzend: „Wäre ich es doch!“ nahm die Königin bei der Hand und ging mit ihr und den anwesenden Kindern in ein Nebenzimmer. Hier wurde der Schmerz unverhaltener und lauter, am meisten bei dem Prinzen Numale. Alle gedachten jetzt zunächst nur der bejammerungswürdigen

Gemahlin des Herzogs. Die Königin rief in tiefem Schmerz: „Wie soll man der armen Helene es verkünden, welch großes Unglück sie betroffen.“ — „Und welch ein Unglück ist das für Frankreich,“ sprach der König zu dem General Gerard, indem er ihm mit schmerzlich ernstem Blicke die Hand reichte.

Um 5 Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Vor dem kleinen Laden, der seitdem in die Ferdinandskapelle umgewandelt worden ist, nahmen Unterofficiere die Leiche auf der Tragbahre in Empfang, welcher die ganze königliche Familie zu Fuße folgte, umgeben von einer trostlosen Menge.

Dieser Schmerz, von welchem man in Wahrheit sagen kann, daß er durch das ganze Volk ging, war gerecht; Frankreich hatte den geistigen Hüter seiner nächsten Zukunft, den von der größern Gesammtheit des Volkes beglaubigten, feststehenden Bürgen für den innern Frieden und das Wohl des Vaterlandes verloren.<sup>1</sup>

Ohne eine Ahnung von dem, was geschehen, wandelte die Herzogin noch unter den Bewohnern von Plombières umher. Ihr Gemahl hatte bei seinem Abschied zu diesen gesagt: „Ich vertraue euch das Liebste an, das ich auf Erden habe,“ und bald war auch dem ganzen dortigen Volke, sowie den besuchenden Badegästen diese seltene Frau das liebste, theuerste Kleinod in ihrer Mitte geworden. Da kam zuerst die vorbereitende Nachricht: der Gemahl sei erkrankt, und sogleich, schon am Abend des 14. Juli um 8 Uhr war die Herzogin zur Abreise bereit. Sie fühlte sich von tiefer Angst ergriffen, sie weinte viel, doch fand sie im Gebet zu Gott um Seine Kraft Erhebung des Gemüthes und Trost. Sie sprach noch mit Allen, die ihren Wagen umringten, theilte reichliche Almosen aus und bat, man möge auch in Plombières für den kranken Prinzen beten. Ein lautes Schluchzen aller Umstehenden war die Antwort auf ihren Wunsch, welche das Herz der Scheidenden wohl verstand; der Segen der ganzen Bevölkerung begleitete die hohe Dulderin.

<sup>1</sup> Eine Freundin von mir hielt sich damals bei der Familie des Präfecten des Loire-Departements auf. Dieser hatte die Kunde von dem furchtbaren Unglück am Nachmittag erfahren. Er schloß sich in sein Zimmer ein, und in der ganzen darauf folgenden Nacht hörte man im Nebenzimmer die Worte und Seufzer seiner Klage über Frankreichs Unglück.

Wohin die angstvoll betrübte Frau kam, bezeugte ihr das Volk in ehrerbietig trauernder Haltung die allgemeine Theilnahme an ihrem Unglück, von welchem schon Viele die Kunde hatten, daß jedoch sie selber erst auf ihrer Reise durch die Begleiter in seinem ganzen Umfange erfuhr. Ihre Schwäger waren ihr entgegengekommen; was da geschah, das berichten Zeugen, welche, so weit ihre Augen unter den Thränen es vermochten, diese Begegnung der Geschwister sahen. Die Herzogin war in dem Wagen auf ihre Kniee gesunken, Diener und Postillone umringten denselben schluchzend. Von dem Eintreten der jungen Wittwe zu der königlichen Familie in Paris konnte keiner der Augenzeugen einen Bericht in Worten geben. Es gibt einen Schmerz, der, aus der tiefsten Tiefe unseres Wesens kommend, seine Ausdrücke, seine Töne, nicht aber Worte hat, welche die Zunge nachsprechen kann.

Gleichzeitig mit dem nach Plombières abgesendeten Courier, hatte der König den Herzog von Praslin an die Frau Erbgroßherzogin Auguste abgesendet. Diese befand sich zwar so eben zum Gebrauch einer Kur in Marienbad, eilte aber alsbald zu der trauernden Tochter nach Paris. In merkwürdiger Weise war die Seele dieser seltenen Mutter zu dem Werke, welches ihr hier oblag, auch von außen, durch tief in ihr Herz greifende Ereignisse vorbereitet und bekräftigt worden. Zu diesen Ereignissen gehörte selbst jenes, dessen schon der oben S. 131 mitgetheilte Brief der Herzogin an ihre Mutter erwähnt. Es war dieß der Besuch am Sterbebette und das stille, glaubensfreudige Ende des frommen Pfarrers Koch, des Lehrers des Prinzen Albrecht. Ich habe von diesem mir unvergeßlich werthen Manne, den ich erst auf der gemeinsamen Reise mit dem Prinzen Albrecht von Mailand bis ins Rhonethal persönlich kennen lernte, schon oben gesprochen. Er war seit dem November 1841 bedenklich erkrankt, jetzt aber, wie man meinte, auf dem Weg der Besserung. „Ich durste,“ so schreibt mir die hohe Freundin, sowohl des seligen Koch als die meinige (aus Marienbad im Juli 1842) „in dieser Erwartung es wagen, mir noch einen Segen von ihm zu meiner Reise zu holen, und er hatte mir erlaubt zu kommen. Ich fand ihn wohl noch schwach, aber freundlich, liebevoll und erfreut,

uns drei: Fräulein Sinclair, L. Lützow und mich zu sehen. Fünf glückliche Stunden brachte ich in dem mir so lieben Pfarrhause zu. — Seine alte Mutter schien mir sterbend. Ich fand sie schon seit einiger Zeit bettlägerig, die Hände gefaltet, ihrer Befreiungstunde harrend. Von ihr glaubte ich einen letzten Abschied zu nehmen, nicht aber, so sehr mir auch bei seinem letzten Anblick das Herz brach, von ihrem Sohne, den ich wieder zu finden hoffte. Aber nur zwei Tage später, und er war eingegangen zu seines Herrn Freude. O welche neue, schmerzliche Lücke in unserem Kreise!

Nun, mit den Kräften des letzten Segens eines treuen Zeugen, der nun ganz daheim war, da, wohin sein Herz in seliger Hoffnung schon längst voranging, kam die Mutter zu ihrer Tochter. Sie staunte nicht über die für Andere unbegreifliche Ergebung der Trauernden nach solcher schweren Prüfung, denn sie wußte, woher solche Ergebung kam. Sprachens dieses doch selbst die Zeilen aus, welche sie am 16. Juli der Mutter entgegengefendet hatte.

#### Thure liebe Mutter!

Der entsetzlichste Schlag hat mich getroffen. Du weißt ihn schon durch den Brief der Königin. — O Gott, Du bist streng und geheimnißvoll in Deinen Wegen, aber dennoch glaube ich an Deine Barmherzigkeit!

Liebe Mama, ich bin zerrissen im tiefsten Herzen. Du fühlst es mit mir, denn Du liebtest ihn ja so, ach, und er liebte Dich so innig. Ich kann Dir nichts schreiben als mein Unglück, denn mein Kopf ist ganz schwach, meine Augen brennen, meine Hand zittert, und mein Herz ist zum Zerspringen — — — Ach, theuerste Mutter! welche Peise für Dich — in Deinem Alter noch so bitterm Kummer, noch diesen zu erleben! O komm, komm, daß wir mit einander weinen und beten.

Dein Kind.

N. S. Ich bin heute von Plombieres gekommen und bin wohl, auch meine Kinder sind Gottlob wohl — auch der König — aber in welchem Zustand! schildert kein Wort.

Die Herzogin war gewöhnlich still und schweigend, sie entzog sich aber keinem Anspruch, dessen Gewährung sie für ihre



Pflicht hielt. Als man zögerte, einige in ihrem Hause angestellte Personen, welche ihr Beileid auszudrücken wünschten, bei ihr einzuführen, sagte sie: Laßt sie eintreten! ich will so bald als möglich alle Bezeugungen von fremdem Schmerz hinnehmen, damit ich um so eher mich dem meinigen ganz überlassen kann.

Die Kinder, wie natürlich, verstanden nichts von ihrem unerseßlichen Verlust, nichts von der Ursache der Thränen ihrer Mutter, welche sich jetzt mit verdoppelter Zärtlichkeit ihnen ganz hingab. Der Graf von Paris verlangte in den ersten Tagen oft nach seinem „kleinen Papa“ und sah dann mit Verwunderung, wie bei diesen Worten seine arme Mutter heftiger weinte.

Die Liebe ihrer theuren Mutter gewährte der Herzogin eine große Aufrichtung aus ihrem sie niederbeugenden Leid. Inbrünstiger vielleicht denn jemals dankte sie Gott, daß er ihr diese Mutter noch erhalten hatte. Sie überließ sich ganz Ihm, erwartete Alles von Ihm, der sie auf diesen Kreuzesweg gestellt hatte. Er hatte ihr das Stillsein in ihrem Schmerz geschenkt, hatte ihr den Weg der Pflicht gewiesen durch das nun für sie verödete, farblose Leben. Der Glaube blieb ihr fest, daß Er sie nicht verlassen, daß Er sie wieder an das Leben knüpfen werde, wenn es so sein sollte, denn für jetzt hatte dasselbe keinen Werth für sie.

Auch die Königin, in ihrem tiefen Schmerz, stand ihr groß zur Seite; sie blickte mit Rührung und Bewunderung auf die Tochter, die so unermesslich viel verloren hatte, und die Tochter wendete sich mit verdoppelter Liebe und Ehrfurcht der Mutter ihres Gemahls zu, denn sie wußte, was ihr dieser gewesen.

Mitten in ihrem heißesten Schmerz bekannte und erkannte es die so bald zur vereinsamten Wittwe gewordene Herzogin an, daß es dennoch ein unschätzbare Gewinn sei, ein solches Erdenglück besessen zu haben, wie das ihrige gewesen, und so geliebt zu haben wie sie. „Meine fünf Jahre des höchsten Glückes“, so sagte sie oft zu ihrer mütterlichen Freundin, der Generalin von Both, „hätte ich nicht hingeben mögen, wenn ich auch dadurch all den Leiden, die mich später trafen, hätte entgehen können“, ja zu einer andern Freundin sagte sie: jede Minute ihres damaligen Glückes sei ihr zu kostbar gewesen, um damit Jahre des Schmerzens abzukaufen. Ihr Glück sei zu

vollkommen gewesen, darum habe es nicht dauernd sein können. Darum könne sie nur noch danken für das Vergangene, und in solchen seltenen Augenblicken überwölge in ihr das Gefühl des Dankes weithin jenes des Leides.

Freilich kamen ihr zuweilen Stunden des innern Dunkels, in denen sie fragte: mein Gott! warum hast Du das zugelassen? So nach der höchst merkwürdigen, wahrhaft wundervollen Lebensrettung der ganzen königlichen Familie am 29. August 1843 nahe bei der Küstengegend von Cu. Sie schreibt darüber an ihre Mutter: „Ich dachte es wohl, daß die augenscheinliche Bewahrung, welcher Gott uns am 29. August bei Cu würdigte, Dich rühren würde. Doch wußte ich es auch, daß Du die ganze Bitterkeit, alles Schmerzliche der Gefühle empfinden müßtest, welche uns Alle und mich insbesondere erfüllten, als ich Gott für diese Bewahrung dankte. — Ach, es ist schrecklich zu denken; warum warst Du heute mit uns? und damals nicht? Und doch müssen wir glauben, daß Er auch damals ihm zur Seite gestanden ist und daß Seine strenge Führung dennoch eine gnädige war. Doch dieses immer recht im Innersten des Herzens zu fühlen, ist schwer.“

Aber selbst dann, wenn die schweren, die bittern Stunden fast häufiger werden wollten als die guten, da flehte sie Gott an, Er möge jene eine Frucht bringen lassen für die Ewigkeit. Freilich war zuweilen ihr Sehnen, da zu sein, wo ihr Herz war, so heftig, daß sie den Drang fühlte, Gott zu bitten, er möge sie erlösen aus diesem Leben der Trennung; doch der Geist des Friedens und des stillen Ausharrens bei ihrer Pflicht, im Aufsehen auf Gott, kehrte immer bald wieder zurück und brachte jeden Drang der Ungeduld zum Schweigen.

Von den innern Kämpfen jener schweren Stunden, in denen kein Menschentrost, sondern nur die Gnade von oben kräftige und nachhaltige Hülfe bringen kann, gibt selbst noch der Inhalt eines Briefes Kunde, welchen die theure Herzogin zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahles an mich schrieb. Ich theile hier einige Stellen desselben mit.

Schloß Cu, 21. September 1842.

„Einen Blick in das Reich der Wahrheit und der Ewigkeit hat mich in meiner tiefen, thränenvollen Nacht Ihr

Brief thun lassen, verehrter Professor; einen Blick, der erhebend, augenblicklich stärkend auf meine geknickte Seele gewirkt hat. Das war gewiß Ihr Wunsch; dieser Wunsch ist erfüllt. Jetzt komme ich zu Ihnen und sage Ihnen den Wunsch meines Herzens: schreiben Sie mir, ich bitte Sie, wenn Sie an mich, an mein unermessliches Unglück, an die ernstesten, schwersten Führungen des Herrn mit mir denken, solche Worte des Trostes nicht, wohl aber solche der Wahrheit, welche mir mit der Zeit zum Himmelstrost werden sollen. — — Schreiben Sie mir immer, was der Geist (das Wort) Gottes Ihnen über das Sein der Ewigkeit enthüllt. Dem Auge des Glaubens sind gewiß schon einige Blicke hinüber in das ewige Vaterland vergönnt; das meinige aber ist noch zu thränenschwer, daß es nicht klaren, festen Blickes hinüberschauen kann. Das Leid des gebrochenen Herzens, des gebrochenen Lebens, das Leid um meine Kinder, um mein Vaterland, um die Zukunft ist noch zu heftig, seine Stimme ist noch zu laut, als daß ich die Stimme des Herrn vernehmen könnte. Und doch auf Augenblicke wohl glaube ich ein Wort aus jenem Reiche der Todten oder vielmehr der wahrhaft Lebendigen zu vernehmen; ein Wort, das vom Kreuz herabsinkt auf mein wundes Herz; doch ist es bald durch die Stimme des jammervollen Lebens übertäubt. Nur Eines bleibt meiner Seele in diesem Kampfe klar, nur Eines habe ich bisher nicht verleugnet: es ist der feste Glaube, daß in Gottes dunkelsten und schrecklichsten Prüfungen dennoch ein Liebesgrund liegt; nur Eins habe ich gelernt, als ich auch nicht mehr beten konnte: Ihm das namenlose Opfer täglich und stündlich von Neuem zu bringen, zu sagen: Dir Herr! übergebe ich ihn, Du hast es gewollt, so geschehe es denn. — — Beten Sie mit uns für mich, beten Sie für meine armen Kinder, bitten Sie den Vater der Waisen, daß Er sich über sie erbarme. Stets mit aller Verehrung

Helene.

---

## 17. Es wird wieder Licht.

Die vorstehende Ueberschrift sollte an den wohlbekanntem Vers eines uralten Lobliedes aus Jerusalems Tempel erinnern: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen“ (Ps. 97. V. 11). Die Erfüllung dieser Verheißung sehen wir vor uns, an dem Beispiel der tiefgebeugten fürstlichen Wittwe.

Allmählich, wie sie es still erwartet hatte, fand sie sich selber wieder in der Liebe zu ihren Kindern, die ihr Gott als Engel des Friedens gelassen hatte, als er Den zu sich nahm, der ihres Herzens höchste Lust war. Auch ward ihr eine große Kraft der Freude und Aufrichtung gewährt, als am 15. October ihre theure mütterlich-schwesterliche Freundin, die Pflegerin ihrer Kindheit, Nancy Bontems zu ihr kam. Sie erwachte wieder in ihrer ganzen Kraft; mit immer höherer Freudigkeit lebte sie ihrem hohen Beruf, der Pflege ihrer Kinder und der Erziehung derselben zu Gottes Wohlgefallen und dem Dienst und Nutzen der Nächsten. Während man in dieser Zeit der Trübsale sehr für ihre Gesundheit gefürchtet hatte, zeigte sich diese gegen alles Vermuthen mehr denn sonst bekräftigt. Auch erschien sie im Umgang mit den Ihrigen wieder heiterer. Denn es war in ihr eine solche Liebe und ein solches Bedürfniß, Andere glücklich zu sehen, daß sie es bald lernte, ihr Leid allein zu tragen; daß sie versuchte zu lächeln, um die wieder erwachende Heiterkeit der Ihrigen nicht zu stören. Wer aber dafür ein Auge hatte, der konnte bei dem Anblick eines solchen gottergebenen Schmerzes und solcher Sanftmuth nicht ungerührt bleiben. Auch konnte es jedem mitfühlenden Herzen nicht verborgen bleiben, daß die Sonnenstrahlen des freudigen Geistes durch das dunkle Gewölk eines tiefen innern Schmerzens hervorbrachen, welcher uns in den nachstehenden Briefen an die theure Mutter, namentlich an gewissen Gedenktagen mehrerer der zunächst folgenden Jahre vor Augen tritt.

Aus einem Briefe vom 2. Juni 1843:

Am 29. (Mai) am Tage, wo wir vor 6 Jahren in Fontainebleau ankamen, waren gewiß Deine Gedanken bei mir,



und am 30. lasest Du gewiß mit Rührung den schönen Spruch im Textbüchlein: „Was ich thue, das weißt Du jetzt nicht, Du wirst es aber hernach erfahren.“ Es durchdrang mich dieses Wort mit seinem geheimnißvollen und hoffnungsvollen Trost. — —

Dreux, <sup>1</sup> 14. Juli 1843.

Meine theure Mutter!

Hier, aus der Wohnung des Friedens und der seligen Ruhe, wo wir zwei Tage verweilt haben, will ich Dir noch vor unserer Abreise schreiben, meine treue, liebe Mutter. — Hier, wo ich mitten im Schmerz des Todes am Grabe des Theuern den Frieden, die beseligende Hoffnung habe in meine Seele einziehen fühlen, will ich die Bitte an Dich richten, Deine Besorgniß um mich zu stillen, wenn Du mich in Dreux weißt und die Ermahnung nicht mehr an mich zu richten: „Gehe nicht wieder hin.“ Es hat mir der Herr so unendlich viel Gnade, Friede und Trost aus dem Gebete an dieser heiligen Ruhestätte ersprießen lassen; ich habe in der Betrachtung des Geheimnisses der ewigen Wiedervereinigung, in dem Versenken meines Geistes in die allerbarmende Gnade und Liebe meines Gottes einen so überschwänglichen Trost gefunden, daß ich, die ich geknickt, geschlagen, erstorben hergekommen, gestärkt und aufgerichtet fortziehe. — Mir ist es, als habe ich die Lebenslust der Ewigkeit geathmet; als habe ich am Thor des Himmelsjaales gekniet, aus welchem ein Strahl mein Herz getroffen, aus welchem ein Klang jener ewigen Harmonie mich berührte. Ja, ja, der Herr geht mit uns an das Grab unserer Geliebten, wenn wir Ihn nur mit Zuversicht und Innigkeit darum anflehen. Er, der Freund und Arzt unserer Seelen, ist und bleibt uns treu und zeigt uns das Land, wo alle Thränen getrocknet, wo alles Leid und Geschrei ein Ende haben werden. Liebe Mama! auch für Dich habe ich innig, in tiefster Seele gebetet. Gestern an dem 13.,

<sup>1</sup> In Dreux finden sich die Gräfte der Orleans'schen Familie, seit alter Zeit. Auch der Leichnam des Gemahls der Herzogin Helene: Ferdinand Philipp von Orleans, war hier beigesezt worden.

dem Tage, wo ich Deine Gebete fühlte, wo ich es wußte, daß Du bei mir warst. Wir waren Tags zuvor am Abend gekommen, um den 13. still hier zu verleben. Ein großes, feierliches Todtenamt war in der neuerbauten Kirche gefeiert. Es war viel Schönes in dem Gesang der Psalmen, des dies irae dies illa — doch keine Feier, keine Predigt, kein menschliches Wort kommt dem gleich, was der Herr der liebenden Seele in der Stille des Grabes sagt; kein Wort vermag das Gefühl auszudrücken, was Er mich hat empfinden lassen. Erstorben und kalt und matt war ich kürzlich dem heiligen Abendmahle ausgewichen; ich hatte es nicht genommen, wie ich es gekonnt, mit der Gemeinde; heute fahre ich mit dem innigen Wunsche nach Neuilly zurück, es übermorgen zu genießen, und hoffe Befestigung meines Glaubens, meiner Hoffnungen, Anfeuerung meiner Liebe zu dem Herrn daraus zu schöpfen.

Ich umarme Dich in Gedanken, theure liebe Mama; und da ich Dir so offen gesagt, wie es mir hier ergangen, wirst Du für mich nichts mehr befürchten, wenn ich zu meinem theuern Grabe wallfahrte.

Ich küsse Deine lieben Hände in Gedanken als Deine treue Tochter

Helene.

Aus dem Briefe vom Weihnachtstage 1843 hebe ich nur eine Stelle hervor:

Gestern habe ich in der Kirche der Erlösung communicirt, nachdem am Vorabend Berny uns eine schöne Vorbereitung gehalten. Am gestrigen Abend hielt er wieder eine eindringliche schöne Rede „über das Treusein“, und lange redeten wir noch zusammen darüber. „Ach, daß das Herz fest würde und sich nicht stets so vieler kleinen Untreuen schuldig machte.“ Er drang besonders auf Beharrlichkeit und stetes Erhalten der Seele in der Gegenwart des Herrn. Wenn eine Zerstreuung naht, müssen wir ihr entgegengehen mit dem Gebet: „Herr, bleibe bei mir.“ Wenn sie verzogen ist, uns wieder sammeln in Seiner Nähe. — Kurz, stets in der Gegenwart des Herrn leben, unter seinem Auge, wie Kinder unter dem Auge der Mutter. Das wird mir so schwer —

mein Fehler ist: mich im Allgemeinen zu verlieren und darüber das tägliche Leben mit seinen stündlichen Gefahren zu vergessen. Gott wolle mir beistehen und meine Augen öffnen über meinen Zustand, mir die Kraft geben, an mir zu arbeiten. — —

Auch aus dem darauffolgenden Jahr 1844 beschreibt uns die Herzogin ihre innern Erfahrungen während der Gedentage der Hinnahme ihres Gemahls, in einigen Briefen an ihre theure Mutter. Wir theilen hier einige Stellen aus diesen Briefen mit:

Aus einem Briefe vom 2. Juli 1844, an ihre Mutter.

— — Wie mir zu Muthe ist, seit wir in den schweren Monat getreten, sage ich Dir nicht, liebe Mama. Heute ist der Tag, wo wir vor zwei Jahren die Reise nach Plombières antraten, wo er so sorgsam, so väterlich freundlich für mich' war. — Ach, jede Stunde hat eine liebe Erinnerung, und jede Stunde führt mich dem furchtbaren Tage näher, an dem ich Alles verloren.

Wie falsch urtheilen die Menschen, wenn sie meinen, die Zeit heile die Wunden; der Schmerz ist wohl nicht mehr so wild, aber darum nicht weniger tief, und je mehr die Wunde geheilt scheint, je tiefer schmerzt sie, weil die Oberfläche sie verbirgt. Gott wolle nur meinen Schmerz heiligen und verhindern, daß meine Seele nicht darin erlösche; dieß Gefühl habe ich jetzt so oft und so peinigend — es ist schrecklich, sich geistig und seelisch sterben zu fühlen. — Gott bewahre mich davor. — —

Aus einem Brief vom 14. Juli 1844.

— — — Gott hat mein Gebet in Dreux (obgleich mich die moderne Umgestaltung des Grabgewölbes anfangs etwas zerstreute) wieder erhört und mir recht gesegnete Stunden geschenkt, in denen ich die trostvolle Vereinigung empfand. Auch ward mir der Trostspruch: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Gnade,“ ganz besonders beseligend. Ich zog ihn aus meinem Schatzkästchen in der Nacht, nachdem ich am Grabe gebetet. Der schreckliche 13. Juli verstrich im Gebet und Lesen und

lieben Gesprächen mit der theuren Louise,<sup>1</sup> welche mir immer lieber wird und mich so erbaut durch ihre großartigen religiösen Ansichten. Erst um 7 Uhr Abends konnten wir fort und kamen um 2 Uhr Nachts an. Heute Morgens begrüßte mich mein lieber kleiner Paris wie ein Sonnenstrahl. Er war so froh, mich wieder zu sehen, und ließ es recht fühlen. Er hatte mir einen schönen Spruch abgeschrieben, den er mir geschickt hatte.

Auch vom Jahre 1845 will ich hier noch Stellen aus etlichen Briefen mittheilen, deren Inhalt in gleicher Weise, als der der vorstehenden, das Festbleiben bei dem Quell alles Trostes bezeugt.

An ihrem Geburtstage, am 24. Januar 1845, schrieb die Herzogin an ihre Mutter:

— — An solchen Tagen, welche keine höhere Bedeutung haben, als die, uns einen Rückblick in die Vergangenheit thun zu lassen und unsere Herzen zu Gott zu erheben, fühlt man ganz besonders, wie die Zeit flieht, und wie mit ihr so Vieles durch unser Herz gezogen ist. Möchte doch der Segen des Herrn jedes Jahr zu einer innern Lebensstufe machen und uns dem ewigen Ziel näher geführt haben. O welche Geduld muß der Herr mit uns haben, wenn er unser langsames Fortschreiten und oft unsern völligen Stillstand sieht; wie tief fühlen wir die Göttlichkeit in dieser Geduld, deren wir nicht fähig wären.

— — Seit ich Dir nicht schrieb, liebe Mama, hat das rege, brillante Pariser Leben seinen Anfang gemacht, und auch in den Tuileries lebt man pflichtmäßig. Bälle, Concerte, Theater folgen aufeinander — ich bin dann recht still in meiner Klause, und wenn ich die Musik über mir bei Remours höre, da fühle ich, daß mir in meinem Schmerz und in meiner Abgeschiedenheit Gott doch den guten Theil verliehen hat, und trotz der Trennung von dem bitterlich Beweinten ich mit ihm mehr vereint bin in der Gemeinschaft des Gebetes, in der Gemeinschaft des Geistes, als ich es in dem Strudel der Welt wäre. Das sind selige

<sup>1</sup> Die Königin von Belgien.



Augenblicke, in denen ich den Frieden von oben empfinde. Doch sie dauern nicht fort, und der Schmerz und die Bitterkeit des Lebens greifen mich dazwischen immer wieder an.

Am Ostertage 1845 schreibt sie:

Heute ist der schöne Ostertag; ich komme Dir ein recht gesegnetes Fest zu wünschen, theure, liebe Mama, und mich im Geiste mit Dir an der Bedeutung des Tages zu erfreuen. Wie wäre doch unser Dasein so elend, ohne die Hoffnung, ohne die Ueberzeugung, welche uns das Fest der Auferstehung gibt; ohne die Besiegelung des großen Erlösungswerkes; wie wären unsere Thränen so bitter, über unsere dahingeschiedenen Lieben, wenn wir sie nicht im Auferstehungsglänze erblickten.

Und dennoch, wenn sie all ihre späteren Schmerzen der Trennung gegen die Freuden abwog, welche sie in dem Verein mit ihrem Gemahl genossen hatte, blieb ihr Urtheil immer dasselbe, wie sie es in der nachstehenden Stelle eines Briefes an die Mutter ausspricht:

— Du überschreitest heute <sup>1</sup> unsere Grenzen; das ist ein Schritt mehr in die Ferne, welcher mich schmerzt. Wie oft wirst Du auf diesem Wege an unsere Hieherreise im Jahre 1837 gedacht haben! Wie anders, wie schön war es damals! Doch die Hoffnungen haben mich nicht betrogen; sie sind weit überstiegen worden durch die Wirklichkeit. Und wenn sie auch jetzt ins Grab gesunken sind, so tauschte ich doch mit keinem andern Loos.

## 18. Der Fortgang des äußeren Lebens.

Nur im Vorübergehen fassen wir die wechselnden Begebenheiten der Außenwelt ins Auge, über deren bald ruhigeren, bald ungestüm auswirbelnden Strom das Stilleben der Herzogin seinen Taubenflug nahm. Ein Familienleid, welches auch

<sup>1</sup> Bei der Zurückreise nach Ludwigslust, am 10. Mai 1843.

das theilnehmende Gemüth der Trauernden traf, war im Februar 1844 der Tod des Herzogs von Coburg. Nicht ohne Grund machten sie vor Ostern die Gerüchte der Spannung zwischen der Universität wegen ihrer möglichen Folgen besorgt. — Die begeisterte Aufregung des Volkes über die glänzenden Siege des Prinzen Numale in Afrika (im April 1844) nahm in der Seele der Herzogin eine andere Gestalt: jene des eifrigen Verlangens an, für die verwaisten Kinder der Gefallenen in Afrika zu sorgen. — Die Familienfreuden am Geburtstag des Prinzen von Joinville und zugleich einer neuen Enkelin des königlichen Hauses wurden auch aus der Ferne her durch Siegesnachrichten aus Afrika noch erhöht, welche sich von hier an noch täglich bis in den Herbstmonat vermehrten. Von einer dem Gemüth näher liegenden Art waren die Freuden, welche ihr um diese Zeit der vertrauliche Umgang mit ihrer Schwägerin, der Gemahlin des Prinzen von Joinville, gewährte. Denn in Franziska's, der gebornen Prinzessin von Brasilien, edlem Wesen wohnte ein stiller, hoher Geist. In dieses Jahr fällt auch die Verlobung und Vermählung des Herzogs von Numale mit einer neapolitanischen Prinzessin.

Ueber den äußeren Begebenheiten, namentlich den politischen Stimmungen in den nächstfolgenden Jahren, so viel es in den Briefen der Herzogin an ihre Mutter sich abspiegelt, liegt ein schweigendes Erwarten, von dessen Wesen wir später reden wollen. Hier aber, wie in dem ganzen nachstehenden Kapitel begleiten wir nur sie selber auf ihrem Taubenflug.

Eine fast schwärmerische Liebe zeigte sich im Volke zu ihr, welches lange keinen solchen Gegenstand seiner allgemeinen Zuneigung und Bewunderung gehabt hatte. „Wir haben,“ so ließ sich in jener Zeit eine Stimme vernehmen, „in ihr einen großen Schutz für unser Land, denn durch die Liebe zu ihr wird das arme Volk veredelt. Dieß wird einst schöne Früchte tragen für ihre Kinder, und dann wird auch sie wieder glücklich werden.“

Tag um Tag, Woche um Woche, ja Monate gingen in gleicher Weise über sie hin. Sie schrieb in dieser Zeit zwar noch so oft als sonst an die Mutter, seltener aber an die andern alten Bekannten und Freunde. Sie scheue sich, sagte sie,

vor solchen Veranlassungen, durch welche sie zu sehr in die Tiefe ihres Seelenleidens gerathen könne, ohne daß, wie dieß in einem Gespräch mit Gleichgesinnten möglich sei, der Entfernte, an den sie schrieb, für ihre eben gegenwärtige Stimmung ein entsprechendes Wort zu ihrer Ermuthigung und Bekräftigung sagen könne. Sie wolle aber nicht die Stimmung ihres eigenen, inneren Leides, sondern die Zusprache des freudigen Geistes vernehmen, der in andern guten Menschen wohne.

Schon im Jahr 1843 gelang es ihr, einen Erzieher für ihren ältesten Sohn, den Grafen von Paris, zu finden, welcher allen Wünschen und Anforderungen ihres besorgten Mutterherzens entsprach.

„Unter Tausenden,“ so schreibt sie, „hätte ich Keinen gefunden, welcher meinen kleinen „Paris“ liebevoller und weiser zu leiten verstände. Es geht auch übrigens dem Kleinen sehr gut, sein Herz, sein Geist, seine Gesundheit entwickeln sich in erfreulicher Weise.“

Der treffliche junge Mann, dessen Auffinden die Herzogin so beglückte und welcher auch die ersten schweren Jahre des Exils mit ihr theilte, ist Regnier, dessen persönliche, wenn auch nur im eiligen Vorübergehen gemachte Bekanntschaft mir nur ein unsicherer Traum meines an Begegnungen solcher Art reichen Lebens geworden ist.

Von dem Herzog von Chartres schreibt in demselben Briefe seine Mutter:

„Robertchen ist nicht mehr krank, obwohl blaß und mager, dabei aber voll Lebensmunterkeit und kleiner Schelmenstücke.“

Die Frau Herzogin hatte für diesen jüngsten Sohn eine deutsche Bonne in Dienst genommen, denn er sollte zuerst die Sprache seiner Mutter erlernen; auch ließ diese oft deutsche Kinderbücher von Poggi und Andern für ihn kommen.

Im Sommer 1843 ward ihr auch der Trost, wieder eine längere Zeit mit ihrer theuern Erzieherin, der Madame Bontems zusammen zu leben, an deren Liebe, Weisheit und Erfahrung sie sich jederzeit von neuem erquickte. Sie verweilte abwechselnd mit der königlichen Familie in Neuilly und Tu am Meeresufer, was ihr wohlthat, bis spät im Herbst, und weilte noch im November in St. Cloud.

Nicht nur die nächst um sie und mit ihr Lebenden, auch die in der Ferne wohnenden Freunde konnten nun bald bemerken, wie die Theilnahme an Allem, was die ihr werthen Bekannten betraf, wieder so lebendig und warm, ja noch lebendiger sei als sonst. Namentlich hatte sie in der Schule ihrer eigenen Leiden es gelernt, Leidenden den rechten Trost zuzusprechen, für welchen die in fortwährendem Glücke Lebenden nur selten die rechten Worte haben. Sie machte die mehr oder minder schwer geprüften Freunde darauf aufmerksam, wie der Herr in jede Trübsal, jedes Leiden das Element des Guten lege.

„Doch unser Auge ist oft zu blind, um zu erkennen, unser Herz zu kalt, um es dankbar zu fühlen. Ja, in uns liegt stets die größte Schuld unseres Leidens. Wären wir, wie wir sollten, im rechten Verhältniß zu unserm Gott, so würde Alles eine andere Gestalt gewinnen, und Süßigkeit strömte uns aus den bittersten Quellen. Darum müssen wir auch am meisten beten, daß der Herr unser Herz zu sich ziehe, uns erleuchte und uns den Werth seiner Gnade recht lebend fühlen lasse, denn dann gewinnt das Leben einen neuen Werth, und jedes Ding erscheint uns in seinem wahren Licht.“

Mit welcher Dankbarkeit sie jeden kleinen Erweis von Ehrfurcht und Liebe, auch wenn er von dem Geringsten ihrer alten Freunde und Bekannten kam, aufnahm, das mag der nachstehende kurze Brief an mich bezeugen, den sie im März des darauffolgenden Jahres schrieb:

Tuileries, 16. März 1843.

Wenn ich Ihnen sagen wollte, in welchem Grade mich Ihre letzte Sendung erfreut hat, verehrter Professor (diesen Namen, der mir seit 30 Jahren lieb ist, kann ich nicht mit einem fremden vertauschen), so möchte ich Sie in das Auge meines Kindes blicken lassen, welches voll Erwartung und Freude den Erzählungen lauscht, die ich ihm über Moffat machte.<sup>1</sup> In Ihrem Werkchen schöpfte ich täglich Nahrung, und die Abende verstrichen zwischen mir

<sup>1</sup> Die Geschichte des südafrikanischen Missionärs Moffat (Livingstones Schwiegervater), welche die Frau Herzogin meint, steht in meinem „Alten und Neuen“ (neue Folge, erster Band S. 324).



und den beiden Kleinen, indem wir dem treuen Manne auf seiner heldenmüthigen Wanderung folgten. Empfangen Sie den wärmsten Dank für diese Mittheilung, so wie für die übrigen, welche dieses Büchlein enthält, und nehmen Sie ihn ebenfalls für Ihren so lieben Brief auf, der mich tief gerührt hat.

Recht viel habe ich von Ihnen mit Herrn von B . . . . . geredet, welcher Ihnen diesen Brief bringt. Jede Gelegenheit, welche sich mir darbietet, dieses Andenken auch bei Andern zu erfrischen, ist mir lieb; in mir braucht es der äußeren Bemühungen nicht; denn recht, recht oft denke ich des treuen, geliebten Lehrers unserer Kindheit und wünsche einmal noch auf dieser Erde seine Stimme zu vernehmen. — Wie Gott will.

Leben Sie wohl, mit der treuen Hausfrau und den geliebten Kindern und Kindeskindern, und gedenken Sie der fernern, Ihnen stets anhänglichen

Helene.

Nabe um jene Zeit, in welcher der vorstehende Brief geschrieben ist, hatte die Herzogin die Freude, einen Mann aus dem Steinthal persönlich kennen zu lernen, der ihr schon seit einer Reihe von Jahren sehr lieb und werth war, den theuern Daniel Legrand.<sup>1</sup> Dieser hatte sie schon in der schmerzlichsten Zeit ihres Lebens durch einen herzlich theilnehmenden Trostbrief über den Tod ihres Gemahls tief gerührt und sie an den Weihnachtsfesten mit guten Büchern beschenkt. Sie erkannte (nach Aeußerungen ihrer Briefe) in ihm einen kindlich gläubigen Mann, rührend durch seine Frömmigkeit, einen rechten geistigen Israeliten an, in welchem kein Falsch ist; nennt ihn einen treuen Jünger des Herrn aus Oberlins guter Schule.

Menschen dieser Art, bekräftigt und durchdrungen von dem Geiste Christi, welcher Alles in uns neu macht und uns in alle Wahrheit leitet, waren auch in dieser Zeit ihr liebster Umgang. Ein solcher Genuß wurde ihr in der Bekanntschaft mit

<sup>1</sup> Man vergleiche meine kleine Schrift: „Züge aus Oberlins Leben.“ 8. Auflage. S. 109.

Frau von Staël zu Theil, welche mit dem jüngsten Sohn des Herzogs von Broglie während des Winters 1844 in Paris sich aufhielt.

Sie kommt, so schreibt die Herzogin, zuweilen zu mir und thut mir immer durch ihre Nähe wohl. Sie hat etwas so Imponirendes durch ihre heilige Würde, oder vielmehr durch den Abglanz der Gegenwart Gottes, welchen man aus ihrer Seele auf ihr Wesen so zurückstrahlen sieht, daß man in ihrer Nähe nur Gutes thun und denken kann. Niemand hat mir je den Eindruck so gründlicher Wahrheit gemacht; Alles, was sie sagt, was sie fühlt, kommt mir durchläutert vor durch die Wahrheit. Sie ist nun seit 17 Jahren Wittve; eine lange, lange Prüfungszeit, in welcher sie geläutert und bestanden ist. Ihr ist nicht allein ihr Glück geraubt, sondern auch der klare Lebensberuf, welcher mir in meinen Kindern geblieben; ihr einziges Söhnlein ist gestorben. — Seit jenem Tage kann sie keine Thräne mehr vergießen. — Manches Jahr stand sie nun vereinzelt im Leben, und ihr ward es klar, daß sie sich von Allem losreißen sollte, um Ihm allein zu leben. Da glaubte sie den Lebenszweck erreicht zu haben. — Nun starb aber ihre Schwägerin, die Herzogin von Broglie, und ihr Schwager übergab ihr das fünfjährige Kind, es zu erziehen. — Warum dieß? — fragte sie den Herrn; soll ich mich denn wieder anschließen? — und noch bleibt es ihr verborgen, doch hat sie sich mit unendlicher Mutterliebe an den Kleinen geknüpft und kam nun nach Paris, um ihn dem Vater wieder zu übergeben. Also ein neues Losreißen. Doch der Herzog von Broglie wünscht, daß er unter ihrer Leitung bleibe. Sie wohnen in verschiedenen Häusern, und das Kind wird theils durch den Vater, theils durch die Tante geleitet. — —

Auch in einem Briefe vom 15. Februar 1844 an ihre Mutter spricht die Herzogin die gleichen Gefühle über den Eindruck aus, den die persönliche Erscheinung der seltenen Frau auf sie machte. Man kann wohl sagen, daß von dieser eine geistige Kraft ausging, welche in jedem dafür empfänglichen Gemüth das Feuer auf dem innersten Altar entzündete.

Wie viel dachte ich gestern an Dich, als ich in ein Herz und Geist belebendes Gespräch mit der herrlichen Frau von Staël vertieft war und sie mir so gläubig, so warm, so gottvertrauend zu Herzen sprach. Sie ist wahrhaft eine seltene Natur, welche durch das Leiden und besonders durch die Gnade auf eine merkwürdige Weise gefördert worden ist. Man fühlt, wie viel sie hat durchkämpfen müssen, wie viel ihr Herz geliebt und gelitten hat; man fühlt den Frieden, den sie davon getragen hat, und was mich besonders in ihr anzieht, ist der Eindruck von Wahrheit, von durch und durch gediegener Wahrheit, der aus ihrem Wesen hervorleuchtet. Nichts Einfacheres, Stilleres, Anspruchsloseres kann so vereint sein mit einer Fülle des inneren Lebens. Wie sehr würde sie Dich anziehen.

Wo die Herzogin solche Seelen fand, in denen der Geist der Wahrheit lebte, da fragte sie nach keinem Unterschied der christlichen Bekenntnisse, sondern nur nach einem in der Liebe zu dem Herrn und seinen erlösten Menschen lebendigen Glauben. Deshalb that ihr die Schärfe und Härte innig wehe, mit welcher ein von ihr sonst hochgeehrter und geliebter Prediger bei der Einweihung der neuen lutherischen Kirche im Juni 1843 von den abcheidenden Elementen der römisch-katholischen und der lutherischen Kirche sprach, und nur der versöhnliche milde Geist der Liebe, der aus des edlen Balette (des zweiten Pfarrers) Gebete am Schlusse des Gottesdienstes zu allen Herzen sprach, konnte den Eindruck, der ihrem Gemüth so leid gethan, wieder verwischen.

Auch in den weiteren Kreisen ihrer Gegenwart umher, in den Bewegungen der Völker und Länder, waren es nicht die Angelegenheiten und Begebenheiten im Reiche der Welt, welche ihre Theilnahme anzogen. Viel lieber beschäftigte sie sich mit den Angelegenheiten eines höheren Reiches, das nicht von der Welt ist.

Daher kam ihr der lebendige Antheil, den sie an der Berufung ihrer Jugendfreundin, der Fräulein von Ranzau, nahm, zu der Stelle einer Oberin des neu zu begründenden Diaconissenhauses in Berlin. Diese Freundin besuchte vor dem Antritt ihres Amtes die berühmtesten Krankenhäuser in Deutsch-

land, England und Frankreich und hatte bei dieser Gelegenheit das Glück, die Herzogin wieder zu sehen, welche über sie schrieb:

„Ihr Besuch hat mich außerordentlich gefreut, und ihr ernster heiliger Entschluß mich ebenso gerührt als erbaut. Gott segne diesen Entschluß und erleichtere ihr die schwere Bürde jener großen Verwaltung. Mit wie vielen Schwierigkeiten wird sie zu kämpfen haben; es ist mir oft Angst um so Manches, was sie recht wohl selbst ahnet; doch der Herr, der sie so weit geführt und ihr die feste Ueberzeugung gegeben, in diesem Wege seinen Willen zu sehen, wird ihr auch ferner unter die Arme greifen, ihr helfen tragen und erlernen.“

Wie nach einer fast sechsjährigen Trennung der so sehr ausgezeichneten Marianne von Rangau die hohe Freundin erschien, das sprach sie in den folgenden Zeilen aus: „Sie steht so groß und frei da, innerlich und äußerlich so über den gehässigen Vorurtheilen der Parteien, den kirchlichen wie politischen; von allen geliebt! es ist eine Klarheit, Festigkeit und ruhige Selbstbeherrschung in ihrem ganzen Wesen, so daß man in unbeschreiblich wohlthuender Weise es fühlt, daß doch das Herz voll warmer, inniger Liebe geblieben ist und mit derselben Treue die früheren Verhältnisse festhält.“

Nur wenige Jahre wurde diese Freundin in ihrem segensreichen Beruf gelassen. Auch sie war eine von jenen vielen, der Herzogin theuern Freundinnen, welche ihr in die Ewigkeit vorangingen.

Ein Brief der Frau Herzogin Helene vom 29. Juni 1846 führte auch mir und meinem Hause die persönliche Bekanntschaft dieser treuen Dienerin am Wert der Liebe zu. Ich theile aus diesem Briefe einige Stellen mit, während ich von den Briefen, welche sie mir im vorbergehenden Jahre schrieb, nur im Vorübergehen erwähne, daß ihr Hauptinhalt der Wunsch war, durch mich und eine damals in München lebende, der Frau Herzogin wohlbekannte und vertraute Dame einen jungen Deutschen von einiger Bildung und reiner Sittlichkeit aufzufinden, den sie für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Chartres, in Dienst nehmen wollte. Der eben erwähnte Brief vom 29. Juni 1846 zeigt mir die Ankunft unseres Empfohlenen an:



„Gestern, am Freitag Morgen,“ so schreibt die Herzogin, „kam er glücklich bei mir an und hat heute sogleich seinen Dienst angefangen. Er scheint mir ein gutmüthiger Mensch zu sein, mit dem besten Willen, gewissenhaft zu handeln, nur müssen wir ihn bei der Arbeit sehen, um ihn beurtheilen zu können. — — Empfangen Sie nun noch den Ausdruck des reinsten Dankes für so viele Theilnahme an dieser Angelegenheit, welche Ihnen wohl unbedeutend hätte erscheinen können, wenn Sie nicht gleich mir die Ueberzeugung hätten, daß nichts unbedeutend ist in der Umgebung eines Kindes, daß jedes Verhältniß auf dasselbe wirken soll und wirken muß. — — Wir werden in Kurzem die Freude haben, Ihren Kronprinzen hier zu begrüßen. Es freut mich, ihn nach so langer Zeit, nach zwölf Jahren! wieder zu sehen, und ich höre so viel Erfreuliches, so viel Liebes von ihm, daß mir sein Kommen doppelt lieb ist. Wohl hätte ich es gewünscht, seine zarte liebliche Gemahlin, meine Marie, wieder zu begrüßen; doch in dem tiefen Schmerz, der sie erfüllt, stand eine solche Reise nicht zu erwarten.<sup>1</sup> Welcher Verlust war der Tod meiner verehrten Tante! Ganz Preußen hat ihn schmerzlich empfunden. — —

Ich habe einer meiner Jugendfreundinnen versprochen, Ihnen von ihr zu schreiben und sie Ihrem freundlichen Wohlwollen, Ihrem väterlichen Rath, Ihren Anweisungen zu empfehlen. Es ist ein Fräulein von Ranzau, Nichte des guten Herrn von Ranzau, dessen Sie sich aus Mecklenburg erinnern. Es ist ein sehr ernstes, frommes Wesen, welche den Herrn lieb hat und sich ihm ganz geweiht hat. Ihre unabhängige und unbeschäftigte Stellung gab ihr den Gedanken, sich in dem Diaconissenhaus am Rhein bei dem Pastor Fliedner der Kinderpflege und Kinderleitung zu widmen. — Sie hat dort mehrere Monate das ernste und schwere Amt durchgeführt, — da gelangte der Ruf an sie, die Stelle einer Vorsteherin der neuen Diaconissenanstalt in Berlin anzunehmen, welche der König von Preußen

<sup>1</sup> Bezieht sich auf den Tod der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der Schwester der Frau Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg.

gründen will. Sie hat ihn nicht ohne große Besorgniß angenommen, doch glaubt sie darin den Ruf des Herrn sehen zu müssen und sich zu dieser Entscheidung bereit erklärt. Im Interesse dieses Berufes hat der König von Preußen gewünscht, sie möchte die wichtigsten Anstalten barmherziger Schwestern in verschiedenen Ländern, namentlich auch die in München kennen lernen. Dort wünscht sie nun unter Ihrem Schutze zu stehen. Ich weiß, ich bitte Sie um eine Sache, welche Ihnen lieb sein wird, denn keinem Menschen, viel weniger einem Kinde Gottes versagen Sie Ihren Beistand und Ihren Rath. Ich füge hier einige Zeilen für Fräulein Rangau bei, mit der Bitte, ihr dieselben einzuhändigen, und empfehle Ihnen nochmals meine Freundin an, und hoffe, Sie werden ihr mit Rath und Liebe beistehen.

Empfangen Sie, theurer Professor, nochmals meinen herzlichsten Dank und den Ausdruck meiner aufrichtigsten und wärmsten Verehrung.

Helene.

So war und blieb die seltene Frau nach allen Richtungen, dahin ihr Gott liebendes Herz, dahin die höchste Aufgabe ihres inneren und äußeren Lebens sie führte, ohne Unterlaß thätig, und nur hierin fühlte sie sich friedlich und glücklich. Welche Richtung konnte ihr aber näher liegen, welche Pflicht und Aufgabe ihres Lebens theurer sein, als die Ueberwachung, Bildung und Erziehung ihrer Kinder zur Ehre Gottes und zum Dienst wie Nutzen ihrer Mitmenschen, vor allem ihres Volkes und Vaterlandes. In Treue und Liebe, in der Gewissenhaftigkeit und Weisheit, damit sie ihre Mutterpflichten erfüllte, kann die Herzogin von Orleans allen Müttern ein Vorbild sein. Wir geben hier nachstehend einige Stellen aus Briefen an ihre Mutter, welche die Treue bezeugen, mit welcher sie schon die Anfänge des mütterlichen Erziehungsgeschäftes in ihre Hände nahm. Es sind Züge aus der Geschichte der frühesten Kinderjahre ihrer beiden Söhne. Ich beginne bei jenem Zeitraum, in welchem der Graf von Paris der Vollendung seines fünften Jahres nahe, der Herzog von Chartres im dritten Lebensjahre stand.

Am 1. Juni 1843 trat der oben (S. 149) erwähnte Herr Regnier sein Erzieheramt an. Die Herzogin schreibt darüber am 10. Juni an ihre Mutter:

Das Verhältniß zwischen Herrn R. und dem Kleinen ist vortrefflich. Du würdest Dich freuen zu beobachten, wie der gute Mann so sanft und doch so fest ist und wie er den Kleinen zu nehmen weiß. Paris hat ihn außerordentlich lieb und darf ihm gegenüber nicht so ungehorsam wie mir und Madame G. gegenüber handeln. Ich hoffe wirklich recht gute Folgen von diesem Verhältniß erwarten zu können. Robertchen ist aber recht unglücklich durch diese Trennung von dem Bruder. Er verlangt immer nach ihm, denn er sieht ihn nur wenig und liebt ihn sehr. Er hat viel mehr als Paris das Bedürfniß, mit andern Kindern zu sein; er langweilt sich, wenn er allein spielt. Paris genügt sich selbst, doch freut er sich auch, wenn er die zwei Stunden im Tag mit Robertchen spielen kann.

18. Juni.

Paris liest alle Morgen mit Herrn R. im Robinson, welcher zu vielen lehrreichen Gesprächen Anlaß gibt. Vor dieser Stunde habe ich mit ihm die kleine biblische Stunde, welche immer mit einem Gebet beginnt. Den Grad der Aufmerksamkeit kann ich nicht stets loben, doch liebt er immer sehr diese Erzählungen.

15. October 1843.

Ich gehe jetzt auch bisweilen mit Paris nach Versailles, um ihm die geschichtlichen Gemälde zu zeigen und so die vaterländische Geschichte frühe in sein Gedächtniß zu prägen. Es unterhält ihn sehr. Er hat viele Freude an dem Allen und sieht nichts oberflächlich.

Zweiter Weihnachtstag 1843.

Morgen habe ich einen schlimmen Tag; es ist die Eröffnung der Kammern. Ich habe den König gebeten zu erlauben, Paris in die Tribüne der Königin zu führen. Ich mußte wohl, als ich es that, daß ich mir Schweres auferlegte, doch ist es, glaube ich, gut, daß man den Kleinen sehe und ihn auf eine Weise sehe, auf welcher seine Blödigkeit nicht in Anspruch genommen wird und er

keine frais zu machen hat, welche mit fünf Jahren noch kaum zu verlangen sind. Ich werde also mit ihm hingehen und dem Throne gegenüber sitzen, der mir stets leer erscheinen wird.

1. Januar 1844.

Wir haben das Jahr beschlossen, wie ehemals, bei dem König unter dem erleuchteten Tannenbaum. Die Kinder hatten eine große Freude bei der Bescherung, Paris besonders an einem Physikasten und anderen Herrlichkeiten. Ich schickte ihn bald fort, weil es spät war; als er in sein Zimmer kam, nahm er ruhig ein Buch, setzte sich hin und las eine Geschichte, als sei er nicht im Geringsten zerstreut und aufgeregelt. Seine Spielsachen kamen; er sah sie nicht an und sagte: ich will erst die Geschichte auslesen. — Das hat mich gefreut: das ist eine schöne Anlage.

6. März 1844.

Meine Kinder sind wohl und entwickeln sich recht erfreulich. Paris<sup>1</sup> ist immer sehr fleißig. Da er aber sehr erregbar ist und am Kopf leidet, sind die Studien noch nicht sehr ernst. Robert<sup>2</sup> lernt jetzt nicht, denn seitdem er in St. Cloud krank war, haben wir alles Lernen unterbrochen, und ich erlaube mir noch keinen neuen Anfang. Er liebt mich sehr und auf eine Weise, die mir wahrhaft rührend ist; ich glaube, trotz seiner Liebe zu seiner Anna<sup>3</sup> zieht er mich doch Allen vor; immer will er mit mir allein sein. Paris hat jetzt eine große Lust am Zeichnen, auch schreibt er viele Rebus, das unterhält ihn so, daß er jedes Wort zergliedern will, um es als Rebus darzustellen. Zur Geographie, zum Rechnen, zur Geschichte, zu fabelhaften Erzählungen bezeugt er eine gleiche Aufmerksamkeit.

Aus einem Brief von etwas späterem Datum.

Bei Tische erzählt mir Paris immer seine Geschichten mit solchem Eifer, solcher Freude. Cyrus, Alexander u. A.

<sup>1</sup> Damals fast sechs Jahre alt.

<sup>2</sup> Drei und ein Vierteljahr alt.

<sup>3</sup> So hieß seine deutsche (württembergische) Bonne.



spielen eine große Rolle in seinen Erzählungen, und Robertchen wird immer munterer, komischer und origineller. Die Passion des Zeichnens bei Paris ist etwas erkaltet, seitdem wir ein kleines Theater gefunden haben, welches ihm sein Vater gegeben hatte und auf welchem wir manche Stücke aufführen: englische, deutsche, französische. Robert lernt jetzt auch englisch, denn er klagte sehr, als das englische Stück anfing und er nichts verstand. Mit seinem Deutsch geht es gut.

14. April 1844.

Mit den Kindern geht es Gottlob gut. Robertchen will nur leider gar nicht recht zunehmen, ist blaß und zart, dabei aber immer munter. Mit Herrn Regnier und Paris geht es immer besser. Sie lieben sich beide sehr, und R. hat wirklich einen sehr guten Einfluß auf den Kleinen.

24. Juni 1844.

An den Kindern, an ihrer Entwicklung messe ich meine Zeitpunkte; sie wachsen schön heran, Paris besonders. Er ist wirklich recht lieb, groß, rosig, gelenkig und besonders recht lernlustig und brav — hat ein gutes Herz, einen offenen Sinn und vor allem einen recht festen, beständigen Eifer. Er war zweimal mit mir in der Ausstellung; wie mir das erschien, kannst Du denken. Ich hätte es nie gethan, hätte man nicht soviel über die renfermerie gesprochen, in welcher der Kleine erhalten werde. Er hat enormen succès gehabt, die Leute erdrückten ihn fast vor Freude, und er war auch nicht blöde und dumm — recht natürlich und bei der Sache; voll Interesse für seine lieben Maschinen, für welche er seine Passion bewahrt. Zum Glück stimmt ihn all das Loben und Bewundern gar nicht zur Eitelkeit; er gibt gar nicht darauf Acht. Dem Robertchen aber, der mehr auf die Leute als auf die Maschinen sah, war es schon recht, daß die Leute auch gern auf ihn sahen. Er ist voll Witz und Laune und Lebhaftigkeit und zuweilen weiß ich nicht, wie ich seinen kleinen Impertinenzen begegnen soll; er ist zu possierlich; aber man muß doch strenge mit ihm sein, so sehr sein wirklich gutes Herz für ihn gewinnt.

5. Juli 1844.

Paris und Robertchen haben ihre kleinen Gespräche mit einander, in denen ihre Charaktere sich recht an den Tag legen. Der eine voll Vernunft und Tiefe, der andere voll Verstand und Lebhaftigkeit. — —

Auch noch von dem darauffolgenden Jahre entnehmen wir den Briefen der Herzogin an ihre Mutter einige hieher gehörige Stellen.

2. Januar 1845.

Was wirst Du sagen, wenn Du hörst, liebe Mama, daß ich wieder bei einem Theil der gestrigen Receptionen gewesen bin. — — Der König wünschte, ich möchte Paris daran Theil nehmen lassen. — — Der Kleine hatte eine gute Contenance, war still, artig und natürlich und erregte Theilnahme. Im Ganzen hat er mich sehr erfreut an jenem Tage; er brachte mir früh einen Brief, den er allein zusammengesetzt und geschrieben hatte, war so herzlich und so glücklich dabei und ließ mich recht fühlen, daß er mich lieb hat. Viele Briefe hat das arme Kind schreiben müssen zum neuen Jahr; doch den Deinen und den meinen ohne fremde Hülfe. Er hatte sie en amour geschrieben. —

13. Januar 1845.

Die Verschiedenheit der beiden Charaktere, welche für ihr gegenseitiges Verhältniß sehr glücklich ist, macht die Erziehung in so fern schwer, daß man sie sehr verschieden auffassen und leiten, und doch nicht ungerecht scheinen muß. Denn wenn ich den einen strafe und den andern scherzend belehre, so scheint dieß den Kindern unbillig, und oft kann man doch nur auf verschiedenen Wegen denselben Zweck erreichen. Nun, Gott wird helfen!

Tuilerien, 24. Januar 1845.

— — Meine Kinder sind lieb und wohl und gedeihen recht erfreulich. Paris wird viel herzlicher gegen mich; was er früher im Grund der Seele besaß, aber nicht bezeugen konnte, das blüht jetzt aus seinem ganzen Wesen hervor. — Als er neulich von der Eröffnung der Kammern zurückkehrte, wollte er Herrn A. die Rede des Königs diktiren,

die er mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte. Er gewinnt jetzt eine große Leichtigkeit im Analysiren, was für ihn wohl wichtig ist.

— — — Du hättest heute die Freude meiner Kinder sehen sollen, wie sie so glücklich im Geben waren. Lange hatten sie an ihren Ueberraschungen gearbeitet. Paris hat mir eine Geographie von Mecklenburg gedruckt<sup>1</sup> und eine Karte dazu gemacht; ein Exemplar dieses Werkchens wird nächstens für Dich abgehen. Robert hat deutsch lesen gelernt, englisch etwas auswendig gelernt und eine schöne Arbeit zu Stande gebracht. Es war eine Freude, ihre Wonne zu sehen, sie hat den ganzen Tag gewährt. Wir waren mit einander in Neuilly. —

8. März 1845.

Morgen werde ich meinen kleinen Paris in ein Concert führen, das von tausend kleinen Sängern aus allen Schulen der Stadt gegeben wird, welche im Chor, ohne Instrumente sehr schön und richtig singen. Es ist eine Sonntagschule, welche in dem Cirque des champs elysées Versammlungen hält. Man hat mich gebeten, Paris hinzuführen, um seine Theilnahme an den Bestrebungen seiner kleinen Zeitgenossen aus den ärmeren Classen zu beweisen.

Ostertag 1845.

Heute ist Robert zum erstenmale in die Messe gegangen. Er war allein mit seinem Bruder und dem König. Dieser war sehr zufrieden mit seiner Artigkeit und der Kleine sehr zufrieden mit sich selber. Ein heiliges Gefühl in der Kirche wird ja allmählich erwachen. Gott wird, so denke ich, die Seelen der Kleinen auch mit diesem Gefühl mehr und mehr erfüllen; wir müssen nur recht treu für sie beten.

---

Die hier mitgetheilten Züge mögen genügen, um uns einen Blick in das Thun und Sorgen einer erziehenden Mutter thun zu lassen, welche selber ihr ganzes Leben hindurch unter der

<sup>1</sup> Mittelfst einer kleinen Druckwerkstatt, die sein Großvater ihm geschenkt hatte.

treuen Zucht jener mütterlichen Weisheit gestanden und herangereift war, welche ihre Menschenseelen im Kampf des Erdenlebens für den Frieden der Ewigkeit erzieht. Ich füge dem Schlusse dieses Kapitels noch einen Brief an mich, vom Jahre 1846, an.

Tuilerien, 3. Januar 1846.

Verehrter Professor!

Wenn eine Stimme aus der Heimath, aus der Freiheit ertönt, wird das Herz innig gerührt. — Wenn nun diese Stimme die eines alten Freundes und Lehrers ist, welche nie wie eine klingende Schelle, sondern stets wie ein voller harmonischer Gesang ertönt, so wird die Seele mit freudiger Rührung erfüllt, und die Erwartung des suchenden, strebenden Geistes wird nicht unbefriedigt bleiben.

Könnten Sie es doch wissen, in welchem Grade mir jedes Wort von Ihnen lieb und werth ist. Sie würden meinem Dank den tieferen Sinn anfühlen.

Doppelt innig ist er heute, denn ein Mutterherz ist durch die Güte für die Kinder viel wärmer gestimmt, als durch selbst empfundene, — und heute bringe ich Ihnen den Ausdruck der Freude meines Sohnes, dessen Gesicht strahlte, als ich ihm Ihr schönes Geschenk überreichte und er in demselben mit Geläufigkeit interessante, belehrende Sachen lesen konnte. Er liebt, so sehr ein Kind von sieben Jahren sie lieben kann, die Wissenschaft und alles Ernste und Gründliche. Es ist ihm eine Freude, einen Gelehrten zu sehen — und schon um dieser Ursache willen, doch auch um der Erzählungen seiner Mutter, welche ihm oft von dem treuen Lehrer ihrer Kindheit spricht, steht Ihr Name in großer Verehrung bei ihm. Das Buch, welches Sie ihm gesandt,<sup>1</sup> wird ihm täglich lieber werden, je mehr sein junger Sinn seine Tiefen erkennen wird, und der ernste Grund aller Ihrer Lehren, — nämlich das stete Hinweisen auf den Schöpfer, auf den Urquell alles des Schönen und Wunderbaren, welches wir erkennen, wird seinem Gemüth

<sup>1</sup> Der Titel des Buches heißt „Spiegel der Natur.“



die Frische und Kindlichkeit lassen, welche die todte, trockene Wissenschaft oft raubt.

Sein Lehrer und Führer ist mir ein treuer Helfer in der Leistung dieses Dienstes. — Geist, Gemüth, Charakter sind gleich vollkommen in ihm.

Die Bewegungen in Deutschland, von denen Sie reden, sind allerdings ernster Natur und beschäftigen auch mich recht sehr. Gott wolle den deutschen Sinn in seiner Reinheit aus allen diesen Wirren wieder hervorgehen lassen und dem deutschen Volk den Genuß derjenigen Freiheiten schenken, welche zum Fortschritt des Geistes und der Wahrheit in unserer Zeit förderlich sind. Er wolle allen diesen Mißbehagen ein friedliches Ende geben.

Meine herzlichen Grüße der treuen Hausfrau und der lieben Selma. Bei Ihnen den erneuten Ausdruck meiner herzlichsten Verehrung.

Helene.

Im Jahre 1847 schreibt die Frau Erbgroßherzogin Auguste nach der Rückkehr von ihrem Besuch in Paris:

„Gott hält Helene und ihre Kinder bei Seiner rechten Hand; wie sollte mir grauen! Voller Bewunderung ihres mir immer deutlicher werdenden Geschickes zu so schwerem Beruf, habe ich die Gnadenfrist, welche mir bei ihr ward, verlebt und mich immer kleiner daneben erkannt.“

Wie sehr der freudige Geist, welcher aus der Mutter sprach, zu dem unerschütterlichen Vertrauen auf die Führung des Geschickes ihrer Tochter nach einem siegreichen Ausgang berechtigt war, das hat das Benehmen dieser Tochter in dem darauf folgenden Jahr 1848 erwiesen. Unter dem Schutze der guten Hand ihres Gottes ist sie durch alle Gefahren jenes Jahres mit ungebeugtem Muthe und reinem Gewissen hindurchgegangen, nachdem sie noch einmal ihre Pflicht als Schützerin und Vertreterin der Rechte ihrer Kinder und als Kämpferin für das Wohl und die gesicherte Ordnung ihres theuern Adoptiv-Vaterlandes aufgetreten war. Allerdings aber hatte sie auch schon in den vorhergehenden Jahren das Gefühl für die schwankende Stellung eines Thrones nie verlassen, dessen Sicherheit der Besitzer vergeblich zu wahren suchte durch das Erkaufen einer

Zufriedenstellung der Parteien, welche ihrer Natur nach eben so wenig sich friedlich vertragen können, als die ruhig leuchtende Flamme der Kerze mit dem hineinsprudelnden Wasser.

---

Hier am Ende eines Zeitraumes, mit welchem sich das Wirken der Herzogin von Orleans in Frankreich beschloß, möge noch ein Urtheil stehen, das eines der besten Blätter Deutschlands damals über sie aussprach.

„Wie auch die Vorsehung entscheiden möge, ob sie den König früher oder später von der Aufgabe seines Lebens abrufen wird, so geschieht doch jedenfalls Alles, um den Grafen von Paris für seine künftige, wichtige Stellung vollkommen tüchtig zu machen und heran zu bilden. Unter den Auspicien des Königs selbst und denen seiner erlauchten Mutter erhält der Prinz eine in allen Beziehungen ausgezeichnete Erziehung. Wahrhaft rührend ist es zu sehen, mit welcher unermüdlchen Sorgfalt und unvergleichlichen Mutterliebe die Herzogin von Orleans ihrer beiden Kinder Wohl überwacht, und wie sie darin als ein wahres Muster für alle Frauen und Mütter dasteht, so hat sie sich dadurch auch die aufrichtigste Verehrung Aller gewonnen. Schwerlich hat je eine Prinzessin in Frankreich eine so allgemeine Popularität bei allen Volksklassen und ohne Unterschied der Parteien genossen, als die Herzogin von Orleans, und wo sie immer erscheinen mag, erhält sie die Beweise davon. Auch ihre Wohlthätigkeit, die kein Unglücklicher vergebens in Anspruch nimmt, hat natürlich nicht minder als ihre Frömmigkeit dazu beigetragen, die allgemeine Zuneigung zu ihr zu erhöhen. Jede Woche sieht man zweimal von den Tuilerien einen ganz einfachen Wagen ohne Escorte irgend einer Art den Weg nach der protestantischen Kirche machen. Es ist die Herzogin von Orleans, welche regelmäßig dem Gottesdienste beivohnt.“ —

---

## 19. Die Februarrevolution und ihre nächsten Folgen.

Das Jahr 1848 war gekommen. Zum ersten Male sprach die Herzogin es aus, daß „ihr Geburtstag ihr wieder lieb, ein Tag der Freude und der zärtlichsten Liebesbeweise ihrer süßen Kinder sei.“ Noch am 5. Februar, also kaum drei Wochen vor dem Ereigniß, welches die Welt als ein großes Unglück für sie und ihre Kinder bezeichnete, schrieb sie ihrer Freundin einen Brief von Freudigkeit und heimathlichen, innigen Wohlgefallens an dem schönen Frankreich, wo sie die Freundin in dem bald beginnenden Frühling mit Sicherheit erwartete.

Ein solches Aufflammen und Lautwerden in der innern Freudigkeit vor einem nahen äußern Unglück gehört zu jenen prophetischen Aeußerungen des von oben her stammenden Geistes in uns, welche hoch über dem vergänglichem Leid der Erde von den Freuden der Ewigkeit zeugen, die aus dem vergänglichem Leid hervorkommen sollen. Wie jenes versiegelte Buch uns bezeugt, so feiert eine Welt der Himmlischen schon ihre Triumphe, wenn über die Mächte und Kräfte der Erde ein Ungewitter der vielfachen Noth und der Vernichtung sich zusammenziehet und entladet.

Die Gefahr eines nahen Umsturzes der bestehenden äußern Ordnung in Frankreich war allen tiefer Blickenden nicht verborgen geblieben, namentlich hatte auch die Herzogin von Orleans sie erkannt. Mit Recht zwar hatte sie in ihren Briefen an einige ihrer einflußreichsten Freunde und ihre Verwandten in Deutschland dem in einigen öffentlichen Blättern auftauchenden Gerücht widersprochen, als habe sich ihr Verhältniß zu der königlichen Familie seit dem Tode ihres Gemahles ungünstiger gestaltet, als sei sie in dieser minder geliebt als bei seinem Leben. Denn sie wurde von Allen nach wie vor „wie auf Händen der Liebe getragen.“ Dennoch hatte Ludwig Philipp, seinem Volke gegenüber, mit diesem seinem Sohne einen Bürgen für das allgemeine Wohl der Zukunft verloren und in entscheidenden Augenblicken an ihm, in seiner Gemeinschaft mit der geistvollen Gemahlin einen Rathgeber und Warner, welche manche Schritte, zu denen sich der königliche Vater durch seine eigene

wie fremde menschliche Klugheit verleiten ließ, einen mäßigen Einhalt that und ihm die Augen über die Folgen mancher unzeitigen Hartnäckigkeit öffnete. Doch die ausführliche Beschreibung der verhängnißvollen Ereignisse der Februarrevolution in Frankreich kann hier nicht unsere Aufgabe sein, sondern sie gehört ganz der allbekannten politischen Geschichte an. Selbst aus den öffentlichen Berichten über die äußeren Vorgänge der Schreckenstage läßt sich schwerlich das Wichtige feststellen, weil kein einzelner Augenzeuge das Ganze wahrnehmen konnte, weil auch Jeder etwas Anderes als das ihm Wichtigste auffaßt und wiedergibt. Nur über einen Punkt konnte auch bei den verschiedensten Zeugen niemals eine verschiedene Auffassung stattfinden: das war die Anerkennung der Geistesgegenwart und des Muthes, den die Herzogin von Orleans in dieser Zeit der ersten Entscheidung erwies. Das sind Züge, welche wesentlich das Lebensbild ergänzen, mit dem wir in diesen Blättern uns beschäftigen.<sup>1</sup>

Am Morgen des 24. Februar fand die ganze königliche Familie sich in dem gewohnten Zimmer der Tuileries versammelt; kein einziges ihrer Mitglieder hatte die Nachtruhe gesucht. Der König aufrecht, unbeweglich, schweigend, empfing die Minister und begab sich mit ihnen in das anstoßende Zimmer, wo er die verhängnißvolle Abdankungsacte unterzeichnete und dann sogleich mit der ganzen Familie, außer der Herzogin von Orleans sammt ihren Kindern und dem Herzog von Nemours, die Tuileries verließ. Der Graf von Paris, den er zu seinem Nachfolger erklärte, rief mit Hestigkeit aus: „ich will es nicht, ich will es nicht“ und klammerte sich an seinen treuen Lehrer Regnier. In der Regentschaft der Herzogin von Orleans schien jetzt noch die einzige Rettung des Throns zu liegen, aber dieses Besänftigungsmittel kam zu spät; was man nur für einen Aufstand hielt, das war bereits eine vollständige Revolution.

<sup>1</sup> Ich habe die hier vorstehenden Berichte treu so wieder gegeben, wie mir dieselben von einer der Herzogin nahe stehenden Freundin zukamen. In gewiß auch möglichst nach dem Leben und meisterhaft aufgefaßter Weise gibt dieselben die Verfasserin des französischen Lebensabrisses der Duchesse d'Orleans, die Madame d'Harcourt.



Die Herzogin von Orleans begab sich in den Thronsaal mit ihrem ältesten Sohn, in der Erwartung, daß hier die Anerkennung desselben erfolgen werde. Sie wartete hierauf vergeblich und entschloß sich, in die Deputirtenkammer zu eilen, in Begleitung des Herrn Dupin, des nachmaligen Vertheidigers der Eigenthumsrechte der Familie Orleans gegen Louis Napoleon. Dieß war ein Glück, denn bereits drangen die Meuterer in Menge in den Pavillon, genannt de l'horloge, um den Palast zu plündern. Die treue Kammerfrau der Herzogin, eine Deutsche, die mit derselben nach Frankreich gegangen war, erwartete mit ein oder zwei anderen Frauen und dem lutherischen Pfarrer Berny, welcher zur Hülfe herbeigeeilt war, den Befehl der Herzogin, ihr zu folgen, als die Plünderer auch bereits bei ihr eindringen. Sie öffnete einen Auszug, um noch etwas Wäsche herauszunehmen, als mit ihr zugleich schon ein Mensch mit aufgestreiften Ärmeln, die Pistole zwischen den Zähnen haltend, in die Kommode griff und ein Paket Battisttücher in seine Blouse steckte. Mit Gefahr ihres Lebens gelangten diese wenigen Personen des Gefolges durch die aufgeregte Menge bis zum Hause des Pastor Berny, wo sie warteten, bis sie wußten, wohin sie der Herzogin zu folgen hatten. Diese aber war von dem Volke, dessen Gedräng sie, mit ihren Kindern an der Hand, zu Fuß durchschritt, mit lauten Freudenrufen begrüßt worden, was ihr als ein gutes Zeichen für das Gelingen ihres Unternehmens erschien. Der Ausdruck des Schmerzes beim Abschied von dem fliehenden König war wieder, wie Berny bezeugte, den Zügen der stillen Ergebung eines festen, unerschütterlichen Muthes gewichen; es war ein Anblick von erhebender Art, dessen Eindruck der theilnehmende Mann niemals aus der Erinnerung verlor.

Die Herzogin trat in die laut und heftig bewegte Versammlung der Deputirtenkammer. Mehrere Reden zu Gunsten der Ansprüche des Grafen von Paris wurden gehalten. Da drängte sich eine rohe Horde der Blousenmänner mit Waffen aller Art in den Saal herein, und einer oder mehrere von ihnen zugleich feuerten ihre Gewehre nach dem Präsidenten Sauzet ab. Dieser mußte jetzt dem Advokaten Cremieux weichen, der eine Rede im Sinne der rothen Republik hielt, während die Gewehrfeuer von allen Seiten sich kreuzten. Cremieux hatte

etwas auf einen Zettel<sup>1</sup> geschrieben und auf dem Bajonettspieß eines Nationalgardisten der Herzogin gereicht, die jedoch das Papier zernitterte und auf den Boden warf. Einigemal versuchte sie zu reden, es war bei dem furchtbaren Lärm unmöglich. Da ließ sie sich von mehreren Deputirten der Linken, denn andere konnten ihr jetzt keine Hülfe gewähren, hinausführen, was nicht ohne Gefahr war. Der Herzog von Nemours war seiner Schwägerin zur Seite geblieben, während seine Familie mit dem Könige floh; er mußte die Kleidung mit einem Nationalgardisten wechseln, um zu entkommen und den Seinigen folgen zu können. Ein anderer treueregebener Nationalgardist nahm den Grafen von Paris in seine Arme, ein dritter den kleinen Prinzen Robert; so durchschritt man, gepreßt von allen Seiten, die tobende Menge. Während eines Augenblickes sah die Herzogin sich von ihren Kindern getrennt, welche sie angstvoll riefen, bald aber erblickte sie dieselben wieder auf den Armen ihrer Beschützer. War dieß auch nur ein kurzer Augenblick, so war er doch furchtbar, ebenso wie jener, in welchem sie eine blutige Hand dem Grafen von Paris in das Gesicht greifen sah. Gedungene Mörder, so sagt man, standen an dem einen Ausgang der Kammer, an welchem man die Herzogin erwartete, sie aber hatte, geleitet von einer unsichtbaren Hand, einen andern Ausgang gewählt. Der Nationalgardist reichte den Grafen von Paris dem unten in dem Volkshaufen angstvoll harrenden Kammerdiener.

Man führte jetzt Mutter und Kinder nach dem Hôtel des Invalides, wo sie mehrere Stunden verweilten und wo der kleine franke Herzog von Chartres auch noch mit seinem Erzieher in einem Bodenkämmerchen des Portiers verborgen blieb, bis er zur Frau von Mornay gebracht werden konnte, der Tochter des Marschalls Soult und Gemahlin des treueregebenen Freundes des verstorbenen Herzogs. Mornay war es auch, welcher, immer in der Deputirtenkammer anwesend, damals die Schritte der Herzogin mit seinem Rath leitete. Bei einer dieser Berathungen soll der Graf von Paris ausgerufen haben: „Mama,

<sup>1</sup> Der Zettel enthielt Winke über das, was die Herzogin zum Volk sprechen sollte, sie aber wollte nicht den Eingebungen eines Cremieug, sondern den eigenen folgen.

Mama, laß uns Paris nicht verlassen.“ — — Die Herzogin habe einen Augenblick geschwankt, glaubend eine höhere Eingebung aus dem Munde des Kindes zu vernehmen, aber ihre treumeinenden Freunde zwangen sie fast, sich zu retten.

Von dem Hôtel des Invalides hatte sie sich bald zur Frau von Montesquiou, ihrer ersten Dame, begeben, in deren Kutsche und mit deren sicherem Kutscher sie bei Nachtzeit, unter Herrn von Mornay's Schutz, mit dem Grafen von Paris nach einer kleinen Besitzung der Familie Montesquiou sich flüchtete, wo sie zwei Tage verweilte, bis der Herzog von Chartres ihr folgen konnte und Mornay die nöthigen Pässe besorgt hatte auf seinen und der Seinigen Namen. Der treue Regnier, der als Kammerdiener angegeben war, saß auf dem Bod.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar (Sonnabend zum Sonntag) traten die hohen Flüchtlinge ihre schwere traurige Reise an. Ein strömender Regen hinderte ihr Erkennen in Versailles; in Amiens ruhte man in der nächsten Nacht, ging dann am 28. mit der Eisenbahn über Lille weiter. In dem Waggon, welcher an jenen anstieß, den die Herzogin mit ihren Kindern und drei Personen ihres Gefolges einnahm, saßen die Abgesandten der Republik, welche diese in den nördlichen Departements ausrufen sollten. Ob diese die Fliehenden wirklich nicht erkannten, oder nur nicht erkennen wollten, das bleibt ungewiß. Jenseits Lille sah man sich bald innerhalb der belgischen Grenze im Lande des treu befreundeten Königs Leopold in Sicherheit. Wie wohl that die Ruhe der Nacht in Verviers. Von hier schrieb die Herzogin an ihre theure Mutter Auguste; bat diese, zu ihrem Trost zu ihr in das Exil zu kommen. In diesem Briefe hatte sie nach dem Namen der Orleans'schen Familiengruft als Gräfin von Dreux sich unterzeichnet.

Wer sollte sich nicht, wenn Gott ihm dazu die Gelegenheit gewährte, der hohen Geflüchteten auf ihrem damaligen Wege der Gefahren hülfreich die Hand zu reichen, gern an das erinnern lassen, was er damals im Namen des Herrn an der Schwergelährten gethan? Darum erlaube ich mir, im Vertrauen auf seine Nachsicht, aus einem Briefe meines hochtheuren Freundes, des Generals, Grafen Karl von Gröben, die nach-

stehende Stelle mitzutheilen, deren Inhalt sich an den eben begonnenen Bericht von dem Verlauf der Flucht anschließt.

„In dem Schmerzensjahre von 1848“ (so schreibt mein Freund) „war sie mir sehr nahe. Sie kam nach Köln, ich kommandirte in Düsseldorf. Sie sendete mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Marquis de Mornay und bat um meinen Rath, wohin sie sich, nicht zu entfernt von der Grenze, am sichersten unentdeckt begeben könne? Ich rieth ihr nach Ems. Sie ging dahin. Meinem allergnädigsten König und Herrn meldete ich nun, daß ich ihren Aufenthalt wisse, ihn aber nicht sagen dürfe. Er ahnte das Geheimniß. In den ersten Wochen ging der Briefwechsel von meinem Hause, namentlich von Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin von Preußen, mit Sendungen an Wäsche und Kleidungsstücken für die Prinzen durch mich, und am Schluß dieser ersten, schweren Zeit erhielt ich einen mir ungemein theuern Dank von unserer hochverehrten Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg für meinen guten Rath und meine geringen Bemühungen. Er war unverdient, rührte mich aber doch tief, denn diese Edlen hatten mein Herz erkannt.“

Also Ems hatte die Herzogin zu ihrem vorläufigen Aufenthalt bestimmt; dahin kam sie am 5. März, und dahin eilte in möglichster Schnelle die Mutter aus Ludwigslust, in Begleitung ihres Hofmarschalls von Rankau, desselben, der vor neun Jahren Augenzeuge des glänzenden Einzuges der geliebten Prinzessin in Frankreich gewesen war. Der edle Mann, welcher die theure Fürstin seit ihrer frühesten Kindheit gekannt und wie ein eigenes Kind geliebt und mit Sorgen an seinem Herzen getragen hatte, wurde von dem jetzigen Wechsel ihres Schicksals so schmerzlich tief ergriffen, daß er schwer erkrankte, zur großen Sorge für die Herzogin, welche über die Gefahr des treuen Hausfreundes ihres eigenen Kummers vergaß.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ich darf es wohl bekennen, daß Hofmarschall von Rankau auf mich unter allen männlichen, zum Hofe gehörigen Persönlichkeiten vorzugsweise den Eindruck eines ritterlichen, aus der Wahrheit wiedergeborenen treuen Bekenners Jesu Christi gemacht hat. Ein Zug aus der Geschichte seiner letzten Stunde mag uns dieß bezeugen. Er begehrte des heiligen Abendmahles. Da aber der gewöhnliche Beichtvater erschien und sich nach dem Befinden des



Die Begleiterin der Frau Erbgroßherzogin, Fräulein Clara von Sinclair, beschreibt in einem Briefe das Zusammentreffen der Mutter und Tochter in Ems. Der Zug, welchen ich hier aus jenem Briefe mittheile, führt uns in lebendiger Weise in die damalige äußere wie innere Lage der hohen Verbannten ein.

„Ich sehe sie noch vor mir, blaß, aber voller Kraft und Gottesvertrauen oben stehen an der Thür, als wir am 8. März in Ems ankamen. — Ich sah sie, wie sie die Mutter, die sie so sehnsüchtig erwartete, umschlang. — Wie stand sie da so hehr, so rührend. — Es ist mir immer, als blickte ich in ein Heiligthum, wenn ich mir diese stillen Wochen in Ems wieder vor die Seele rufe. — Es fehlte an allem, fast Nothwendigen: aber wie erhaben über alle diese Dinge und ihre Entbehrungen war die geliebte Prinzess. Wie wollte sie Alles noch mehr vereinfachen und auf Alles, was nicht unumgänglich nöthig war, verzichten. So bleibt mir unvergeßlich, wie sie eines Abends ganz heiter zu mir sagte: „Clara, wir wollen uns heute etwas zu Gute thun, wir wollen Thee trinken. (Der Thee war nämlich aus der Hausordnung gestrichen.) Ich eilte, Thee zu bestellen, und die geliebte Herzogin in ihrer kindlichen liebevollen Weise freute sich förmlich darauf und wollte, daß Herr Regnier und die treue deutsche Dienerin Sucrow, jetzt eine uns Allen hochgesegnet theure, werthe Vorsteherin am Diaconissenhaus zu Darmstadt, mittrinken sollte. Sie schickte mich, diese zu holen; aber mit ihrem Zartgefühl und Tact wollten sie nicht von der Güte der theuren Herrin Gebrauch machen. Da kam diese selbst, und sie mußten ihr folgen. O das waren Stunden, die sich nicht mit Worten wiedergeben lassen, die man nur in tiefster Seele empfinden und bewahren kann.“ —

Auch damals war sie „nicht unglücklich,“ diese Aeußerung ihrer hohen Mutter hat gewiß eine große Wahrheit.

Herrn Hofmarschalls erkundigte, schüttelte dieser mit dem Kopf und antwortete nichts, sondern blieb im stillen Gebet. Da flüsterten die Umstehenden: „er sei schon zu schwach; es sei zu spät.“ Auf dieß Urtheil erhob sich der Sterbende und sagte deutlich und vernehmlich: „Ich bin nicht zu schwach, um mich meinem Heiland in die Arme zu werfen, und es ist für ihn nicht zu spät, daß er mich nicht in Gnaden annehmen sollte.“

Auch nach anderen Seiten hin bezeugte sich an ihr das liebevolle Gemüth, welches die fremde Noth und Sorgen nur desto lebendiger mitfühlt, wenn es von eigenen Kümernissen gebeugt ist. So spricht sich in einem Briefe an mich aus Ems ihre Sorge aus für den jungen Deutschen aus München, den ich ihr nach S. 154 zu dem Dienst bei dem Prinzen Robert, dem Herzog von Chartres, empfohlen hatte. Zugleich spiegelt sich in dem Inhalt des ganzen Briefes die damalige Stimmung ihres Gemüthes so deutlich ab, daß ich ihn schon deshalb hier mittheile.

Ems, April 1848.

Theurer, verehrter Professor!

Ich habe seit den Tagen des Sturmes, den Gott über mein theures Frankreich geschickt, wohl gefühlt, daß Ihre Gedanken und Gebete mich begleiteten; auch dachte ich, es werde zu mir wohl einmal ein Wort Ihres treuen Andenkens gelangen. Ich hoffe dieß auch jetzt noch, denn an Ihrer Theilnahme werde ich nie zweifeln. Ist doch die meinige stets recht innig und treu — und habe ich mit mancher Besorgniß an die Bekümmernisse gedacht, die Sie in den letzten Zeiten gewiß empfunden haben werden.<sup>1</sup> — Diese Besorgnisse möge Gott stillen — wohl kann ich es hoffen, denn es scheint Ihrem König Max recht ernst am Herzen zu liegen, die große Aufgabe zu lösen, welche in so verhängnißvoller Zeit ihm anheimgefallen ist. Meine Gebete und Wünsche sind für ihn und seine treue Gemahlin.

Ich schreibe Ihnen heute, theurer Professor! in dem Anliegen des vortrefflichen Mannes, den Sie mir in glücklicheren Zeiten als Kammerdiener meines jüngsten Sohnes empfohlen hatten und der in dem Augenblicke der Revolution, als ich mein geliebtes Paris verlassen mußte, von mir getrennt wurde und einige Tage darauf in seine Heimath zurückgekehrt ist, da es mir leider unmöglich war, ihn in der jetzigen Lage in dem Dienst zu erhalten, den er mit so großer Treue und so einsichtsvollem Eifer erfüllt hatte.

<sup>1</sup> Die Herzogin deutet auf die damaligen Unruhen in München hin und auf die Thronbesteigung des Königs Maximilian II.

Ich habe ihm versprochen lassen, ich würde Ihre Güte in Anspruch nehmen und Ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenken, um ihm wo möglich eine andere Stelle aufzufinden. Wenn Sie in meinem Namen der theuren Gräfin Gravenreuth und vielleicht, wenn es Ihnen möglich, der Königin Marie ein Wort darüber sagen, so ist vielleicht für den guten, vortrefflichen Prestele etwas zu hoffen. Während der zwei Jahre, die er meinem Kind gewidmet, hat er sich mit außerordentlicher Treue, Einsicht und Tüchtigkeit benommen, und es ist mir ein wahrer Verlust, ihn nicht fernerhin bei demselben zu sehen. Es ist mir auch eine wahre Bekümmerniß, nicht fernerhin für sein Loos sorgen zu können. In dem unermesslichen Unglück, welches unsere Familie betroffen, ist das eine der bittersten Empfindungen, so vielen treuen Dienern nicht mehr die alten Dienste lohnen zu können. — Es ist das Herbeste nächst dem Gedanken an die Zukunft unserer Kinder! — Doch Gott, der so großes Leid über uns verhängt, wird auch helfen und weiter führen!

— — Wenn Sie mir eine Antwort geben können, so bitte ich Sie, dieselbe unter die Adresse meiner Mutter zu legen, welche in diesem Augenblick mit mir in Ems ist, wo wir in großer Stille leben, bis uns die Badgäste vertreiben werden, Wir wohnen im Hôtel d'Angleterre. Leben Sie wohl, theurer Professor. — Ihrem Andenken, Ihrem treuen Gebet empfehle ich Alles, was mir theuer —

Helene.

Die Republik schien sich zu befestigen, und vor der Hand keine Aussicht zur Rückkehr nach Frankreich zu sein. Auch Ems hörte auf, ein verborgenes Asyl zu sein; es füllte sich mit Badegästen und zugleich mit lästigen Beobachtern. Da wählte sich die Herzogin von den verschiedenen Zufluchtsstätten, die ihr angeboten waren, wie Ludwigslust vom Großherzog von Mecklenburg, Würzburg vom König von Bayern, Eisenach aus, wo ihr der Großherzog, ihr liebevoller Oheim Carl Friedrich, einen Theil des Schlosses einräumte. Dahin zog sie mit ihrer nächsten Umgebung, zu welcher schon in Ems Herr Courgeon, der Lehrer des Prinzen Robert, und einige Diener gekommen waren. Nach Eisenach kamen auch jetzt jene Herren und Damen ihres

früheren Hofes, um hier abwechselnd Wochen, ja Monate lang ihre Dienste, so wie vorher in den Tuilerien, in Neuilly und und Eu zu thun. Namentlich die Marquise de Bins, Vorleserin der Frau Herzogin, und Herr Bois milon, der Erzieher des Herzogs von Orleans und nun Rathgeber bei der Erziehung der Söhne desselben, verließen die Herzogin nie mehr bis zu ihrem Tode. So entstand eine förmliche französische Colonie in Eisenach, man behielt da ganz die französische Lebensweise bei; denn die Prinzen sollten durch Umgebung und Gewohnheiten immer Franzosen bleiben, weil die Herzogin selber ihren damaligen Zustand für einen bald vorübergehenden hielt. Während sie jedoch bei der Erziehung des Grafen von Paris den künftigen hohen Beruf desselben für Frankreich im Auge behielt, verkannte sie nicht die Vortheile, welche beiden Kindern das Exil in Eisenach gewährte. Dieses brachte sie dem gewöhnlichen Leben viel näher als ihre frühere Stellung an den Stufen des Thrones: sie traten in geselligen Verkehr mit Menschen der verschiedensten Klassen, lernten die Geschäfte, das Thun und Treiben der bürgerlichen Berufsarten kennen und nahmen Interesse daran. Die Herzogin hatte Herrn Regniers Frau und beide Söhne nach Eisenach kommen lassen, die letzteren waren durch gleiches Alter und gleiche geistige Bildung eine sehr erwünschte Gesellschaft für die beiden Prinzen, deren Mutter auch hier, wie in jüngster Kraft auflebte. Denn die gesunde, herrliche Gegend, das künstlerische Interesse, das die Erneuerung und innere malerische Verzierung der Wartburg erregte, die Nähe von Weimar, dem Wohnsitz ihrer Verwandten, die Geselligkeit, welche hinreichte, um sich nicht einsam zu fühlen, und doch nicht so groß war, um angreifend zu werden, gaben Eisenach einen eigenthümlichen Reiz. Auch fand sich, was der Herzogin von ganz besonderem Werth für ihre beiden Söhne war, eine katholische Kirche in der Stadt, an welcher ein sehr würdiger, wahrhaft gläubiger Priester stand.

Wer noch unlängst vorher, in Paris, die seltene Fürstin im Glanz ihres Königshauses, wie in ihrem Thun und Wirken gesehen, der mußte wohl mit der Menge, deren Augen auf sie gerichtet waren, die Bewunderung theilen, die ihrem hohen Geist gebührte. Nicht minder hoch, ja noch höher ward aber



dieses Gefühl der Bewunderung, wenn er diesen Geist, entkleidet von jeder äußern Herrlichkeit, hier in Eisenach, in der Frische seiner natürlichen Lebendigkeit sich bewegen sah. Der Edelknecht des Schach Beheram Gour, des großen Jägers, war wohl prächtig anzuschauen, wenn er im Schmuck der goldenen Ringe auf der silbergepanzerten Faust des Schach, dieser aber auf seinem edlen Rosse saß; mehr jedoch bewunderte das Auge der Jäger den herrlichen Vogel, wenn derselbe ohne seine goldene Krone, ohne seine Ringe und Schellen frei mit der Leichtigkeit des Windes in die Wolken stieg oder in ruhiger schwebendem Fluge die Zinnen der Felsenwarte umkreiste.<sup>1</sup>

## 20. Die Zeugnisse aus sicherster Quelle.

Diese sind wohl vor allen in den eigenhändigen Briefen der Herzogin zu finden, welche ich von ihr aus den verschiedenen Stationen ihrer Verbannung erhielt. Ich theile hier nachstehend vorläufig den ersten mit, den sie mir aus Eisenach schrieb.

<sup>1</sup> In ehrend anerkennender Weise nennen wir hier ein neuerdings erschienenenes Buch: Helene Louise Elisabeth, Herzogin von Orleans, zu Eisenach, von Dr. Alexander Wittich. Jena bei Fromann 1860. Der Inhalt dieser kleinen Schrift ist vollkommen geeignet, der hohen Fürstin ein dankbares Denkmal in der Erinnerung der Bewohner und Landsleute von Eisenach zu setzen, dem Orte der Thaten und Leiden einer heiligen Elisabeth. Auch kann jener Inhalt zur Ergänzung und Vervollständigung der lückenhaften Mittheilungen dienen, welche der Verfasser dieser Erinnerungen gerade über die Jahre des Aufenthalts der Herzogin Helene in Eisenach zu geben vermochte. Mir selber aber persönlich sind namentlich jene rührend schönen Züge, darin uns jene Schrift das gemüthvoll liebende Wesen des im Jahr 1853 verstorbenen Großherzogs Carl Friedrich schildert, von einem ganz besonders hohen Werthe. Bei, sowie in ihm fand die Herzogin Helene ein Vaterhaus und Vaterherz voll unwandelbar treuer Liebe, denn er fand in dieser Tochter seiner geliebten Schwester Caroline Louise ein eigenes, theures Kind, an dessen Schicksalen er so innigen Theil nahm, daß er öfters sagte, das frühe Ergrauen seines Haares sei eine Folge des großen Leides, das ihn durch Helenens traurige Schicksale getroffen.

Eisenach, 10. Juni 1848.

Aus dem durch die deutsche Synode recht stürmisch gewordenen Eisenach schreibe ich Ihnen, verehrter Professor, aus dem Asyl der heiligen Elisabeth und des treuen Luther, wo Ihr Brief mit dem freundlichen Wink mich erreicht hat. Wenn ich nicht früher dankte, so war es, weil meine Zeit mit unendlich vielem Schreiben besetzt ist, und ich im Grunde nicht gern das wunde Herz und den erregten Geist in der leichten Briefart gebe, und von der andern Seite es mir schwer wird, Ihnen gegenüber von Nebensachen zu reden, während die großen Gedanken der Zeit uns beide so ausschließlich in Anspruch nehmen. Doch soll mich dieser Grund nicht länger in den Schein der Undankbarkeit stellen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr mich Ihr Wort rührt und wie lieb und wohlbekannt mir darin der freundliche Rath erschien, in den angegebenen Städten Bayerns ein Asyl zu suchen. Es war auch dieß mein erster Gedanke; ich hatte an Würzburg, an Bamberg, an Nürnberg gedacht — doch erhielt ich, als ich noch schwankte, eine väterlich liebevolle Einladung meines Onkels hieher und nahm sie mit gerührtem Herzen an. Fürs erste hab' ich mein Zelt unter diesem Familienschutze aufgeschlagen und fühle mich hier so heimlich, als sich Verbannte fühlen können — auch finde ich das Land so schön, als es weinenden Augen erscheinen kann, und finde die Liebe so wohlthwend, als es einem zerschlagenen, sich nach dem Vaterland sehnennden Herzen wohlthun kann. Die Nähe meiner theuern Mutter ist mir ein Trost, ein Vorbild finde ich in ihrem frommen edlen Sinn; in der frohen frischen Lebensfreude meiner Kinder finde ich eine Bürgschaft der Zukunft; also sollte ich das Weh im Herzen stillen; doch das kann nur Gott — und von ihm erwarte ich es auch und will mich im blinden Glauben Ihm übergeben. Wissen wir denn, was uns der nächste Tag bringt? warum sollen wir uns denn quälen?

Sagen Sie meiner Cousine Marie, wie mich die glückliche Geburt ihres Kindleins erfreut und empfehlen Sie ihr immer angelegentlich meinen treuen Prestele an. — Sein

Unterkommen wäre für mich ein großer Stein vom Herzen, er verdient es. Zwar fühle ich wohl, daß es schwer ist, darum will ich auch nicht zudringlich sein.

Grüßen Sie den braven Bourgoing, wenn Sie ihn sehen sollten und seine Frau. Ich erinnere mich noch mit Wehmuth ihres Besuches in Eu! Gott, welche Kluft liegt zwischen damals und jetzt.

Gott schütze Sie und gebe Ihnen und Ihrer theuern Hausfrau noch schönere, süßere Tage als die jezigen! Ihrer treuen Fürbitte empfehle ich meine Kinder und mich mit alter Anhänglichkeit.

Helene.

Zu gleicher Zeit mit dem vorstehenden erhielt ich einen Brief von einer hohen Augenzeugin des Familienlebens in Eisenach. Diese beschreibt in lebendigen Zügen die beiden Prinzen, den zehnjährigen Grafen von Paris, hoch und schlank von Wuchs, in seinen Bewegungen grazios, in seiner Haltung gesetzt, in seinen Aeußerungen sinnig, von besonnenem Urtheil, leichter Fassungskraft. „Sein Lehrer (Regnier), dem er mit voller kindlicher Liebe zugethan ist, besitzt alle die Gaben, welche die günstigste Entwicklung des Prinzen befördern können; er klettert mit seinem Zögling auf den Bergen herum, läßt diesen Blumen pflücken und trocknen, welche dann nach Paris gesendet und dort von Herrn Germain, welcher dem Prinzen Botanik lehrte, mit Namen versehen werden. Ein Menschenkenner, welcher dem Grafen von Paris in seine dunkelblauen Augen und das wohlgebildete Angesicht blickte, in welchem die Züge der Gutmüthigkeit mit denen des Ernstes und Verstandes gepaart sind, würde in diesem Kinde eine mehr denn gewöhnliche Erscheinung anerkennen.“

„Der achtjährige Robert, der sich gerne noch Robertchen nennen läßt, ist auch für sein Alter ziemlich groß, allezeit in so munterer Bewegung, daß mir eine solche Lebendigkeit noch gar nicht vorgekommen ist. Am Willen wie am Verstand entwickelt er sich in erfreulicher Weise. Seine Stimme ist von durchdringender Kraft, die klugen, blauen Augen beherrschen die feinen Züge, welche in verjüngtem, zartem Maßstabe an die Züge der Großmutter Königin erinnern.“

„Die Liebe beider Kinder zu ihrer Mutter ist rührend und wohlthuend. Was könnte ihr sonst das Leben erträglich machen?“ —

An die beiden vorstehenden Briefe der Herzogin von Orleans aus Ems und Eisenach schließt sich seinem Inhalte nach ein dritter Brief an, aus dem ich mehrere Stellen mittheilen will.

Eisenach, 6. März 1849.

Schon lange wollte ich Ihnen danken, verehrter Professor, für den so theuer werthen Brief, welchen ich im November v. J. von Ihnen erhalten, und der eine Einlage für meinen ältesten Sohn enthielt, die ihn sehr gerührt und erfreut hat — welche auch ein Büchlein begleitete, das wir gerade jetzt, in den deutschen Stunden, die ich ihm gebe, mit großem Eifer studiren. Es liegt aber auf meinen Schultern eine solche Correspondenzlast, daß es mir unmöglich ist, stets jeder Pflicht der Art nachzukommen, und so kam es, daß ich einen zweiten Brief von Ihnen erhielt, welchen ich ebenfalls später beantwortete, als ich es gewollt. — — —

(Hierauf spricht sich abermals die Sorge für das Unterkommen des oben erwähnten treuen Dieners ihres jüngsten Sohnes aus und zugleich die dankbare Anerkennung dessen, was bereits durch die huldvolle Verwendung der Königin Marie für denselben geschehen sei.)

Der Brief, welchen Sie so gütig waren, meinem kleinen Paris zu schreiben, hat ihn sehr interessirt und erfreut. Seit seiner zartesten Kindheit kennt er Sie, wie man eine goldene Kindersage kennt — das Stäbchen vom feurigen Busch, die Rose von Saron, der Bull Bull, der leider bald verschieden, endlich Ihre Naturgeschichte und so manche Erzählungen, welche ich ihm von Ihnen mitgetheilt, haben Sie mit seiner Kinderseele in Verwandtschaft gebracht. — Ein Brief nun von dem unsichtbaren Freund war ihm wie ein Wunder aus der Feenwelt, — die vielen herrlichen Schriften, die Sie ihm empfehlen, werden allmählich seine Freude ausmachen. Schon liebt er seinen Plutarch sehr und kennt ihn fast wie seinen Katechismus; am Beispiel der großen Männer kann er allein sich jetzt emporrichten! In dieser Zeit, wo die Menschheit so tief gesunken, muß man wohl



in die Vergangenheit blicken, um nicht den Glauben an die Menschen zu verlieren. Möge er bessere Tage erleben, wenn die Stürme ausgetobt haben, die uns jetzt umgeben. Meine Mutter, neben welcher ich in diesem Augenblick schreibe, grüßt Sie aufs Herzlichste. Wie oft reden wir von Ihnen mit einander und wünschen wohl einmal einen Besuch des Pilgers in der thüringischen Einsiedelei.

Viele Grüße der lieben Hausfrau. Wenn Sie noch mit der Familie B\*\*\*\* in Berührung stehen, so lassen Sie ihr meine besten Grüße zukommen. Gott befohlen. Auf Ihre alten Gesinnungen rechnend, unveränderlich die alte bekannte  
Helene.

Allerdings lassen uns schon die vorstehenden Briefe einen erfreulichen Blick in das äußere wie innere Leben der Herzogin zu Eisenach thun. Doch gab und gibt es Zeugen, welche dem Haushalt in der friedlichen Zufluchtsstätte der hohen Verbannten noch ungleich näher standen. So weit es ihr möglich war, suchte die Herzogin in ihre neue Wohnung den Geist und die Hausordnung der Friedensburg in Ludwigslust einzuführen. Wenn sie mit den Nächst-Jhrigen allein war, da konnte man öfters die Gespräche und wohl auch die Lieder hören, an denen sich der gefellige Kreis in der Friedensburg erfreut hatte. Ein Lied besonders ist in dieser einheimisch gewesen, zu dem man den Text in einem lieben, köstlichen Buche, in J. M. Sailers „Fenebergs Leben“ fand. Das Lied hatte nicht allein einen tiefen Eindruck hinterlassen, sondern das Verlangen geweckt, es laut zu singen. Man erfand sich deßhalb eine Melodie dazu, nach welcher es auf dem Clavier gespielt und von dem Chor in der Friedensburg gern und oft gesungen wurde. Man kann wohl sagen, daß kaum einer andern Sängerin in diesem kleinen Chor die Worte des Liedes so zu Herzen gingen und beim Gesang so tief, so wahr aus dem Herzen kamen, als der Prinzess Helene. Schon daheim, als Jungfrau, wie in mancher ernsten Stunde in Paris, noch mehr in der Filial Friedensburg zu Eisenach sang sie es gern, denn sie hatte jetzt die volle treue Wahrheit des guten Feneberg-Liedes in kräftig beruhigender Weise an ihrem Herzen erfahren. Andere Seelen aber, welche die rechte, wahre Liebe und den Zuchtmeister der Liebe, den

Schmerz kennen, werden mit gleichem Wohlgefallen die treue Wahrheit des Liebes aus dem bayerischen Hochland erkennen. Es ist weniger bekannt, als es zu sein verdient; ich setze es deshalb hieher:

### Kreuz und Liebe.

Liebe und ein Kreuz dazu,  
Schafft dem Christenherzen Ruh.  
Ohne Schmerz täuscht Liebe sehr;  
Kreuz ist ohne Liebe schwer.

Kreuz bei Liebe zeigt, wohin  
Gehen soll der Christen Sinn:  
Dringt dahin, daß er nichts mein'  
In der Lieb', als Gott allein.

Ist die Liebe nur allein  
Ohne Kreuz und ohne Pein,  
Dann verrückt sie den Verstand  
Und wird Wahnsinn oder Tand.

Liebe ohne Kreuz wird blind  
Und verführt wohl gar zur Sünd',  
Aber Kreuz treibt stets zu sehn,  
Ob wir auch noch sicher stehn.

Ist das Kreuz so ganz allein,  
Fühlt der Leidende nur Pein;  
Kommt nicht Liebe in sein Herz,  
O, so brennt zu sehr der Schmerz.

Jede Last ist ihm zu schwer,  
Jedes Joch drückt ihn zu sehr;  
Er fühlt keine Kraft in sich  
Und versinkt jämmerlich.

Aber Liebe gibt ihm Kraft,  
Frohen Sinn wie Muth und schafft,  
Daß er leidend Wunder thut  
Und am Kreuze liebend ruht.

O, so gib mir, lieber Herr!  
 Ich verlange sonst nichts mehr —  
 Liebe und ein Kreuz dazu,  
 Und so meinem Herzen Ruh.

Nun, die Bitte, welche der letzte Vers des schönen Liedes ausspricht, ist, so meine ich, an der Herzogin Helene von Orleans so reichlich und vollständig in Erfüllung gegangen, als wohl an wenig andern Menschen. Darum ist ihr jenes Lied wie zu einer Art von Lösungswort in ihrem Leben geworden, eben so wie ein anderes vom seligen Bischof Spangenberg, das sie wie ein Schild oder Amulet an ihrem Herzen trug, wenn der oftmals sehr schlüpfrige Weg der Weltklugheit ihr mit Gefahren drohte, auf den sie durch ihre politische und kirchliche Stellung geführt wurde; das Lied heißt: „Heil'ge Einfalt, Gnadenwunder“ und ist, eben so wie das vorhergehende von Feneberg in Knapps reichem Liederschatz aufgenommen. Es wurde in der alten (wie in der neuen) Friedensburg oft zum Abendsegen wenigstens noch gelesen.

So schloß man dann auch in Eisenach nach vollendetem Werk des Tages seine Augen in Fried und Ruh und that sie beim Erwachen am andern Tag in derselben friedlichen Stimmung dem Morgenlichte wieder auf.

---

## 21. Tröstungen und neue Schmerzen.

Ehrend und erfreuend zugleich mußte der Herzogin von Orleans ein Beweis der allgemeinen Achtung sein, den ihr das Volk von Paris selbst in den Tagen des Tollrausches der Februarrevolution gegeben hatte. In die meisten Abtheilungen der Tuilerien, sogar in einige der Räume, darin die Dienerschaft der Herzogin sich aufhielt, waren (nach Seite 167) die Plünderer eingedrungen; die eigentliche Wohnung aber der Herzogin, die Gemächer im Pavillon Marsan hatte man nicht nur verschont, sondern als Zeichen der Hochachtung Kränze an die

Thüren gehangen. Ihre Kammerfrau konnte später dahin ziehen und mit Hülfe treuer Freunde den ganzen unverlezt gebliebenen Inhalt der Zimmer und ihrer verschließbaren Behältnisse ausräumen. Was hiezu geeignet war, das sendete man nach Eisenach, für andere, schwerer fortzuschaffende Gegenstände wurde ein Zimmer in der Stadt gemiethet, darin man sie unterbrachte. So verlor die hohe Eigenthümerin nichts von ihren Sachen, und bald sah sie sich in Eisenach wieder von all den Porträten, Bildern und anderen Gegenständen umgeben, welche ihr als Erinnerungen an ihre glücklicheren Tage von höchstem Werthe waren. Auch ihr Wittthum, was man ihr freilich nach wohlverbürgtem französischen Rechte nicht nehmen konnte, erhielt sie später auf einmal richtig ausbezahlt.

Am Jahrestag der Revolution, den 24. Februar 1849, besuchte sie der Marquis von Mornay, und dergleichen liebe Besuche erhielt sie damals fortwährend aus Frankreich. Solche für ihr in Hoffnung lebendes Gemüth erfreuliche Scenen des Wiedersehens regten jedoch zugleich den zarten, von so vielen Stürmen erschütterten Körper der Fürstin so mächtig an, daß derselbe in einem beständigen fieberhaften Zustand sich verzehrte. Dennoch, so sehr ein Einfluß der Winterkälte zu fürchten war, konnte sie ohne Nachtheil den Vergnügungen des Schlittschuhlaufens als Zuschauerin beimohnen, dem sich ihre Söhne auf dem Eise eines Teiches am Fuße der Wartburg hingaben.

Wie sie ihr theilnehmendes Mutterherz selbst bei solchen Uebungen der Glieder zu den beiden Kindern hinzog, so noch vielmehr zu jenen höheren Beschäftigungen und Uebungen derselben, durch welche das geistige Leben geweckt und bekräftigt wird. So sehr ihr leidender Körper einer längeren Ruhe am Morgen bedürftig war, versäumte sie es dennoch nie, die Söhne zu einer Andachtsstunde zu sich zu rufen. Aus der Gemeinschaft des Gebetes gingen Gespräche hervor, in deren Worte der glaubensfreudige Geist der Mutter eine solche eindringende Kraft legte, daß ihr Segen an den jungen Herzen der Kinder ein unvergänglicher bleiben wird. Die Verschiedenheit der Confessionen der Mutter und ihrer Kinder trat hierbei niemals in störender Weise hervor; sie selber war bei dem Religionsunterricht, den der würdige katholische Geistliche den Kindern gab,



eine theilnehmende Zuhörerin und ward hierbei dem Lehrer in ihrer lutherischen Festigkeit, durchdrungen und erleuchtet von christlicher Milde, so verehrungswürdig, daß unter den zahlreichen Nachrufen, zu denen ihr plötzliches Ende den Männern vom geistlichen Stande Veranlassung gab, kaum einer gefunden wird, welcher tiefer eingehend und anerkennender war, als der jenes katholischen Priesters.

Schon im Sommer 1849 hatte sie alle ihre mecklenburgischen Verwandten in Leipzig gesehen; im März 1850 kam sie nach Schwerin und Ludwigslust, um dort alle ihr nahe stehenden Lieben zu begrüßen. Es war, als wären es Gedanken des Abschiedes von ihren Verwandten, sowie von dem deutschen Vaterlande, welche die heimathlose, ihrem Vaterlande schon zweimal entfremdete Fürstin begleiteten auf ihrer damaligen Rundreise durch einige ihrer Lieblingsgegenden von Deutschland. Denn nachdem sie, über Meiningen, mit freundlichen Erinnerungen an die dort bei der herzoglichen Familie verlebten Stunden, in Coburg die theure Schwester Clementine besucht und im Kreise ihrer Familie Freuden des Wiedersehens genossen hatte, folgte sie gern der Einladung der hohen, geschwisterlichen Gastfreunde, mit ihnen einen Besuch in ihrem alten lieben Nürnberg zu machen. Im April 1850 sah sie dann mit ihren Kindern die Stadt, welche ihr selber schon in den Jahren ihrer Kindheit so lieb geworden war, führte sie in die Kirchen, zu den schönen Brunnen, zu Albrecht Dürers Haus und selbst in die Fabriken der bleiernen Soldaten, reiste dann über Würzburg, wo sie erfreut ward durch die persönliche Bekanntschaft des Neffen ihrer mütterlichen Freundin, der Generalin von Both, des Hauptmanns von der Tann; sah mit besonderem Interesse das Museum in Frankfurt am Main und fuhr auf dem Dampfschiff den schönen Rhein hinab zur Einschiffung nach England.

Dorthin zog sie eine hohe geheiligte Mutterpflicht, weil damals eben ihr Sohn, der Graf von Paris, im Kreise seiner ganzen Familie die Weihe des ersten Abendmahles empfangen sollte. Eine Kapelle, in Kingstreet Portmanssquare gelegen, war zu der Feier bestimmt. In dieser Kapelle hatte Ludwig Philipp einst als verbannter Prinz seine Andacht gehalten, damals in jugendlicher Kraft und voller Hoffnungen des Erdenlebens; jetzt

wankte er gebeugt von der Last der Jahre und ihrer Mühen, gestützt von dem General Dumas, herein. Ihm folgte die Königin mit festem Schritt und klarem Blick. Denn diesen hatte der Verlust des äußeren Glanzes, an welchem er nie gehangen, nicht trüben können: ein Gott geheiligtes Gemüth schaut nicht zurück auf die rauchenden Trümmer des Erdenglückes, sondern nur vorwärts nach der sichern Vergungsstätte der Seele. Hier auf folgte die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern und der übrigen Familie. Die ganze Kapelle war gefüllt von Freunden derselben; 28 Altersgenossen des Grafen von Paris nahmen die erste Bank bei dem Altar ein; man überreichte dem Prinzen ein kostbares Gebetbuch, das auf dem Altar lag.

Der Abbé Guel war schon vor zwei Monaten von Paris gekommen, um dem Prinzen den letzten Religionsunterricht zu ertheilen. Er hielt sich diesem auch zunächst, während der Bischof Cardinal Wiseman aus London die heilige Handlung verrichtete. Welches Auge konnte, so berichtet ein Augenzeuge, trocken bleiben, wenn es die Mutter betrachtete, deren thränen-schwerer Blick auf dem Sohne ruhte, als wolle sie ihn einhüllen in diesen Blick der Liebe, während er so unschuldig, demüthig und andächtig dankiete. Auch unter den Tönen der Orgel konnte man die Laute des Schluchzens der Anwesenden vernehmen. Selbst seine Amme war zu diesem Ehrentag des Prinzen aus Frankreich gekommen.

Mehrere Personen, welche die königliche Familie seit den Tagen des Glückes noch niemals wieder vereinigt gesehen hatten, fanden, daß die Herzogin von Orleans von allen Mitgliedern am wenigsten verändert und gebeugt erschien. Sie hatte zu diesem Ehrentag ihres Sohnes selbst in der Kleidung sich so geschmückt, wie in den Tagen ihres Glückes; der Ausdruck ihres Angesichtes war sanft, gütig und geistvoll zugleich. Dennoch schrieb sie, im Gefühl ihres damaligen Wohlbefindens, an eine Freundin:

„Man fühlt sich oft noch so jung, so theilnehmend, so frisch, daß man es gar nicht glaubt, daß die Zehner schon so weit hinter uns liegen. Doch arbeitet Gott und die Zeit recht tüchtig an uns, und wir könnten wohl mürbe sein. Ach wie ist doch das Leben ein so eigenes Ding und

wie ist das Herz ein noch viel eigner Ding! Es muß der liebe Gott recht, recht viel Geduld mit uns haben.“

Ich nannte vorhin das Gefühl, mit welchem die Herzogin im Jahre 1850 ihre Verwandten und Freunde in Deutschland noch einmal begrüßte, einige ihrer Lieblingsorte besuchte und den Rhein hinabfuhr, ein Gefühl des Abschiednehmens. So spricht sich dasselbe in einigen Stellen ihrer Briefe aus, und der Ausgang ihrer dießmaligen Reise nach England sollte wirklich ein Abschiedsbesuch der ernstesten Art sein.

Die zunehmende leibliche Schwäche des Königs Louis Philipp konnte zwar keinem Auge verborgen bleiben, das ihn, namentlich seit seinem letzten Aufenthalt in England, nur etwa monatlich einmal sah. Die Seinen jedoch, welche ihn täglich sahen, bemerkten dieses nicht so. Das Entweichen einer andern Kraft, als die leibliche war: die Kraft jenes Selbstvertrauens, das ihn achtzehn Jahre lang unter allen Gefahren und Wechselln seiner Regierung nie verlassen, war nicht so allmählich, sondern plötzlich über ihn gekommen, als er am 24. Februar 1848 so schnell von dem Feld der Kämpfe entfloß, das für ihn noch keineswegs als ein unwiederbringlich verlorenes erschien. Nachdem er die langentbehrte erste Nachtruhe, am Tage seiner Flucht, bei den Grabstätten seiner Väter in Dreux gefunden und noch einige Tage in der Normandie sich verborgen gehalten, fuhr er am 3. März ruhig in das Land, das ihm schon mehreremale Schutz und gastfreundliche Aufnahme gewährt hatte, nach England hinüber. Hier wohnte er zuerst zu Claremont, einer Besizung seines Schwiegersohnes, des edlen Königs der Belgier, dann in Richmond. Wer ihn hier sah, mußte die Ruhe und Würde mit Achtung erkennen, mit welcher dieser Mann den Wechsel seiner Schicksale ertrug. Den Freunden allen, am meisten seiner Familie, erwies er sich fortwährend als theilnehmend liebender Vater. Er schied in stiller muthiger Ergebung aus dem vielbewegten Leben; nicht mit königlichem Prunk, aber mit theilnehmender Ehrfurcht einer zahlreichen in der Welt hochstehenden Menge ward sein Leichnam in der kleinen Kapelle zu Wenbridge bestattet.

Nicht minder schmerzlich und vielleicht noch unerwarteter ward in demselben Jahr 1850 die Herzogin von Orleans von

dem Tod ihrer theuern schwesterlichen Freundin, der Königin Louise von Belgien, ergriffen.

„Dieses Jahr,“ so schrieb sie, „hat mich in einer Weise verarmt, daß ich mich oft mit Gewalt aus den drückenden herzerreißenden Gedanken erheben muß, um mir noch einige Geistesfrische zu erhalten. Doch genug von mir und meinem Leid. Gibt mir nicht die Königin ein so musterhaftes Beispiel der Seelenstärke und himmlischer Ergebung? und sollte ich nicht muthiger mein Kreuz auf mich nehmen?“

Die Herzogin blieb während des Winters bei der trauernden Familie in England. Die mütterliche Frau Erbgroßherzogin Auguste schrieb von ihr im Januar 1851: „Helene hat Freude an der deutschen lutherischen Kirche in London, wo ein sie ansprechender Prediger abwechselnd mit dem vierundachtzigjährigen Steinkopf den Gottesdienst hält.“ — Und im Februar desselben Jahres theilt sie mir mit: „Von Helene sind gute (Gesundheits-)Nachrichten eingelaufen. Ich glaube fast, der Herr hält sie verborgen und geborgen an ihrem jezigen stillen Ort, wo die Kinder gedeihen. Wie wohlthuend über Alles ist das Gefühl des Geborgenseins. Wer auf dem Krater jenes Vulkanes steht, der ist nicht zu beneiden. Doch gibt es ein noch wünschenswertheres Verborgensein im Herrn allein.“

Bald aber häuften sich die neuen Ereignisse des Jahres 1851 in Frankreich zu so mächtigen Wolken an, daß sie den heitern Himmel der Herzogin öfters trübten.

„Die Ruhe,“ so schrieb sie, „die ich so gern in einer stillen Zurückgezogenheit, in vollkommener Vergessenheit der Außenwelt — der häßlichen Politik finden möchte, ich kann sie nicht erringen, weil die Wirren unseres armen Landes, die Hoffnungen der Einen, die Thorheiten der Anderen, die Lauheit der Mehrzahl mich nach innen zu sehr in Anspruch nehmen und das Getreibe jenes thörichten Kampfplatzes meinen Gedanken gar keinen Frieden bringt. Ich beschäftige mich sehr viel, mache Musik, laufe viel im Freien herum, bin viel mit den Meinen, aber mein Herz will nicht ruhig werden. — — Gott allein kann den Frieden wieder schenken, und ich habe die Zuversicht, Er wird es thun.“



Wie gut sie den Quell dieses innern bleibenden Friedens kannte und ihn zu finden mußte, das bezeugen die nachstehenden Stellen eines andern Briefes:

„Ich liebe kein Gefühl so sehr als das des Dankes gegen Gott. Zieht uns nicht dieses Ausströmen unseres Innern so mächtig zu Ihm, ist es oft nicht ein stärkerer Magnet noch als der Schmerz? und gibt es einen größern Schmerz als den der Unfähigkeit, mitten in der Fülle des Glückes recht danken zu können? gibt es eine größere Dürre des Herzens, als die des Undankbaren? Nein, ich ströme gern mein Herz in Dank aus, gegen Ihn, dem ich Alles schuldig bin, gegen die Lieben, die mir so viele Freude bereiten; ja, ich sollte es wohl auch gegen meine Feinde, weil sie mir die wahre Rehrheit des Lebens zeigen und mein Herz treiben, sich mehr und mehr auf Gott zu stützen. Darum begreife ich jetzt den doppelten Sinn des Wortes: „Segnet die Euch fluchen.“ Doch ich würde heucheln, wenn ich sagte, ich habe es schon so weit gebracht, ihnen dankbar zu sein. Ich erkenne es nur, daß auch sie einen Dank verdienen, und daß ich durch die Bitte: vergieb ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie thun, feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln mußte. So bin ich von meinen besten Freunden zu meinen bittersten Verfolgern gerathen.“

---

## 22. Ein Vorschmack von den Schrecken des Todes.

Eine Gesinnung, eine Stimmung des Herzens, wie die ist, welche sich in den vorstehenden Worten eines Briefes der Herzogin aussprach, kann auch vor dem Schrecken und dem Gericht des Todes in getrostem Muthe dastehen. Ihr war es bestimmt, schon vor dem Absterben des Leibes mit Seele und Geist in ein Gericht vor Gottes Angesicht zu treten, das uns nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur im Tode erwartet. Man darf wohl sagen, sie hat in der Stunde, von welcher wir hier reden

wollen, alle Furcht vor dem dunklen Thal bestanden, durch welches der Sterbende in die jenseitige Welt tritt, und ist an der Hand ihres Führers hindurchgedrungen an das trostreiche Licht der Ewigkeit. Darum durfte ihr letztes Abscheiden von der Welt ein so leichtes und schnelles sein, daß sie in der That den nahenden Tod nicht sah, noch seine Bitterkeit schmeckte, denn sie hatte dieses schon gethan und in einem Kampfe des Glaubens mit ihm, den sie mitten im Dunkel der Nacht festhielt, die Erfüllung des Gebetes erfahren, „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Am Ende des Jahres 1852 und am Anfang des darauffolgenden Jahres hatten sich zu dem Leide der trauernden Familie viele Ereignisse gesellt, welche das Gemüth der Herzogin in Bewegung setzten. Louis Napoleon hatte am 2. December 1852 durch einen Staatsstreich seine Herrschaft in Frankreich zum Kaiserreich erhoben, dann am 22. Januar 1853 die Güter der Orleanischen Familie confiscirt und hiedurch das Urtheil der Verbannung derselben noch verschärft. Nicht der äußere Verlust an Gut und Geld, denn dieser berührte sie wenig oder nicht, sondern ein anderes Leid beugte sie, welches wie ein gewaltiger Riß zwischen sie und die Zukunft ihres Lebens trat. „Man darf sich,“ so schrieb darüber eine theure mütterliche Hand, „nicht wundern, sie ist an das Land, das sie von sich stieß, wie durch einen Zauber gefesselt. Aber der Herr wird sie von diesem Zauber lösen. Er fängt schon damit an.“

Schon vorher war auch die leibliche Kraft der Herzogin aufs Tiefste erschüttert worden. — Die Aerzte hatten ihr eine Reise in die Schweiz verordnet. Dieselbe theure Hand, aus welcher die vorstehenden Worte kamen, schrieb mir am 8. August 1852:

„Helene ist nun in St. Gervais auf einer der Höhen am Fuße des Montblanc, um im Genuß der dortigen heilsamen Luft ihre Nerven neu zu beleben. Im Ganzen ist man über ihren Gesundheitszustand nicht besorgt. Die Kinder, welche sehr herangewachsen sein sollen, klettern fröhlich neben den Ziegenheerden auf den Bergen umher, haben Freude an der Natur und ihren Studien. Gott gebe zu Allem seinen Segen.“

Selbst dieser unschuldige Genuß wurde, so oft man von den einsamen Spaziergängen auf das Gebirge an den Aufenthaltsort zurückkehrte, durch die zudringliche Nähe jener Personen getrübt, welche gleich Spionen die Herzogin und ihre ganze Umgebung beobachteten. Aber der Muth der seltenen Frau sollte noch durch andere Gefahren des Lebens geprüft werden, als jene sind, welche die Menschenhand uns herbeiführen kann; sie sollte dem nahen Tod ins Angesicht schauen und dennoch durch Gottes starke Hand gerettet werden. Ich meine hiemit jenen damals in den öffentlichen Blättern besprochenen Unfall, welcher ihr auf der Rückreise nach der Heimath in der Mitte des Septembers (1852) begegnete. Am 17. d. M. befand sie sich bereits auf dem Wege von Lausanne nach Bern. Schon seit einigen Tagen hatte ein wolkenbruchartiger Regen, der fast ohne einen Stillstand anhielt, den Rhein bei Basel so hoch angeschwellt, als man dieß nur selten gesehen. Bei Moudon (Milden) sahen sich die hohen Reisenden, weil das Wasser die Brücke über die Broye weggerissen hatte, zur Umkehr genöthigt. In der Erwartung, daß sich weiter südwärts noch ein Uebergang nach Dron finden werde, um weiterhin die Straße nach Romond (Remund) zu gewinnen. Vor Bromasens, dem ersten freiburgischen Dorfe, stürzte der zugemachte Wagen, in welchem die Herzogin mit ihren Kindern saß, in einen tiefen mit Wasser gefüllten Graben am Wege. Das waren für das Herz der Mutter Augenblicke der Angst eines schmerzlichen Todes. Denn es war nicht das heftige Wehe, das sie an ihrem zerbrochenen Schlüsselbein fühlte, nicht die Furcht vor dem eigenen, schon ganz sicher scheinenden Tode, sondern nur die Angst um die Rettung ihrer Kinder, was ihr ganzes Denken und Fühlen dahin nahm. Ich lasse sie selber von diesem Ereigniß reden, in einem Briefe, den sie mir nach ihrer Rückkehr aus England schrieb. Ich theile nachstehend seinen ganzen Inhalt mit, weil auch sein Anfang ein Zeugniß von der ruhigen innern Stimmung der Seele gibt.

Rittley Devonshire, 15. Januar 1853.

Mit wahrer Rührung habe ich die Schriftzüge Ihrer Hand erkannt und das Buch geöffnet, welches Sie mir im Andenken der vergangenen Jahre gesandt haben. Glauben

Sie nicht, daß ich nach Empfang desselben geögert hätte, Ihnen meinen Dank zu sagen — doch die Reise dieses lieben Büchleins nach England war etwas schwierig und langsam, so daß ich erst seit wenig Tagen im Besitz desselben bin. Schon habe ich mehrere der schönen Erzählungen meinen Kindern vorgelesen, und sie haben ihre Freude daran gehabt, daß der Ubersender des Bull Bull und des Mosesstabes aus der Wüste sie nicht vergessen. So bringe ich Ihnen denn den vereinten Dank der Mutter und der Kinder.

Sie haben die Gabe, alle edelsten Saiten meiner Seele auf eine wunderbare Weise zu bewegen, und so war mir auch Ihr theurer Brief nicht allein eine Stimme aus der Vorzeit, wo die Träume noch golden waren und die Hoffnungen voll Kraft, sondern auch aus der ewigen Zukunft, wo die Träume zur Wahrheit werden und die Hoffnungen, welche hier abgestorben, von Neuem erblühen. Daher nochmals Dank, den innigsten Dank für die Worte Ihres Briefes und für die liebevolle, so warme Theilnahme, die er mir beweist.

Schmerzlich ist es mir, daß ich während meiner öftern Reisezüge durch Deutschland nie die Freude genossen habe, Ihre Hand wieder zu drücken und die Stimme zu hören, welche meiner Kindheit so schöne Sagen und Märchen zu erzählen wußte, und welche später die ernstesten Wahrheiten meinem Geiste lieblich zu machen wußte, wenn auch nur durch Vermittlung der Schrift. Doch daß wir der sichtbaren Vereinigung nicht bedürfen, um in Verbindung des Gemüthes zu bleiben, ist ja gewiß, und so konnte es auch geschehen, daß ich Sie, theurer Professor (verzeihen Sie mir noch den alten Namen), seit meinem vierten Jahre nicht gesehen und doch stets mit inniger Verehrung an Ihnen hänge.

Wohl haben Sie recht, es sind stürmische Zeiten über uns eingebrochen, und ich habe in den letzten zehn Jahren die Bitterkeit des Lebens gründlich erfahren. — Es war wohl die kurze Zeit meines Glückes zu schön, zu unvergleichlich, und ich mußte sie büßen. Doch auch, und besonders in diesen schweren Prüfungen habe ich Gottes



Gnade und Langmuth recht fühlbar empfunden, und als neuerdings sein schützender Arm meine Kinder in der Gefahr behütete und mich vom Tode rettete, dem ich mit klarem Bewußtsein ins Angesicht schaute, ohne mehr an Hülfe glauben zu können, da habe ich die Macht seines Armes und seiner Güte recht augenscheinlich erfahren und es gelernt, das Leben, welches ich so oft bitter und schwer gefunden, als ein Geschenk seiner Liebe zu erkennen und seinen ganzen Werth zu empfinden. Möge es ihm zur Ehre und meinen theuern Kindern zum Heile dienen.

Wenn Sie mir von Zeit zu Zeit Kunde von Ihnen geben wollten, so würden Sie mich sehr beglücken. — Grüßen Sie die theure Königin Marie herzlich und glauben Sie an die treue Anhänglichkeit Ihrer alten Schülerin

Helene.

Bei der treuen Hausfrau wünsche ich sehr, nicht in Vergessenheit zu gerathen.

---

Ich hatte meinem Freunde Schelling in Berlin die Geschichte dieser Lebensrettung der Herzogin von Orleans mitgetheilt. Ich mußte es, wie innig er diese seltene Frau, deren persönliche Bekanntschaft er in Eisenach gemacht hatte, verehrte und liebte, und welchen warmen Antheil er an ihren Schicksalen nahm. Er schrieb mir hierauf am 8. März 1853 (es war der vorletzte Brief, den ich aus seiner theuern Hand erhielt) ein prophetisches Wort, das mit seiner segnenden Kraft an den Kindern „der schwergeprüfsten Frau unserer Zeit“ (so nennt er die Herzogin) in reiche Erfüllung gehen möge.

---

### 23. Der weitere Verlauf der Pilgerschaft.

Erst nach einigen Wochen, welche die Herzogin in Lausanne während der Heilung ihrer schweren Verletzung zubrachte, konnte sie ihre Rückreise nach England antreten. Sie fühlte sich zwar

durch manches äußere wie innere Leid gebeugt, doch schrieb sie der Freundin:

„Möge nur Gottes Wille an mir in Erfüllung gehen: zu seiner Verherrlichung und meinem Heile, der Herr möge dieß ausführen und durch die dunklen Wege, welche Er mich führt, meine Seele läutern und tüchtig machen, meine Mutterpflichten treu zu erfüllen.“

„Meine Kinder,“ so schrieb sie ein anderesmal, „blühen indessen auf, leben glücklich ihren Jugendtraum und werden stark an Herz und Körper. Ich hoffe sie bald nach Deutschland bringen zu können, wohin ich mich unendlich sehne. Ruhe, Ruhe, Abgesondertheit von aller Politik ist mir so nöthig wie die freie Luft.“

Sie floh vor dieser sie aufregenden Politik, von welcher sie in dem Kreise, darin sie lebte, nicht loskommen konnte, auf einige Wochen in die schottischen Hochlande, und ihr für Naturschönheit so geöffneter Sinn fand eine große Erfrischung in der großartigen Umgebung. Sie griff sogar wieder zum Pinsel und zur Palette, die sie so lange hatte ruhen lassen, und führte, wetteifernd mit ihrer talentvollen Lectrice Madame de Wintz, manche hübsche Landschaften nach der Natur aus.

Sie kam endlich nach ihrem ersehnten Deutschland. Aber auch hier fand sie Trauer. Das treue Vaterherz ihres Oheims des Großherzogs Karl Friedrich von Weimar hatte aufgehört, für sie und die Seinigen zu schlagen; er war am 8. Juli 1853 dahin geschieden, wo das eigene, menschliche Sorgen für immer ein Ende hat. Und wenige Wochen nachher, am 3. August, war ihre theure Schwester, die Herzogin von Altenburg, so wie sie Wittwe geworden. Der Tod dieses Schwagers beugte die so vielfach der Trennung durch Gräber gewohnte Herzogin Helene ungewöhnlich tief; denn der Herzog Georg war ihr, wie Allen, die ihn näher kannten, durch sein treues Gemüth und sein ernstes Trachten nach Dem, das allein von unvergänglichem Werthe ist, sehr theuer gewesen.

Im Herbst 1853 zog sie wieder in ihre stille Bergungsstätte, in Eisenach ein, wo ihr die Liebe des Volkes in lauten Freudebezeugungen entgegenkam. Den darauffolgenden Winter hindurch befand sie sich leiblich sehr leidend, desto mächtiger

aber an Geist, gab sie alle ihre Kräfte dem Werke der Erziehung ihrer Söhne hin. Der Graf von Paris hatte jetzt einen militärischen Gouverneur an dem würdigen General Trezelle erhalten.

„Paris,“ schrieb sie nach einiger Zeit, „hat ein brillantes Examen gemacht; Robert hatte es zu Ostern und bestand auch brav.“

Sie führte ihre Söhne umher im Kreise der theuern Verwandten in Rudolstadt, Jena, Eisenberg, wo sie im August 1854 bei der Enkelin ihrer Frau Schwester Bathin wurde. Unmittelbar jedoch auf diese Freudentage folgten wieder Tage der Trauer, in denen ihre verehrte Mutter zum drittenmale innerhalb weniger Monate an einem geöffneten Grabe stand, als sie in Rudolstadt die letzte ihrer Schwestern verlor, mit denen sie an Herz und Geist so innig verbunden und verwachsen war. Die Herzogin eilte zu ihr, und bald kam die vereinsamt Trauernde zu ihr nach Eisenach. Die tief fühlende Tochter empfand den Segen, eine solche Mutter noch zu besitzen, jetzt ganz besonders lebhaft, wo Todesfälle aller Art (nämlich das plötzliche Hinscheiden des Pastors Berny, der Tod ihrer Freundin von Ranzau) den Kreis ihrer Freunde lichteten.

„Halten wir nun,“ so schrieb sie ihrer Freundin, „doppelt eng aneinander, nach dem französischen militärischen Commandowort, das an einem Schlachttage, wenn viele Opfer fallen, gegeben wird: serrons les rangs. Thun wir dieß auch, damit die Lücken geschlossen werden und die Lebenden immer enger zusammenstehen.“

Mir selber schrieb sie im Gefühl des Glückes, das ihr der Besitz ihrer Mutter gewährte:

„Der liebste unter allen Besuchen ist der, welchen meine geliebte Mutter mir jetzt macht und durch welchen sie mein Herz stets zu erneutem Danke stimmt. Ihre klare Geistesfrische, ihre fortwährend reichen Fähigkeiten begeistern Alle, die ihr nahe treten, und die Tiefe ihres Gemüthes ist so jugendlich, so liebend, daß der Gleichgültigste dadurch belebt wird.“

Der Krieg in der Krimm bekümmerte die theilnehmende Seele der Herzogin sehr, weil unter der Menge der Schlacht-  
v. Schubert, Erinnerungen.

opfer, welche die öffentlich angegebene Zahl um das Dreifache überstiegen haben soll, viele der Söhne ihrer französischen Freunde sich befanden. An dem Theetische in Eisenach zupften Herren und Damen Charpie für die Verwundeten. Es machte einen rührenden Eindruck, wenn man diese Exilirten sagen hörte: „unsere Armee, unsere braven Truppen.“ Sie hingen so sehr an dem Lande, von dem sie doch ausgestoßen waren, daß sie in ihren Gedanken sich nicht von demselben zu trennen vermochten, und der Graf von Paris namentlich verfolgte jeden Sieg, jede Niederlage mit einem so theilnehmenden Eifer, als ob das nicht Napoleons, sondern noch seines Großvaters Truppen gewesen wären. Er kannte jeden Thurm, jedes Fort um Sebastopol und jede Stellung der Heere, als hätte er den Kampfplatz mit eigenen Augen gesehen.

„Wir sehnen uns nach Frieden, Gott möge ihn geben, sonst kommt keiner,“ schrieb die Herzogin.

Ihre Theilnahme an dem Jammer, den jener Krieg im Ganzen und für Einzelne brachte, bezeugte sich ins Kleinste nach allen Seiten hin. Der Sohn ihres Kammerdieners war in einer Schlacht vor Sebastopol gefallen; man hatte in seiner Westentasche einen Napoleonsd'or gefunden, welchen man mit den andern Effekten den Eltern zusendete; die Herzogin ließ das Goldstück mit einem Ringelchen versehen, damit die Mutter zum Andenken an den Sohn es tragen könne. Sie besuchte mehrmals die gebeugte Frau.

Im Winter 1854 auf 1855 litt die Herzogin Helene sehr an den Augen, doch genoß sie manche Freude durch angenehme Besuche aus Frankreich. „Helene,“ so schrieb die theure Hand aus der Friedensburg in Ludwigslust, „ist durch Gottes Gnade still und ruhig, obgleich es ihr kein Kleines sein mag, ihre Kinder bei so reich sich entwickelnden Fähigkeiten in der aussichtslosen Abgeschlossenheit der Verbannung heranwachsen zu sehen.“ Mir schrieb die Herzogin in dieser Zeit nachstehende Zeilen, welche durch Ton und Inhalt die Wahrheit der eben ausgesprochenen Worte bezeugen.

Eisenach, 9. Januar 1855.

Lange schon war es mein Wunsch, verehrter Freund und Lehrer, Ihnen mein dankbares Andenken auszusprechen



und Ihnen zu sagen, wie rührend und theuer mir jeder Brief und jeder Beweis Ihres Andenkens ist. Lassen Sie mich die ersten Tage dieses Jahres mit einem solchen dankbaren Gruß feiern und Ihnen meine Freude an dem Geschenk, welches Sie mir gemacht, an den Tag legen. Mit erheiteter Stimmung lege ich stets das Buch<sup>1</sup> aus der Hand und finde in Ihren Erzählungen aus der Kindheit stets lehrreichen Stoff zum Nachdenken. Auch meiner theuern Mutter ist dieses Buch sehr lieb, und oft finde ich sie mit demselben beschäftigt. Es hat für sie den eigenen Reiz, den das höhere Alter besonders zu schätzen weiß: die Eindrücke der Kindheit zu erfrischen — doch wie Sie die theure Mutter stets gekannt, so ist sie auch jetzt noch fähig, die tiefsten Stellen zu ergründen und dem schärfsten Gedankengang zu folgen! Eine herrliche Erscheinung — Sie würden Ihre Freude und Ihre Bewunderung haben, wenn Sie dieselbe so frisch und kräftig über die wichtigsten Punkte reden hörten. Sie hat sich eine seltene Klarheit erhalten, welche auch die Gesundheit und den Körper frisch erhält, und trotz allem Leid, welches sie im letzten Jahre befallen, hat ihr Herz noch eine unendliche Spannkraft. Ein Segen wie der ihrer Nähe ist ein großer, und ich erkenne es wohl, daß Gott sie nicht allein uns erhält, sondern sie mir gerade schenkt. Auch für meine theuern Söhne ist eine solche Nähe eine heilbringende.

Empfangen Sie, mein lieber verehrter Professor, so muß ich Sie doch noch einmal bei dem alten Namen nennen, meine innigsten Wünsche für das Jahr 1855 und erhalten Sie mir in demselben ein Andenken, auf welches ich stets so vielen Werth lege.

Helene.

Im Frühling dieses Jahres (1855) kam König Johann von Sachsen auf seiner Besuchsreise bei den herzoglich sächsischen Herrschaften in Thüringen auch nach Eisenach. Es war der Zug einer doppelten geistigen Verwandtschaft, welcher ihn zu der Herzogin von Orleans hinführte, begründet in der Erfahrung eines gleichen tiefgreifenden Schmerzens, der wie eine

<sup>1</sup>. Die Herzogin meint den ersten Band meiner Selbstbiographie.

vernichtende Flamme aus der Tiefe der Todesschrecken plötzlich hervorbrach, sowie der Tröstungen, die von oben kamen. Denn welches jammervolle Ereigniß konnte dem, welches dem Leben des Herzogs von Orleans ein Ende machte, ähnlicher sein, als jenes, das am 9. August 1854 den theuern König Friedrich August von Sachsen seinem Königshause und seinem durch ihn gesegneten Volke entriß? Und welches Gemüth konnte mit den Gedanken der Ewigkeit, in denen die Herzogin von Orleans ihren Trost und ihre Freude gefunden, vertrauter sein als das Gemüth des Mannes, dessen inneres Ohr unter Dante's Lied der Ewigkeit zum Aufmerken erwacht war? Am Abend, an der Tafel des Großherzogs, ihres Veters, der seinen hohen Gast nach Eisenach begleitet hatte, gewährte das Gespräch der Herzogin mit dem König, an dessen Seite sie saß, das wohlthuende Gefühl eines gegenseitigen Vernehmens der gleichen Muttersprache der Geister. An dem Manne von schlichtem und anspruchslosem Wesen waren es nicht nur der feine Ausdruck, die hohe Bildung und die vielseitigen Kenntnisse, welche Bewunderung erregten, sondern eine Tiefe des Gemüthes, welche ein unbefangenes Vertrauen erweckte.

Der König kam am andern Morgen (am 23. Mai) vor seiner Abreise nach Meiningen noch einmal zu der Herzogin und lud diese ein, ihn und die Seinigen mit ihren Kindern in Dresden zu besuchen. Es waren Gedanken und Erinnerungen von schmerzlicher und freudiger Art, welche die Hoffnung in ihr erweckte, den unvergeßlichen Eindruck, welchen Dresden einst auf ihr damals jugendliches Herz gemacht, in sich selber zu erneuern und denselben ihren Söhnen zu gewähren. Denn gerade in dieser Zeit (am 29. Mai) war vor achtzehn Jahren der Vorabend vor dem Fest ihrer Vermählung mit Ihm gewesen, welcher ihr selber und noch mehr ihren Kindern jedes Jahr immer mehr fehlte. Aber sie hielt, wie sie es in einem spätern Brief an die theure Mutter ausspricht, fest an dem Trost durch den Glauben.

Freudig und gerne folgte die Herzogin der Einladung des hochsinnigen königlichen Freundes. Sie begab sich schon in einer der nächstfolgenden Wochen nach Dresden, wo sie von der königlichen Familie durch Beweise einer herzlich liebevollen

Gefinnung erfreut ward. Ein Besuch in der sächsischen Schweiz, in der schönsten Zeit des Jahres, gewährte einen stärkenden Naturgenuß. Vor allem aber sah die Herzogin mit wahrhafter Lust in ihren beiden Söhnen dieselbe lebendige Theilnahme und Freude an den Werken der Kunst aufleben, welche sie einst in ihrer Jugend in Dresden empfunden hatte. Gerne wäre sie länger geblieben, aber ihr plötzliches Erkranken kürzte für sie und ihre Söhne den Genuß dieser seltenen Freude ab. Sie eilte nach Eisenach zurück, und alsbald kam auch die treue Mutter an das Krankenbett der Tochter, welche sich übrigens bald wieder so weit erholte, daß sie noch im Sommer an den Gebrauch eines Heilbades denken konnte, welches die Aerzte ihr empfahlen. Ein Brief der treuen Mutter vom 13. Juli 1855 spricht hierüber:

Helene ist uns, Gottlob! erhalten, doch oft noch leidend. Deshalb soll sie nach Ragaz gehen, dahin die Kuranstalt von Pfeffers verlegt ist. Der Herr wolle das für sie segnen! Wir reisen (Montag den 17.) zusammen bis Gießen, sie geht dann nach der Schweiz, ich nach Homburg. Heute sind wir am Gedächtnistage unserer gemeinsamen Trauer am 13. Juli alle Biere zum heiligen Abendmahl gegangen; die Kinder in ihre, wir in unsere Kirche, wir alle aber gemeinsam im Geiste an Seinem Tische der Ewigkeit. Die beiden Kinder waren tief ergriffen, besonders der Älteste. Auch entwickeln sie sich so vortheilhaft, daß Alle, die mit ihnen umgehen, davon erfreut sind. Selbst körperlich ist das Wachsthum bedeutend. Der Älteste ist schon zu ansehnlicher Manneslänge gelangt, zwar sehr schlank, doch männlich, gelenkig und geschickt in seinen Bewegungen; ruhig und bescheiden in seinem ganzen Wesen. Auch der Jüngere wächst gehörig heran, lernt auch gut und ist von einer Lebendigkeit, wie sie als eigenthümlichst hohe Gabe seiner Nation sich kund zu geben pflegt. Beide lieben ihre Mutter so inniglich, daß man es nur mit Rührung und Wohlgefallen ansehen kann. In dem Genuß der reinsten, unschuldigsten Freuden ihrer Jugend fühlen sie sich Gottlob und Dank so glücklich, daß in ihnen kein Heimweh aufkommen kann. — — — Helene findet hier große Liebe — —

Der darauf folgende Winter verging der Herzogin in leidlichem Befinden, das man zwar kein eigentliches Wohlsein, doch auch keine Krankheit nennen konnte. Sie schrieb mir in dieser Zeit einen Brief, der den Inhalt jenes Theiles meiner Selbstbiographie betraf, welcher eine Beschreibung meines Aufenthaltes in Mecklenburg enthält. (Band III. Abth. 1.)

Ich gedenke den tief zu Herzen sprechenden Inhalt dieses Briefes mit Auslassung einiger Stellen nachstehend mitzutheilen, weil sich in ihm die unwandelbare, zugleich heitere und dennoch innig ernste geistige Stimmung der hohen Frau in seltner Lebendigkeit abspiegelt.

— — — „Was konnte mir willkommener und lieber sein, als Ihr theurer Brief, als der uns Mecklenburger so sehr interessirende letzterschienene Theil Ihrer Selbstbiographie. — Ich habe mit meiner Mutter diese Epoche Ihres Lebens durchlebt. Denn lesen, was Sie schreiben, ist durchleben. Gerne hätte ich Ihnen früher meinen innigsten Dank gesendet, doch war ich viel unwohl während dieses Winters und konnte selten alle mir lieben Beschäftigungen ausführen. — Jetzt aber, da der zeitige Frühling eingetreten und die mildern Lüfte wehen, wollen auch meine Lebensgeister regsamer werden, und es treibt mich, Ihnen recht von Herzen zu danken für Ihre treue Anhänglichkeit und Ihre mir so theure Sendung.

Mit ganz eigenthümlicher Frische der Erinnerung erzählen Sie, verehrter geliebter Pro — das ist ja der Name, den unsere kindlichen Stimmen Ihnen gaben — die Scenen Ihres Lebens unter uns, und anderer von den mir theuer gewesen Vorangegangenen mit einer Liebe und Treue, welche mich tief gerührt. Das Bild meines seligen Vaters, das Bild meines unvergeßlichen Bruders Albrecht wissen Sie in einigen Zügen lebhaft zu schildern. — Sie haben darin uns ein weckendes geistiges Wort gesagt, und da, wo Strenge vormalten könnte, dringt Liebe, aber niemals eitle Schmeichelei hervor. — Auch da, wo Sie zu günstig sich äußern, geschieht es mit einem Accent der Ueberzeugung, welcher Ihnen beinahe Recht gibt. — — —

Daß ich Ihnen aber mit meinen vier Jahren schon Respect



eingeflüßt, hat mir sehr gefallen. Von meiner Seite erinnere ich mich sehr lebhaft des vollkommenen kindlichen Vertrauens, mit welchem ich Sie um Ihre schönen Märchen bat und der Freude, mit welcher ich Ihnen lauschte.

Wie rührend und werth wäre es mir, könnte ich noch einmal im Leben Ihre Stimme hören und Ihre trefflichen, erbaulichen Worte in mein Herz aufnehmen. — Es ist lange mein Wunsch und Plan gewesen, einmal München zu besuchen. — Gott weiß, ob mir diese Möglichkeit nicht einst wird, ob ich nicht die Freude erleben werde, Ihnen meine lieben Söhne vorzustellen, welche Sie stets le Professeur du bullbull et de la baguette du buisson ardent nennen und die mit ihrer jugendlichen Erinnerung sich an diesen Gaben Ihrer Liebe amüsiren, welche in ihrer zarten Kindheit die Einbildungskraft bewegten. Der arme Bullbull ist längst gestorben, und der Mosesstab ist in der Plünderung der Tuilerien Gott weiß welchen rothen Socialisten zum Unterpfeil geworden; doch der Gedanke knüpft sich stets daran, wenn Ihr lieber Name genannt wird.

Von meiner theuern Mutter kann ich Ihnen, Gottlob! recht gute Kunde geben, obgleich sie nun in ihrem 79. Jahre steht. Gott erhält sie in einer großen Jugendfrische, welche eben so wohl ihrer kräftigen Constitution als ihrer seltenen Geistesenergie zuzuschreiben ist. Ein schönes Vorbild für uns Alle, die wir sie in Liebe umgeben.

Nun aber reiche ich Ihnen die Hand in Gedanken, als die vierjährige Schülerin mit dem ersten Gesicht, welches wohl mit den Jahren älter und ernster geworden ist. — Und ich bitte Sie um Ihren Segen für mich und meine Söhne.

Eisenach, 13. Februar 1856.

Helene.

Im Sommer 1856 entschloß sich die Herzogin abermals zu dem Gebrauch eines heilsamen Bades. Sie wählte diesmal Sod en unweit Frankfurt, weil sie dort mit ihrer Mutter, die in dem nachbarlichen Homburg verweilte, in fortwährendem persönlichen Verkehr bleiben konnte. Die Aerzte jedoch riethen es in dringender Weise, daß die Herzogin für den nächsten Winter, mit den Zugvögeln zugleich, einen wärmern Bergungs-

ort in Italien suchen sollte. Dieß allein könne ihre Gesundheit auf bleibendere ausdauerndere Weise stärken. Es war ein guter Rath, den die Aerzte gaben. Bald sollte die vielgeprüfte, vom Leid der Erde tief gebeugte Wittwe ihre letzten, schwersten Kämpfe mit diesem Leid bestehen; dazu bedurfte sie der Kräfte einer Freudigkeit des Glaubens und selbst einer Festigkeit des Lebensmuthes der leiblichen Natur, welche ihr nur der Aufenthalt in einem Ruheort gewähren konnte, wie Italien ihr war. „In diesem köstlichen Lande,“ so schrieb sie der Freundin, „fühlte sie sich wie neubelebt, leiblich so stark, so heiter und wohl, wie sie es seit den Jahren ihres Leides nie gewesen.“

Sollte diese kleine Schrift nur zu einer angenehmen Unterhaltung dienen, dann wüßte ich keine schönere Zugabe für dieselbe als die Briefe, welche die Herzogin während ihres Aufenthaltes im Spätherbst und Winter 1856, sowie im Frühling 1857 an ihre Mutter schrieb. Aber unser Zweck ist ein anderer, als die gewöhnliche Unterhaltung, ich gebe deßhalb hier nur vereinzelte Mittheilungen der Tochter aus den Tagen eines letzten, schönen Spätsommers ihrer Erdenfreuden.

Ich suche hier nur durch die Namen der Landschaften und Städte, welche der Reiseweg berührte, in Lesern, die denselben Weg machten, Erinnerungen zu wecken, die wie gleichstimmige Saiten den Ton des freudigen Geistes nachhallen, mit welchem die Herzogin das schöne Italien begrüßte.

Wer nach lang anhaltender Kränklichkeit auf einmal wieder durchdrungen war von dem Gefühl der Gesundheit und des heitern Wohlbefindens, der wird die Aeußerungen des fröhlichen Muthes begreifen, von denen schon der erste Brief aus Genua (vom 18. Oct. 1856) belebt ist. Die Herzogin hatte gegen das Ende Septembers Deutschland verlassen, war am 2. October nach Verona gekommen, von wo sie auf der Eisenbahn die Ebene des Po durchleilt, dann über die Apenninen gezogen war. Der erste Eindruck, welchen Genua, diese alte Fürstin unter den Küstenstädten, mit ihren Kirchen, Palästen und herrlichen Kunstwerken auf sie machte, war ein so reizender und gewinnender, daß ihn der Schmutz der Gassen nicht beeinträchtigen konnte. Auch das Volk wie das theilnehmende Mitgefühl eines Theiles der höheren Stände für das, was ihrem eigenen

Geiste zusagte, gefiel ihr wohl. Sie sah sich in der Umgegend nach einem Landsitz um, der ihren Bedürfnissen und Wünschen entsprechen könne. Erst nach einigen Wochen war ein solcher für sie zu haben. Sie benutzte die Zeit des Aufschubs zu einem Besuch des Lago maggiore, sowie der Seen von Lugano und Como. Mit wahrhaft jugendlichem Feuer der Empfindungen gibt sie sich in ihren Briefen der Beschreibung der Naturherrlichkeiten hin, die sie auf dieser Reise zu den Seen genossen; namentlich der Beschreibung einer schönen Mondscheinnacht bei dem Anblicke der Kathedrale von Lugano und der Borromäischen Inseln. Ueber Mailand, wo die herrlichen Werke der Kunst ihr eine seltene Befriedigung gewährten, und Pavia kehrte sie am 27. October zurück nach Genua und bezog wenige Tage nachher die für sie bereit stehende Villa bei Sestri. Hier auf der Terrasse des Landhauses, das sie bewohnte, sah sie sich mitten im Winter umgeben von blühenden südlichen Gewächsen, vor sich das blaue Meer, in einer milden, wohlthuenden Luft. Ein Kreis von Gleichgesinnten der durch Stand und geistige Bildung ihr äußerlich nahe Stehenden hatte sich bald um sie gebildet. Besuche von diesen kamen jedoch bei der Eisenbahnverbindung von Genua und Sestri nur mit dem ersten Bahnzuge und kehrten mit dem am Nachmittag abgehenden zurück, so daß die spätern Stunden des Tages der kleinen herzoglichen Familie zur Benutzung frei blieben. Der Graf von Paris hatte für einige Wochen auf Sardinien an den Vergnügungen der Jagd Theil genommen, und in solcher, sowie mannigfach anderer Weise ward von der Mutter und ihren Söhnen der Aufenthalt in Italien zur Stärkung und Uebung der leiblichen Kräfte und zur Erweiterung der geistigen Erkenntniß und Anschauung benutzt.

Mit dem Ende des März 1857 nahte sich der schöne, für Leib und Geist so kräftigende Aufenthalt an dem herrlichen Golf von Genua seinem Ende; die Herzogin beschreibt in einem Briefe vom 31. März die Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten von Genua und freut sich der noch immer lebendigen Gesinnung einer thatkräftigen Nächstenliebe. In einem andern Brief an ihre Mutter schreibt dieselbe:

„Wie viel habe ich deiner in der guten, stillen Woche gedacht, liebe Mama. Ich bin am Ostertag zum Abend-

mahl gegangen. — — Unser Genueser Prediger Dr. Bello ist vortrefflich, spricht recht eindringlich und fromm zum Herzen.“

Am 8. Mai verließ die Herzogin ihr schönes Sestri. Einer vorhergehenden Einladung folgend, fand sie in Turin eine äußerst freundliche Aufnahme bei der königlichen Familie. In Mailand erwartete sie eine neue Freude, außer jenem Genuß, den die Kunst dort noch einmal darbot. Sie erhielt einen Besuch von dem hohen Bräutigam ihrer Nichte, der Prinzessin Charlotte von Belgien, dem Erzherzog Maximilian. Aus ihm sprach sie ein wahrhaft treues, liebevolles deutsches Herz an; und in der Mitte solcher Herzen fühlte sie sich auch in Innsbruck bei der Familie des Erzherzogs Carl Ludwig überaus glücklich. Sie nahm heimwärts ihren Weg nach Augsburg über Hohenschwangau, wo sie mit inniger liebender Theilnahme in den Zimmern ihrer theuern Verwandtin, der Königin Marie, verweilte. Gegen Ende Mai war sie wieder in Eisenach, wo sie für jetzt (zum letztenmal!) nur einige Wochen verweilen wollte. Von hier begrüßte sie auch mich mit einem Brief in alter geistreich freundlicher Weise.

Eisenach war ihr durch ihren mehrjährigen Aufenthalt auch äußerlich ein behaglich lieber geworden; sie hatte sich in ihrem Wohnsitz, im Schloß am Fuße der Wartburg mit ihrem Eigenthum, mit den lieben Erinnerungszeichen an ihr glückliches Familienleben so ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet. Aber nicht nur in diesem äußeren Sinne hatte sie mit ihrer Persönlichkeit die Räume ihrer Wohnung in Besitz genommen, sondern sie hatte mit ihrem Gemüth und Geist die ganze Stadt und ihre Umgegend, ja das ganze liebe Thüringerland durchdrungen und in bleibenderer Weise sich darinnen festgesetzt, als in dem Obdach für wenig Jahre des Pilgerlebens. Das Wohnhaus, in dessen Räume sie sich selber mit dem, was sie liebte und das Ihrige nannte, hineingebaut hatte, war von todtm Gestein und Holz; dauernder aber und von höherem Werthe war das Denkmal, das sie in weiterem Kreis umher in den Menschen-seelen sich begründet hatte. Sie that dieses durch die Werke der Liebe und Tröstungen an Armen, an Betrübten, durch eine wohlthuend geistige Anregung der Jugend und mit dem reinen



Vorbild aller christlichen Tugenden, das sie Allen gab, die in ihre Nähe kamen oder auch nur von ihrem Thun und Wirken Kunde erhielten. Noch bis zu unserer Zeit hatte sich in dem Volke des Landes das Andenken an die heilige Elisabeth, die mütterliche Wohlthäterin der Armen und Bekümmerten, in Sage und Lied erhalten. Diese wohnte in alter Zeit hier auf der Wartburg, und jetzt war eine Andere gekommen, die ihr an Tugenden glich.

Die Herzogin hatte, als sie sich am heimathlichsten in Eisenach fühlte, die Ahnung ausgesprochen, daß sie gerade in diesem Wohlbehagen an der jetzigen Pilgerstation ein Anzeichen erkenne, daß sie dieselbe bald verlassen und ihren Lauf nach einer andern werde lenken müssen. Was sie geahnt, das wurde zur Wahrheit: die Pflicht, bei dem vorgerückten Alter der Königin-Mutter öfter noch und länger als bisher in England zu sein, zog sie aus Deutschland hinweg. Mir schenkte sie noch vor ihrem Abschied aus Deutschland ihr, wie man versichert, treues Bild, welches im Nachbild dieser kleinen Schrift vorsteht, mit einem Brief, der die Sprache aller seiner Vorgänger redet. Am 6. Juli 1857 kam sie wieder zu der Familie nach England.

Sie hatte in dem Flecken Richmond ein Landhaus bezogen, welches Eigenthum des Marquis von Landsdowne war. In einer Stunde konnte sie von da nach Claremont kommen, wo die Königin-Mutter lebte; in einer halben Stunde nach Twickenham, dem Besizthum des Herzogs von Dumale. Als ihr Aufenthalt in Richmond sich über die Miethzeit von Landsdownehouse verlängerte, sah sie sich zum Umzug in eine andere Wohnung genöthigt, deren Fagade mit einem düsteren, schweren, zwischen zwei Säulen stehenden Portal den Eindruck eines Grabmales machte, so daß sie, bevor sie einzog, wenigstens die Säulen freundlicher anstreichen ließ. Eine Gunstbezeugung, welche sie ihren so manchmal von Thränen getrüben Augen gerne gewähren wollte, während das innere Licht keiner solchen Nahrung seiner tröstlichen Flamme bedurfte, sondern diese aus einem Felsen empfing, dessen Naphthaquelle niemals versiegt. Der nachstehende Brief mag uns zu dieser Quelle hinweisen.

Den 18. October 1857. Tag trauriger  
Erinnerungen an unsern theuern Albrecht. <sup>1</sup>

Liebe, liebe, theure Mama!

Wie viel gedachte ich Deiner gestern an dem schönen Tage der Confirmation meines lieben Robert. Du hast gewiß an das liebe Kind gedacht und es in Deine Fürbitte eingeschlossen. Am frühen Morgen 1/28 Uhr waren wir in Claremont, ich und meine beiden Söhne; — der Abbé Guelle erwartete sie in der Kapelle, wo er die Beichte hielt — darauf war Frühmesse, bei welcher allein die Königin, meine Söhne und ich zugegen waren. Die Königin communicirte mit den beiden Enkeln — eine halbe Stunde später füllte sich die Kapelle mit allen Angehörigen des Hauses und der Dienerschaft; — der Abbé hielt eine rührende Anrede an den Confirmanden und ein Gebet in seinem Namen; darauf trat der Bischof mit einer zahlreichen Geistlichkeit ein und hielt eine zweite Messe, nach welcher Robert an den Altar trat und die Confirmation erhielt. Er war sehr gerührt, und noch lange nachher blieb er in einer ernsten, sehr lieben guten Stimmung; wir kamen gleich nach der Confirmation nach Hause und blieben den ganzen Tag recht still mit einander, hatten gute Gespräche, machten gute Lectüre; den Abend kam noch der gute Abbé, hielt eine Andachtsstunde und aß darauf mit uns. Ich hoffe, es bleibt ein gesegneter Tag, und der liebe Robert behält einen tiefen Eindruck davon, der ihn schützen wird vor den bösen Einflüssen der Welt und ihren Beispielen. Auch mein lieber Paris war sehr bewegt und sehr ernst und hatte einen wahren Drang zur Einkehr und Sammlung; ach der Herr wolle die lieben Knaben schützen, behüten und stärken und durch seinen heiligen Geist kräftigen; wie gerne gäbe ich mein Leben, um ihr Heil zu sichern! Und ach! hat der Herr dieß nicht gethan!

Wir haben in diesen Tagen gar gute schöne Lectüre in Fenelon gemacht, auch im heiligen Augustinus — es sind solche Prüfungsstunden recht heilsam auch für mich; da ich

<sup>1</sup> Es war nach S. 59 sein Sterbetag.

mich ganz in die Stimmung der Kinder hinein versetze und so zu sagen durch sie zum heil. Abendmahl gehe, so habe ich jedesmal mein Theilchen vom Segen dieser ersten schönen Tage. So liegt der Segen der Kinder auch auf den Eltern und nicht allein der Segen der Eltern auf den Kindern.

Habe ich Dir erzählt, liebe gute Mama, daß ich den alten vierundachtzigjährigen Steinkopf habe predigen hören, und daß ich ihn noch unverändert gefunden habe — es war eine wahre Freude für mich, den alten ehrwürdigen Mann so rüstig zu finden und ihn mit so warmem Herzen und so lebendigen Geistes zu sehen. Er predigt noch alle Sonntage.

Was sagst Du zu dem armen König von Preußen, liebe Mama? Er thut mir gar zu leid, und die arme Alexandra jammert mich, denn sie ist gewiß sehr besorgt um ihn. Du bist aux premières um Nachrichten zu erhalten; ich sah gestern den preussischen Gesandten, Graf Bernstorff, Bruder des Mecklenburger, der sehr besorgt schien.

Ich muß zum Schluß eilen, liebe theure Mama, und bitte dich, Clara herzlich für ihre guten Briefe zu danken. — Tausendmal küsse ich Deine lieben theuren Hände als Deine treue Dich heißliebende Tochter

Helene.

---

## 24. Das Ende.

Der Gedanke an des Erdenlebens Ende und seinen Ausgang in die Ewigkeit wurde um diese Zeit nicht nur durch einen Anlaß von außen, wie etwa der Anblick der Fassade ihres Wohnhauses, geweckt, sondern er war mehr denn jemals selbstständig in ihrem Innern zum Wachen gekommen. Vieles von dem, was früher ihr sehr anlag, fing an, ihr gleichgültig zu werden und ihr in die Ferne zu treten. War es doch, als käme die Herzogin allmählich dahin, mit ihrer Mutter das Gefühl zu theilen, welchem die „kalte, eiskalte Politik“ so ein Gräuel war,

daß dieselbe nicht leicht einem Wort über die damaligen politischen Zeitereignisse und ihren geheimnißvollen Schlangenweg den Ausgang aus ihrem Munde und den Eingang in ihr Ohr verstattete. Ermüdend zur äußersten Abspannung der Nerven mußten ihr die politischen Gespräche geworden sein, mit welchen die Schaar sowohl der Freunde des Orleans'schen Hauses, als die zweideutigen Lauscher sie auf ihrer Reise durch Belgien sieben Stunden lang bestürmten. — Denn auf jeder Station warteten ihrer neue Beunruhigungen dieser Art, erst auf dem Meere ward es anders. Freilich begleitete sie ein mächtiges Gewitter auf der Ueberfahrt von Calais nach Dover, und dieses sprach in einem ernsteren Ton seine Donner als die politischen Redner ihre Worte. Aber man durfte da doch nicht mitreden, sondern nur schweigend zuhören und zusehen. Denn schon das, was man schaute, war bedeutungsvoll. Während nämlich von allen Seiten die Blitze aufs Meer schossen und die Donner in den schnellbewegten Wolken rollten, blieb das Meer so unbewegt und ruhig, wie man nur selten bei einer anderen Ueberfahrt über den Kanal es gefunden. Es kam der hohen Reisenden dabei der Gedanke: so wie dieses ruhende Meer sollte immer mehr meine Seele werden, mitten in dem Toben aller Ungewitter der zeitlichen Ereignisse. — Und so ward es ihr auch.

Während sie früher von der Hoffnung nicht lassen konnte, einst wieder nach Frankreich zu dem Volk zu kommen, das ihr wie ein eigenes theuer war, beunruhigten sie jetzt solche Erwartungen nicht mehr. Sie hatte ihre Kinder zu treuen tüchtigen Söhnen ihres Vaterlandes (Frankreich) erzogen, ob und wie Gott dieselben als solche brauchen wolle, das stellte sie in seine Hand.

Wie die Donner des Ungewitters bei der Ueberfahrt nach England, zeugten bald nach ihrer Ankunft Ereignisse, welche ihre Familie und ihr eigenes Herz trafen, von des Erdenlebens Unbestand und seinem Ende. Wie unvermuthet und plötzlich auch dem äußerlich kräftig blühenden, nach allen Seiten hin wohlverwahrten und geschützten Menschenleben das Ende kommen könne, das bezeugte der Tod der Herzogin Victoria von Nemours, der am 10. November 1857, wie ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel und stiller Luft, den äußeren Frieden des



vielgeprüften Orleans'schen Königshauses darnieder schmetterte. Ich lasse über diesen Jammer die Herzogin von Orleans als Augenzeugin reden.

Claremont, 11. November 1857.

Liebe, liebe, theure Mama!

Du wirst unsern Kummer theilen. Wir sind wie betäubt von dem Entsetzlichen. Nie hat der Tod so rasch ein Opfer gefordert! Gottes Wege sind geheimnißvoll; aber das Leben ist schwer und öd, und der Thränen gibt es zu viele! Die arme Königin! in ihrem Alter noch einen solchen Schlag zu erleben; das ganze Glück ihres geliebtes Sohnes vernichtet zu sehen! — es ist zu hart. — Der arme Nemours ist so rührend in seinem Schmerz, so tief, tief bewegt und doch so fromm, so ergeben, so gottesergeben! Die armen Kinder beweisen viel Herz, ach sie liebten die Mutter sehr!

Wir sind überzeugt, daß Du dieses Unglück recht nachempfinden wirst, Du, die Du so tief fühlst und unsere Familie so liebst, theure Mama!

Wir können eigentlich das Unglück noch gar nicht fassen. Noch in der Minute zuvor war die arme, liebe Victoria so wohl, so heiter und sprach von dem Vorhaben, das Bette heute zu verlassen, um ihre Tante zu empfangen; — Nemours war unten bei der Königin, und die Wartfrau war allein mit Victoria; mit einemmal lehnt sich diese sanft auf der Wärterin Schulter und sagte leise: O je me trouve mal — sie war entseelt! Nemours, die Königin, Alle stürzen zusammen herbei; es war keine Hülfe möglich; aber zwischen dem Augenblick, da man es für eine Ohnmacht hielt, und dem, wo man die schreckliche Gewißheit bekam, es sei der Tod, lag der Abgrund der Verzweiflung. Der arme Nemours war außer sich; er verläßt nicht das Zimmer, wo die theure Victoria ruht, ach sie liegt so fromm, so ruhig da, wie eine gebrochene Lilie, so weiß, so schön; es ist so viel Friede in ihren theuren Zügen, man glaubt, sie müsse athmen, sie müsse sprechen! Die arme Königin ist voll Kraft und Muth, aber oft sagt sie: pourquoi

n'était ce pas moi. — — Ich habe mich hier etablirt, um so viel wie möglich bei der Königin zu sein. Meine guten Kinder benehmen sich recht lieb und beweisen viel Gefühl — Mumale ist dem guten Nemours eine große Stütze. — Ach, welcher Winter steht uns bevor; wir hatten so viel Hoffnung auf einige frohe Tage. — —

Welche Wirkung der unerwartete Schlag in dem Gemüth der Herzogin zurückließ, in welcher Weise diese das neue Element ihres innern Lebens verarbeitete, das mögen noch einige andere ihrer Briefe an die treue Mutter bezeugen, aus denen wir hier einen großen Theil des Inhaltes mittheilen wollen.

Richmond, am 24. December 1857.

Liebe, theure Mama!

Es ist der heilige Abend, der Abend, an welchem Du stets so viel Liebe und Güte für Dein Kind hattest und es mit Beweisen Deiner Fürsorge überhäuftest. Es ist ein stiller, ernster und doch beseligender Abend; denn heute ist uns ja der Heiland geboren, der die arme Menschheit erlöst hat und der die gebeugten Herzen erquicken und trösten will. Die äußere kindliche glänzende Feier, welche die Kindheit entzückt, hat der ernsteren Bedeutung Platz gemacht; es brennt kein Baum in unsern Häusern, und unsere Kinder haben keine lärmende Freude wie früher. Der Tod hat das Fest der Geburt und des Lebens in diesem Jahr in einen Trauerflor gehüllt, und die Herzen suchen an anderen Stätten Erquickung und Trost.

Wir suchen uns Alle auf das heilige Abendmahl vorzubereiten. Diese Nacht, um Mitternacht geht die Königin zum Abendmahl mit mehreren ihrer Kinder; morgen in aller Frühe gehen meine Söhne, dann auch ich in meine Kirche in London. Es ist mir ein so ernster Gedanke. Stets zaudre ich, und doch fasse ich wieder Muth. Es ist ja die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn so unerschöpflich. — Mir ist's, als müßte ich zu Dir eintreten, liebe, gute Mama, und mit Dir noch ein gutes Lied lesen; noch Kraft und Licht bei Dir finden; noch ein Wort des Segens von Dir hören. Mein Herz ist bei Dir in dieser stillen Abendstunde, wo

jedes zurückgezogen bleibt und Du recht gemüthlich Deine Ruhe genießeſt, Dich dem Gebete hingibſt. Ach, ich bin gewiß, Du denkſt auch an mich und meine lieben Kinder und beteſt auch für uns, daß der Herr ſeine Hand nicht von uns ziehe und die Prüfungen ſegne, welche in jüngſter Zeit ſo ſchmerzlich auf uns laſteten. Es gibt ein Ahnungsvermögen, von welchem der liebe Schubert immer ſpricht, daß Einen nicht täuſcht und daß die Herzen ſich begegnen läßt. So fühle ich auch jezt, daß wir einander nahe ſind, liebe, theure Mama!

Nun ſchließe ich und ſchreibe morgen noch ein Wort nach der Rückkehr aus London nach dem Abendmahl.

#### Weihnachtstag Nachmittag.

Ich habe einen ſchönen Morgen gehabt, liebe theure Mama, und viel Deiner gedacht. So eben komme ich vom Gottesdienſte aus London zurück, wo ich in der kleinen lutheriſchen Kirche erſt die Abendmahlsvorbereitung, dann die Predigt gehört und dann das heilige Abendmahl empfangen habe. Gott wolle es meinem armen Herzen ſegnen und mir Freude ſchenken, die meinem ſchwachen Glauben ſo ſehr fehlt. Wenn Du wüßteſt, wie zaghaft es oft in meiner Seele ausſieht, es thäte Dir leid. Es iſt eigentlich unrecht und ein Mangel an Glauben, aber die Selbſterkenntniß bringt auch dieſe Zaghaftigkeit hervor.

Der gute alte Steinkopf mit ſeinen 86 Jahren war recht krank und lag zu Bette; er ließ mich bitten, zu ihm zu kommen, und ſprach recht herzlich und rührend. Er hat ſtets ein eindringliches Wort auf den Lippen. So ſagte er mir heute ein Wort, das ich nicht genug bedenke: „Seien Sie dankbar. — Wenn gleich Gott Sie hart geprüft hat, ſo ſind Sie doch ſtets gnädig von Ihm geleitet und beſchützt worden, und Er hat Ihnen viel Liebes und Gutes gelassen. Hoffen Sie auf Den, der nicht wechſelt, wie Alles wechſelt. — Sie kennen die Nichtigkeit der weltlichen Größe, der Pracht und des Glanzes; Sie kennen aber auch Den, der keinem Wandel unterworfen iſt, und auf Ihn hoffen Sie und bauen Sie.“ — Die gute, herzliche Frau von \*\*\*

war mit mir beim Abendmahl. Wir fuhren bei einem wahren Frühlingswetter nach Richmond zurück; fanden meine lieben Söhne, die auch communicirt hatten. — Während die Jugend in den Abendgottesdienst gegangen, da man Vesper und Segen vereint, schreibe ich Dir und gucke von Zeit zu Zeit hin in das glühende Abendroth, welches den halben Horizont färbt. — Es ist prachtvoll und erinnert mich an die schönen Abende in Genua und meine ängstlichen Versuche, diese seltsame Färbung herauszubringen mit meinen schwachen Farben. Ein schöner, stiller, herrlicher Weihnachtsabend, recht wie ich sie liebe; nur Du fehlst dabei, liebe Mama. — —

Wie gern erinnert man sich bei diesem Briefe vom letzten Weihnachtstage ihres Lebens an den Inhalt von jenem, den sie an Weihnachten des Jahres 1841 an ihre Mutter schrieb. Was sie in jenem Briefe mit so heißer Inbrunst vom Herrn erflehte, das wurde durch alle späteren Leiden noch zu anhaltenderem Ringen, bis ihr Herr und Heiland das Gebet ganz und völlig erhörte und die Bitte, daß Er der Liebste und Theuerste, der Mittelpunkt ihrer Seele werden möge, das Ende und Ziel aller ihrer Wünsche und Bestrebungen, zu herrlicher Erfüllung brachte. Ich greife hier der Zeitfolge der Briefe vor und theile sogleich einen der letzten mit, den sie an ihre theure Mutter schrieb, weil sein Inhalt an das Vorstehende wesentlich sich anreihet.

März 1858.

Ach, es ist traurig, sich selbst einzugestehen, wie das Leben uns von den geliebten Todten trennt und wie mächtig seine Gewalt uns in den Strudel fortreißt. Ich kämpfe so viel ich kann gegen den Leichtsinne des Lebens und wäre schrecklich arm, wenn die harten Schläge, welche uns getroffen, keinen bleibenden Eindruck machten und uns nicht ernst stimmten, denn die Absicht Gottes an unsern Seelen wäre verloren; doch ich hoffe immer, so sehr man sich auch für das Vergängliche interessirt, so fällt doch nach und nach ein Interesse nach dem andern weg, oder vielmehr es wird von einem andern Gefühl überwogen, und es mischt sich in



Alles der Gedanke: „Warum so viel Sorgen und Mühen — Alles ist eitel — Denke an dein Heil und das Heil der Deinen!“ Daher kommt es, daß meine Wünsche mehr und mehr absterben und ich nichts mehr für meine Söhne wünsche, als daß sie fromme, edle Menschen bleiben. Das Glück der Erde ist kurz und der Glanz der Erde noch kürzer und betrügerisch. — —

Ich kehre jetzt zu der vorhin verlassenen eigentlichen Zeitfolge der Mittheilungen zurück, welche mir aus der Geschichte der letzten Lebensstage der Herzogin vertrauensvoll in meine Hände gelegt sind.

Der Brief vom Ende des Jahres 1857, der zugleich einen Blick hinüberrichtet in das noch ungelöste Dunkel des nächsten Jahres, spricht die gleiche Stimmung des Vertrauens zu Gott und des Wartens der Seele auf Sein Heil aus. Zugleich empfängt dieser Brief noch ein besonderes, dem theilnehmenden Herzen wohlthuendes Interesse durch den Bericht, den er von der überaus huldvollen Aufnahme gibt, welche die Herzogin und ihre beiden Söhne bei der Königin von England und ihrem Gemahl in Windsor fanden. — Ein tiefes Heimweh jedoch, hinweg von hinnen, zunächst an die Brust der theuren, liebenden Mutter, bleibt der Grundton des Briefes.

Aber dieses Heimweh, dieses sehnliche Verlangen war noch ein ungleich tieferes und höheres zugleich, als jenes des Schweizers, der weit geschieden von seinen Bergen und seinem Volke in der wilden Fremde sein Leben vertrauert; sein Zug ging nicht nach den Bergen und Menschen hin, welche das Auge sieht, sondern nach einer Welt des unsichtbaren Jenseits, dahin das Herz so gern vorausseilen, der Blick hinüberdringen möchte, wenn die Seele in der Nähe der Stunden ihres Scheidens rufende Töne aus jener Welt, tief in ihrem Innern vernimmt. Von einer Stimmung dieser Art, welche in den letzten Lebenstagen der Herzogin die vorherrschende ihres Gemüthes war, kann uns der nachstehende Brief derselben an mich ein Zeugniß geben. Es ist der letzte, den ich aus ihrer theuern Hand empfang, überhaupt wohl einer der letzten, den sie nach Deutschland schrieb, denn der letzte an ihre Mutter ist um drei Tage früher geschrieben. Das Dunkel der Fragen, das er berührt,

in welch seliges Licht wird sich das in der Stunde des Scheidens, wenig Wochen nachher, aufgelöst haben!

Richmond, am Ostermontag (4. April) 1858.

Theurer, verehrter Professor!

Ich vertraue Ihrem lieben Enkel diese Zeilen an, in der Hoffnung, denselben durch die Freude des Wiedersehens mit dem Ueberbringer einigen Werth zu verleihen. Schon längst war es meine Absicht, Ihnen zu schreiben und Ihnen meinen wärmsten Dank zu sagen für Ihre letzte Sendung, welche sehr verspätet in meine Hände kam, mir aber nichts desto weniger eine große und nachhaltige Freude bereitete. Ich habe das letzte Büchlein, welches aus Ihrer Feder entstand,<sup>1</sup> mit großem Interesse gelesen und mit einer besonderen Aufmerksamkeit diejenigen Capitel betrachtet, welche über das Sterben und das Sein nach dem Tode reden. In keiner passenderen Stimmung konnten diese Blätter mich treffen, als gerade in jener, die dem plötzlichen Tode meiner geliebten Schwester, der Herzogin von Nemours folgte, — eine Stimmung, welche hoffentlich durch mein ganzes übriges Leben durchdringen wird, da sie die Frucht einer ernstern Mahnung ist, die uns Angehörigen allen durch diesen unerwarteten Verlust ans Herz gedrungen. Die Vergänglichkeit dieses zeitlichen Lebens und die Eitelkeit der weltlichen Interessen ist mir wohl nie so ernst vor die Seele getreten, als gerade in diesen letzten Monaten, obgleich schon oft Gottes Stimme laut und schmerzlich zu mir gesprochen hat und durch plötzliche Schläge seiner Hand mir die Unhaltbarkeit der menschlichen Größe, sowie die Flüchtigkeit des reinsten Erdenglücks gezeigt hat. Meine Seele schmachtete wahrhaftig in dieser Stimmung nach einer passenden Nahrung: da kam Ihr Büchlein wie ein Quell in der Wüste und tröstete mich durch lehrreiche Erfahrungen aus den Leidens- und Sterbensgeschichten frommer Menschen. Die Frage: wie mag es der Seele im Augenblick des Todes sein? hat sie das Gefühl der Nähe Gottes — oder fällt

<sup>1</sup> Sie meint den ersten Band meiner vermischten Schriften.

sie gleichwie in einen Schlummer bis zur Stunde seiner Auferstehung? — leidet sie durch die Trennung vom Körper, durch diesen Riß, der mit der Außenwelt vorgeht — vermißt sie die Lieben, welche sie beweinen? — weiß sie, wie es um dieselben steht in dieser Welt? oder ist jegliches Band zerrissen zwischen hier und dort, und lieben wir dort nur den Herrn, und sind wir in der Ewigkeit ganz von dem einen Gefühl der Anbetung erfüllt, welches jedes andere ausschließt und jede Theilnahme an der zurückgelassenen Vergänglichkeit erlöscht? Diese Fragen alle drängen sich unaufhaltsam in meinem Innern, und die lieben Entschlafenen möchte ich befragen. Ihr Bild ist mir so nahe, die Klage um sie wird immer wieder wach, aber eine Antwort erhalte ich nicht! Ich weiß es wohl, hätte der treue Gott es für uns gut gefunden, jene so natürliche Sehnsucht des menschlichen Herzens zu stillen, er hätte uns offenbart, wie es mit einer Seele nach dem Tode steht, und hätte uns einen Blick thun lassen in das künftige Leben. — Doch diese Ueberzeugung beruhigt mich, und obgleich ich wohl glaube, daß die Kenntniß jener Zukunft uns verschlossen bleiben soll, so sehne ich mich doch unbeschreiblich nach einer Ahnung des dortigen Lebens. Finden Sie diese Sehnsucht und diese Klage strafbar, dann sagen Sie mir es offen — ist sie ein Mangel am Glauben, so wolle Gott mir den Glauben stärken, damit er mir zum Frieden gereiche über das Land der Dahingeshiedenen.

Ich erfahre durch meine Schwester, daß Sie unaufhaltsam arbeiten, theuerster Professor, und uns bald wieder eine Schrift senden werden. Möchten Ihre Kräfte durch dieses rastlose Arbeiten sich nicht erschöpfen und Sie noch lange zum Segen so Vieler auf unserer armen Erde bleiben. Diesen Wunsch soll Ihnen Ihr lieber Enkel, der Arzt, noch ganz besonders in meinem Namen ausdrücken. Ich bedaure, daß er England verläßt, da ich stets große Freude an seinem Umgang gehabt habe und eine geistige Erfrischung in seinem Gespräch gefunden. Er scheint mir ein sehr begabter, tüchtiger junger Mann, voll Energie, Herzensgüte und frommen Sinnes — so muß der Sohn Ihrer Selma sein. Wie

sehr ich mich gefreut habe, durch ihn manche Kunde über Selma, über Adeline, über die Ihren alle, über die treue Hausfrau zu erhalten, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Eine größere Freude wäre es mir allerdings, Sie selbst noch hier auf Erden zu begrüßen und Ihnen noch einmal nach vierzig Jahren mündlich meine kindliche Verehrung auszusprechen.

Nun, Gott wolle mir diese Freude schenken!

Helene.

Schien es doch, als habe die theure Schreiberin dieses letzten Briefes an den alten Freund sich nicht damit begnügen können, die Gedanken des Ernstes an des Erdenlebens Flüchtigkeit und an die ihr nahende Ewigkeit nur in dem geschriebenen Worte eines nahen Abschiedes auf immer, auch durch andere sichtbare Erinnerungszeichen zu verstärken. Ein solches Erinnerungszeichen für meine Frau hatte sie dem Ueberbringer des vorstehenden Briefes mitgegeben.

„Ich wende mich,“ so schrieb sie mir dabei, „an Ihre Vermittlung, um die treue Hausfrau zu bitten, ein kleines Andenken von mir freundlich anzunehmen. Es ist eine Nähnadel, welche die Zwillingsschwester der meinigen ist. Ich trage die meinige sehr oft, und da sie sehr bescheiden und von ernster Farbe ist, so hoffe ich, die Hausfrau, welche Buß und Tand verschmäht, verschmäht doch diesen dunkeln Dorn nicht und trägt ihn zuweilen aus Liebe zu mir.“

Wenige Tage vor dem Datum des Briefes hatte der Ueberbringer desselben die Herzogin noch in der kleinen lutherischen Kirche (der Savoy) gesehen, wo dieselbe mitten unter den eingebürgerten Frauen der Gemeinde an der Feier des Abendmahles Theil nahm. Auch hierin bezeugte sie jene Treue bis ans Ende, welche ein feststehender Hauptzug ihres Wesens und Lebens war.

Noch auf andere Weise, als liebende Mutter, fand sie Gelegenheit, dieses Treusein bis ans Ende zu erweisen. Ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Chartres, war von einer nervösen Grippe befallen. Die Aerzte zwar versicherten, daß die Krankheit ohne Gefahr sei, das Herz der Mutter ward jedoch hievon nicht beruhigt; sie weilte bis zur Erschöpfung den ganzen Tag



am Lager des Sohnes und stand selbst in der Nacht öfters auf, um selbst zu sehen, ob der Kranke schlief. Der Prinz genas, sie selber aber, an demselben Tage, da er vom Krankenlager aufstand, ward (am 10. Mai) durch einen Anfall von Husten genöthigt, sich zu legen. Der wiedergenesene Sohn ward jetzt einer ihrer Wärter und zugleich ihr Secretär, durch dessen Hand sie der theuern Mutter in Ludwigslust Nachricht geben ließ von ihrer Beiden Befinden mit der beigefügten Versicherung, daß sie selber gar nicht krank sei. Sogar die Aerzte stimmten Anfangs dieser Meinung bei. Die Grippe nahm ihren gewöhnlichen Verlauf, und das einzig Beängstigende waren die Nervenzufälle, die am 15. eintraten, mit einem Gefühl von Erstickung, welches große Schwäche hinterließ. Montags den 17. Mai gegen Mittag hatte sich ein Anfall dieser Art in besonders großer Heftigkeit gezeigt. Doch erkannten die Aerzte noch keine drohende Gefahr, denn der Anfall kam am Nachmittag nicht wieder; der Husten war ganz verschwunden. — Gegen Abend aber, als der Puls sehr schwach geworden und die kleinen, stärkenden Gaben von Wein und Fleischgelee, obgleich die Kranke mit dankbarem Wohlbehagen sie genommen, die tiefgesunkenen Kräfte nicht mehr heben wollten, wurde der Arzt ernstlich besorgt. Im Nebenzimmer wachten Andere, im Zimmer der Kranken eine Kammerfrau, der Arzt und die Krankenwärterin. So sehr man jede hörbare Regung vermieden, bemerkte die hohe Kranke dennoch am Morgen gegen fünf Uhr den Arzt, fragte diesen verwundert, warum er noch immer da sei und weshalb er so oft ihren Puls fühle? ob er sie denn so krank finde? — Er, statt der Antwort, fragte sie, wie sie sich fühle? — Viel besser, sagte sie, und wenn mir jetzt der Morgenschlaf käme, der würde mich ganz wieder herstellen.

Sie hatte während ihrer ganzen dießmaligen Krankheit sich oft vergeblich nach der Erquickung eines gesunden, ruhigen Schlafes gesehnt: jetzt schien ihr ein solcher zu nahen; sie schlummerte ein. Der Arzt hatte sich entfernt, um im Nebenzimmer einen kurzen Bericht an die Prinzen in Twickenham und Claremont über das Befinden der Kranken zu schreiben. Er erwartete den entscheidenden Ausgang zum Tod oder zur Wiedergenesung im späteren Verlauf des Tages oder in der nächstfolgenden Nacht. Als er

aber nach etwa zehn Minuten wieder zum Lager der Kranken trat, da war weder Athem noch Pulsschlag spürbar; das Herz hatte aufgehört zu schlagen!

Die Wächterinnen am Bett hatten kein Auge von dem Angesicht der Kranken verwendet; diese, so schien es ihnen, schlief so sanft, so süß. — Ja, ihr war der Tod zu einem sanften, tiefen Schlaf geworden, aus dem sie für das Erdenleben nicht mehr erwachte.

Die scheidende Seele strahlt öfters noch über das Angesicht ihres entschlafenen Leibes einen Widerschein aus von jenem Morgenlicht der Ewigkeit, das ihr bei dem Hinübertritt in die Heimath aufging. Wer die Herzogin von Orleans gesehen, als sie zu Chalons sur Marne zum erstenmale den künftigen Gemahl mit ihren Augen sah und ihn begrüßte, der erkannte noch in dem Angesicht der Todten im Sarge die Züge jener demuthvollen Liebe, jener innersten Beugung und freudigen Erhebung, mit denen sie dem hohen Bräutigam entgegentrat. Die damalige Freude war der Augenblick eines süßen Erdentraumes; der Traum war jetzt zur Wonne der Erfüllung geworden; der Glaube zum Schauen.

Es ist ein armer Vergleich, den uns hier die Geschichte jenes Blindgeborenen gewährt, welchem Cheseldens Kunst durch seine glückliche Operation des Staares den Sinn des Sehens gab. Der Blinde war von seiner Geburt an in beständigem Verkehr mit der Welt der andern Lebendigen gewesen, er hatte aus dieser Welt Nahrung und alle Nothdurft des leiblichen Lebens empfangen, hatte die Stimme der liebenden Seinigen vernommen; die pflegende sorgsame Mutter war oft an seinem Lager gestanden oder nahte sich ihm leise, ohne daß er es wußte. Jetzt war die Binde von seinen geheilten Augen hinweg gethan, und er sah, er erkannte bei dem Hören ihrer oft vernommenen Stimmen die, welche er liebte, von Angesicht zu Angesicht, mitten in einer ihm neuen, vom Himmelslicht hellgemachten Welt.

Das Gefühl des Glückes mag bei dem plötzlich sehend gewordenen jenes höchste Maß erreicht haben, welches ein sterbliches Menschenherz fassen kann. Wir aber werden bei dem Anblick jener Entschlafenen an ein Etwas erinnert, das kein

Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und das in keines Menschen Herz gekommen ist, an jenes selige Schauen im Lichte Seines Angesichtes, das Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben. Schon das Erdenleben kann einen Vorgeschmack gewähren von einem Wachen des Herzens (des Geistes) zu Gott, während der Leib schläft. Der Schlaf des Leibes im Grabe ist allerdings ein ungleich tieferer als unser alltäglicher; das Wachen aber des freien Geistes zu Gott, den er liebt, wird ein unaussprechlich höheres sein: wäre es auch nur vergleichbar dem Erwachen eines Kindes bei dem Morgenlicht und dem Morgengeläute eines hohen Festtages. Das Kind in seinem Nachtgewand ist nicht vermögend, sich in eigener Kraft das neue Kleid anzulegen, darin es das Fest mit den Seinen feiern soll. Aber es freut sich schon jetzt des Anblicks und Naheseins der herrlich Bekleideten und des liebenden Vaters, und dieser, wenn die Stunde zum Auferstehen kommt, wird es, bekleidet mit dem neuen Gewand, hinführen zu der Feier, die niemals endet.

Wir beschreiben den lauten Jammer nicht, der alsbald, nachdem sie geschieden, am Lager der Entschlafenen erwachte. Wann war ein Schmerz gerechter, menschlich tiefer dringender, als der der Söhne um eine solche Mutter, der der Geschwister um eine solche Schwester, der königlichen Mutter um eine solche Tochter. Aber der Geist und die Braut haben für den Schmerz der Erde ein anderes Wort; in der Thräne des menschlichen Leides spiegelt sich ein Licht von oben, das sie verklärt.

Eine Leuchte war erloschen, welche, an hohen Ort gestellt, nicht nur in ihrer Nähe, sondern weit umher ihr Licht über Raum und Erdenzeit verbreitet hatte. Der Telegraph brachte schnell die Trauerkunde nach Frankreich, und schon nach zwölf Stunden waren tiefgebeugte Freunde aus Paris herbeigeeilt und standen vor ihrer Leiche, welche nicht wie der Leib einer Todten, sondern wie der einer sanft Schlafenden erschien. Es kam den Freunden so schwer an, sich von der Gewißheit des Todes zu überzeugen, daß der Anschein von wieder erwachendem Leben,

den ein zum Fenster hereinbrechender Sonnenstrahl den Zügen des theuren Angesichtes gab, eine freudige Aufregung bewirkte.

Bald fanden sich auch Viele bei dem Orte der Trauer ein, welche im Leben meinten, sich von der Fürstin fern halten zu müssen, und welche dennoch der großen Frau im Tode ihre Anerkennung zeigen wollten, denn diese hatte keinen Feind, nur die Fürstin hatte politische Gegner. Am 22. Mai, den Tag vor Pfingsten, ward der entschlafene Leib hingeführt zu seiner Ruhestätte in der kleineren Kapelle zu Weybridge, welche die Theilnahme einer irländischen Familie der vertriebenen Königsfamilie zur Verfügung gestellt hatte. Dort standen schon die Särge des Schwiegervaters und der Schwester: Louis Philipps und der Herzogin von Nemours. Der Trauerzug nahm seinen Weg von Richmond durch Twickenham und mehrere andere Ortschaften, überall herrschte die ehrerbietigste Stille, die Läden waren geschlossen, Glockengeläute begrüßte den Zug. Sechs schwarz behangene Pferde zogen den Leichenwagen, auf dem der dreifache Sarg stand, mit schwarzem Sammet beschlagen, eine silberne Platte mit der Namensinschrift auf seinem Deckel. Der lutherische Prediger Balette war aus Paris gekommen, um die Grabrede zu sprechen; es mußte dieses im Garten vor der Kapelle geschehen, denn in dieser war kein Raum für die Schaaren der Versammelten.

Und nicht im Garten bei der kleinen Kapelle zu Weybridge allein wurde dieses gethan, sondern aus allen Ländern von Europa ließen sich Stimmen vernehmen, welche in würdiger Weise es erkannten, daß die Herzogin von Orleans den Kampf ihres Lebens und seine Leiden wohl bestanden und als Siegerin ihren Lauf vollendet habe. Eine dieser vielen, damals laut gewordenen Stimmen und zugleich die, welche am treffendsten und besten sich über die Lebensführung der Vollendeten ausspricht, war die von Sarah Austin (im Londoner Athenäum). Sie schreibt von ihr unter Anderm: — — — „Ohne im mindesten blind zu sein gegen die Gefahr ihrer Stellung, hatte sie mit heldenmüthiger Ergebung diese Gefahren, mit einem solchen Gemahl und um eines solchen Landes willen getheilt. Es war der Traum ihres Lebens, ein Traum, von dem sie nie erwachte: sich jenem Lande zu widmen. Wer von der angestregten Sorgfalt



Zeuge war, mit der sie die Erziehung und den Charakter ihrer jungen Prinzen überwachte, konnte nicht umhin zu fühlen, daß dieß nicht die gewöhnliche Fürsorge einer Mutter war. So entschieden sie die Idee von sich wies, den Grafen von Paris als Prätendenten auftreten zu lassen, war es doch unmöglich zu verkennen, daß es ihr Ziel sei, welches sie nie aus den Augen verlor, ihn zu einem Manne heranzubilden, der, wenn Frankreich in einer Stunde der Noth, in einer jener krankhaften Zuckungen, die es so oft erschütterten, ihn rufen sollte, bereit sein würde, dem Rufe zu folgen und die Geschicke des Landes mit weiser, fester, makelloser Hand zu leiten. Dieses Verlangen ist nicht mit gewöhnlichem Ehrgeiz und mit thörichter Sehnsucht eines mütterlichen Herzens zu verwechseln. Sie wußte, daß die Krone von Frankreich kein Ding sei, das eine Mutter für ihren Sohn wünschen könne. Aber sie war der Meinung, daß an gewisse Stellungen auch gewisse Pflichten geknüpft sind, daß eine Nation Ansprüche hat, von denen die, an welche sie gerichtet sind, sich nicht entbinden können, und daß diese Ansprüche um so mächtiger und gebieterischer sind, je höher die Stellung ist. — — Man war stets geneigt, sich vor dieser Frau zu beugen, als vor einer Solchen, welche geprüft, aber auch gestärkt worden war über das gewöhnliche Maß unserer schwachen Natur.“



T

















